

Stephan Ludwig Roth.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Franz Obert,
Stadtpfarrer in Kronstadt.

Zweiter Band:

Stephan Ludwig Roths Schriften.



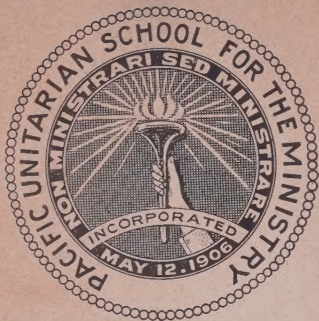
Verlag von Carl Graeser.

Wien 1896.

Kronstadt: W. Kraft.

Kronstadt: H. Seidner.

E 901
R 742 0



BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

Prof. Tadeos

Stephan Ludwig Roth.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Franz Obert,
Stadtpfarrer in Kronstadt.

Zweiter Band:

Stephan Ludwig Roths Schriften.

Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Muß wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links, mit Wonne und mit Schmerzen,
Sturmischritts erobern warme Menschenherzen.
Freitigrath.

*Die Freunde von Moskau
in Lubershausen 1896*



Verlag von Carl Gröber.

Wien 1896.

*Prof. Dr.
Carl Wilbur*

Hägen 1896

Prof. Dr. Hermann

~~E901~~
~~RT420~~

DB732

R602

1896

V. 2

G
B₇

K. u. I. Hofbuchdrucker Fr. Winitzer & Schickardt, Berlin.

Vorwort.

Der Wunsch nach einer Gesamtausgabe der Schriften Stephan Ludwig Roths ist in unseren Blättern mit so großem Nachdrucke und in so warmen Worten ausgesprochen worden, daß ich mich entschloß, dem Herrn Verleger die Bitte um Erfüllung desselben vorzulegen. Er hat mich und das Sachsenvolk durch die Gewährung meiner Bitte zu Danke verpflichtet. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß er nicht Anlaß haben werde, sein Entgegenkommen zu bereuen.

Stephan Ludwig Roth hat an gelehrtem Wissen die meisten seiner Zeitgenossen überragt. Doch um die Verwertung desselben war es ihm nicht zu thun. Er war eben nicht in erster Reihe Gelehrter. Er war auch nicht Schriftsteller vom Fache. Er schrieb in der Absicht, seinen gemeinnützigen, volkfreundlichen Bestrebungen Eingang zu verschaffen. Sein eigentlicher Lebensberuf bot ihm hiezu nicht ausreichende Gelegenheit. Aus diesem Grunde mußte er zur Feder greifen. Denn wer seinen Ansichten über allgemeine Angelegenheiten Geltung verschaffen will, kann sich damit nicht begnügen, hier oder dort ein Wort darüber fallen zu lassen; er muß schreiben, er muß sich mit dem geschriebenen Worte an das ganze Volk wenden.

Roth besitzt unstreitig in hohem Maße die unentbehrlichsten Eigenschaften eines volksthümlichen Schriftstellers: Geschick und Freimuth. Er hat überdies die meisten seiner Schriften erst, als er das reife Mannesalter erreicht, eine große Summe von Erfahrungen gesammelt und sich ein sicheres Urtheil gebildet hatte, veröffentlicht.

Trotzdem wurde die Offenheit, womit er seine Ansichten aussprach, vielfach verkannt. Die Bitterkeit seiner Gegner erscheint durch die unerbittliche, obschon harmlose Rücksichtslosigkeit seiner

Urtheile geradezu herausgefordert. Waren doch selbst seine aufrichtigsten Freunde oft genug besorgt um sein Schicksal!

Dass er sich aber durch nichts abhalten ließ, zu schaffen an dem, wozu er den Drang und den Beruf in sich fühlte, wozu ihn die Liebe zum Volke mächtig antrieb, das spricht eben am deutlichsten dafür, dass er ein rechter Mann war. Denn

„Es geht seinen Weg ein rechter Mann,
Und wollt ihr ihn irren — es geht nicht an,
Er bleibt in seinem Geleise.“ *)

Möchten seine Schriften auch in dieser neuen Ausgabe zur Schärfung der Waffen für die Sicherung des nationalen Besitzstandes der Sachsen beitragen!

Kronstadt, Juli 1896.

Franz Obert.



*) Gedichte von Fr. W. Schuster, Schäßburg 1858.

An den
Edellinn und die Menschenfreundlichkeit
der
sächsischen Nation in Siebenbürgen
eine
Bitte und einen Vorschlag
für die
Errichtung einer Anstalt
zur
Erziehung und Bildung armer Kinder für den heil. Beruf eines
Schullehrers auf dem Lande.

(1821.)



Zur bequemen Übersicht vorliegenden Entwurfs in seinen einzelnen Theilen wird es nothwendig sein, einen kleinen Umriss von dem jetzigen Zustand unserer Schuleinrichtungen im allgemeinen voranzuschicken, da sich dann aus den Anschauungen dieses Bedürfnisses die Mittel umso leichter werden auffinden lassen, wodurch die Landschulen gehoben und verbessert werden könnten.

Im ganzen genommen haben die Stadtschulen große Vorzüge vor den Landschulen, die häufig wegen vermeinter Unbedeutbarkeit im Schatten gestanden haben. Jene sind näher dem wachsamem Auge; an ihnen üben sich immer die frischen Kräfte gelehrter und williger akademischer Lehrer. Siedurch erhielten sie sich in einer Höhe, die jedem, der sie mit andern vergleichen konnte, Achtung einflößte, und blieben auch hinter den gelehrten Schulen Deutschlands nicht auffallend zurück. Dieses Zurückbleiben aber unserer Stadtschulen hinter den Schulen im Reiche läßt sich dadurch erklären, daß die obern Classen besser besorgt und hervorgezogen, die untern im allgemeinen mehr außeracht und vernachlässigt wurden. Denn den fähigeren Kopf suchte man in der Regel so bald als möglich in die obern Classen zu bekommen, auch that dies jeder einzelne: einmal, weil man sich da leichter einen Namen zu erwerben hofft, und dann, weil nur wenigen die Freuden bekannt sind, die in der heiteren Elementarbildung liegen. Wenngleich alle auch die untern Classen durchliefen, so rückten sie durch die Promotionen schnell von einer Classe zur andern, bis sie oben ankamen. Hier blieben sie gemeinlich längere Zeit entweder von selber, oder durch Beschlüsse, oder andere Umstände.

Wie viel auch würdige Geistliche für den Flor ihrer Dorfschulen thaten, so wurde dennoch im ganzen wenig mit dieser Sorge ausgerichtet. Der Wahrheit gibt man gern dies Zeugnis, daß von Seiten geistlicher und weltlicher Inspection sehr viel Wachsamkeit auf das Schulwesen verwandt worden, daß aber die entschlossenste Thätigkeit und der beste Wille von Seiten der Inspection an retardierenden inneren Einrichtungen desselben ermüden und ermatten mußte. Denn dieselben

sind von der Art, daß sie aus sich selbst sich weder in Bewegung setzen, noch, wenn sie von außen einen Stoß bekommen haben, sich in derselben nun erhalten können. Es fehlt zwar vielen Schulen auch an äußerer Handbietung und hinlänglicher Unterstützung — aber vor allen Dingen ist in den Dorfschullehrern selbst kein Leben, keine Regsamkeit, keine Thätigkeit. So wie es bei einem Baume zwar allerdings nöthig ist, daß der Gärtner Sorgfalt dafür trage, daß er in guter Erde stehe, den Sonnenstrahlen zugänglich sei, und den übrigen Einwirkungen des fruchtbaren Wetters — ebenso nothwendig ist es, daß innen in dem Baume die schaffende Gewalt und das organische Leben gesund und wirksam sei. Diese innere Kraft ist es, welche in der Wurzel, dem Stamm und den Ästen wirkt; sie saugt die Nahrungssäfte ein, theilt sie den Fasern und allen Gliedern mit, zerlegt diese Säfte und entwickelt Bildungstoff für Blüte und Frucht daraus. Fehlt diese innere Kraft, so wird dieser Baum im fetten Boden, in einer sonnigen Lage, im fruchtbarsten Wetter keine Früchte tragen können, sondern abwelken und sterben.

Nur, wenn von außen die gehörige Pflege angewandt worden, und zugleich im Innern des Baumes der schöpferische Trieb ungeßört wirkt, können auch die Früchte schön und nach Erwartung sein. Diese äußern und innern Bedingungen zur Fruchtbarkeit eines Baumes finden auf das Schulwesen eine treffende Anwendung, und sind zusammen selten bei diesen gewesen. Der krankhafte Zustand unserer Dorfschulen findet aber darin seinen vorzüglichsten Krankheitsstoff, daß die Schullehrer, als Seele, den Schulen nicht das sind, was sie sein sollten; darum es auch nicht zu zweifeln ist, daß alle getroffenen Anstalten und Maßregeln zur Verbesserung der Landschulen so lange scheitern werden, bis die Inspection an den Schullehrern thätige und verständige Vollstrecker ihrer bessern Einsichten und Befehle hat. Die Lähmung der Schulen beruht nur allein in dem Mangel an Fortwirkung einzelner Räder der Maschine aufeinander. Von der Feder wird, aus Mangel an innerm Trieb, der größte Kraftaufwand erfordert, damit nur einigermaßen sich eine Bewegung unter den Gliedern erhalten möge. Die Bildung tüchtiger Schullehrer wäre demnach nicht nur das Erste, sondern auch das Einzige, worauf gesehen, und was gesucht werden müßte. Die beste Organisation, die besten Schulpläne, die wachsamste Inspection, die thätigste Handbietung würde entweder keine, oder doch nicht so wohlthätige Folgen haben, als die Bestellung und Versorgung der Schulen mit tüchtigen Lehrern, die, für dieses alles empfänglich, von außen angesprochen, noch mehr aber von innen getrieben, mit Gewissen-

haftigkeit und Kenntniß ein Geschäft versehen, welches die volle Aufmerksamkeit aller derer verdient, die dem Vaterlande, und insbesondere dem Landvolke mehr durch That als Worte rathen und helfen wollen.

Die Einrichtungen aber, die zur Bildung der Schullehrer fürs Land bestehen, sind im allgemeinen und mit wenigen Worten diese:

Ein Knabe, der sich, entweder aus besonderer Lust, oder auf Verlangen der Seinigen, zum Schulstande entschließt, sucht sich einen Schulmeister aus, der ihm einen kleinen Lohn für ein Jahr aussetzt, und ihn dann, während der festgesetzten Zeit, wie seinen Diener, zu allen Geschäften brauchen kann. Den Unterricht genießt er mit den Knaben des Dorfes, nur wird er besonders in der Musik unterwiesen, wobei sich der Schulmeister besonders Mühe gibt, um ihn darinnen bald so weit zu bringen, damit derselbe als Sopransänger in der Kirchenmusik mithelfen könne. Sind die bedungenen Jahre verstrichen, so umsieht sich der Discantist um eine Collaboratorstelle, und ist dem Schulmeister nicht als Diener, wie bisher, sondern als Gehilfe untergeben. Von dieser Stelle schreitet er zu der eines Cantors, der in den meisten Orten einziger und beständiger Lehrer in der Mädchenschule ist und zugleich den Dienst eines Vorsängers in der Kirche versieht. Von hier aus wird der Cantor gewöhnlich Schulmeister. Es bleibt aber jedem frei, auf ein Gymnasium zu gehen, oder nicht, um sich weiter zu bilden; diejenigen, welche auf einem Gymnasium gewesen sind, stehen in einem größern Ansehn und bekommen bei der Bewerbung um eine Stelle gewöhnlich den Vorzug.

Diese Einrichtungen zur Bildung des Volkes und seiner Schullehrer enthalten Mängel, die beim ersten Anblick niemand bei ihnen suchen würde. Alle Fehler im einzelnen aufzuzählen wäre vergeblich und eine unnütze Mühe. Es sei mir aber erlaubt, nur die bedeutenderen hieherzusetzen, deren Hebung nämlich dieser Aufsatz bezweckt; auf die übrigen werde ich ein andermal zu kommen Gelegenheit haben.

Dieses thue ich aber aus der Absicht, um einigermaßen ins Licht zu setzen, wie sehr wir einer Anstalt bedürfen, die sich dazu bestimmt, Volkslehrer zu bilden.

1. Die Zeit der Lehrjahre, die die Knaben (Schuljungen) bei den Schulmeistern, wie sie jetzt sind, zubringen, kann man beinahe als verloren ansehen. In der Ausbildung für sich und ihren künftigen Beruf machen sie sehr wenige Fortschritte; — in den Sitten verschlimmern sie sich, wie dies jedermann weiß.

2. Die untere Abtheilung der Dorfschule, die der Collaborator, oder gegen Ende seiner Lehrjahre der Discantist versieht, ist fortwährend

verdammt, Unterricht von einem selbst Ununterrichteten und Unerzogenen (Ungezogenen) zu erhalten. Ehe sie noch eine Anweisung dazu genossen haben, wie sie unterrichten sollen, ehe sie ein Gymnasium besucht haben, ertheilen sie im voraus Unterricht. Hierzu aber ist selbst mehr als eigene Bildung nothwendig; es gehört hiezu noch ein Überblick des Ganzen, wie klein es auch sei, in pädagogischer Rücksicht, wodurch es dem Sachkundigen allein möglich ist, in den einzelnen Fächern grade diejenigen Fäden in Bewegung zu setzen, die am meisten dazu geeignet sind: die Wissenschaft an das Bewußtsein, die Kunst an den Geschmack und die moralischen und religiösen Überzeugungen ans Gewissen und die Offenbarung zu knüpfen. In dieser Rücksicht hat uns nur der Mangel und die Noth gegen Erfahrungen taub und blind gemacht, die wir sonst allgemein bei Künsten und Handwerken als wahr anerkennen. Wir sehen, daß alles gelernt werden muß, wenn man etwas wissen und können will, und daß zu den leichtern wie zu den schwierigern Gewerben Unterricht darin erforderlich ist. Sollte die Kunst, Stiefel oder Uhren zu verfertigen, eines, die Kunst aber, Menschen zu Menschen, Bürgern und Christen zu bilden, keines besondern Unterrichts bedürfen?

3. Entschließt sich nun einer auf ein Gymnasium zu gehen, so fehlen ihm auch die nothwendigsten Vorkenntnisse. Er kommt unvorbereitet dahin.

4. Ist diese Einrichtung für den Armen zu kostspielig, woher es kommt, daß oft zu den Seminarien Subjecte zugelassen werden, die einiges Geld, wenig Verstand und oft kein Gemüth haben. Mir ist kein einziger Fall bekannt, daß man einen, der sich zu einem Seminarium gemeldet hätte, wegen Blödigkeit des Verstandes oder wegen Mangel an Gemüthlichkeit abgewiesen hätte.

5. Es werden hiedurch aber, selbst wenn alles andere in der Ordnung wäre, mehr die reichen und wohlhabenden Dörfer als die ärmeren, verlasseneren und hilfsbedürftigern unterstützt, was besonders für ein Colonial-Volk, welches von gebildeten Ländern seiner Zunge getrennt ist, die traurigsten Folgen und die unberechenbarsten Nachtheile bringt. Wir sehen es an den meisten Ortschaften, daß sie Kleidung, Sprache, Sitte (Nationalität) vertauschen, wenn sie nicht Schule und Kirche dabei erhalten. Das Dasein unserer Nationalität knüpft sich, vielleicht wie bei keinem andern Volke in der Welt, so nahe an Kirchen und Schulen. Ohnedem schmiegte sich der deutsche Charakter mit großer Leichtigkeit selbst dem an, was ihm fremdartig ist. Kommen Deutsche, etwas abgeschnitten von größeren Partien, mit fremden Völkern in Verbindung, so dauert es nicht lange, sie ziehen den deutschen Rock

aus, verlaſſen die Muttersprache und bedienen ſich der fremden, zuerſt aus Bedürfniß und dann aus Gewohnheit. Wie viele Ortschaften ſind nicht in unſerem Vaterlande für uns in Kleidung, Sprache und Sitte untergangen? — Soll unſer Häuſchen in Siebenbürgen, in den Comitaten fürs erſte, und dann in den gemiſchten Ortschaften, nicht unſerm Volk und dadurch zugleich demjenigen Grade der Cultur, welchen wir Sachſen beſitzen, absterben und verloren gehen, ſo muß es jedem, der ſein Vaterland, ſein Volk und deſſen Bildung liebt, am Herzen liegen, daß wir durch diejenigen Mittel, die in der Auszubildung der Sprache, in der Erhebung und Stärkung durch den Unterricht liegen, dieſe theuren Brüder an uns feſtzuhalten ſuchen, nicht nur weil dieſe Mittel die wirksamſten, ſondern weil es zugleich die einzigen ſind. Bei der Verbeſſerung der Dorſſchulen in den Einrichtungen zur Bildung für Schulmeiſter iſt es von großer Wichtigkeit, die Schuleinrichtungen ſo zu treffen, daß jeder Ort, der reiche wie der arme, mit einem guten Schullehrer verſehen ſei. Bei der jetzigen Einrichtung bleiben die ärmeren Ortschaften nicht nur ohne ſolche Schulmeiſter, welche ein Gymnaſium beſucht haben, ſondern es bewerben ſich auch um dieſe, wegen der ärmeren Dotation, nur die minder brauchbaren. Nur durch eine ſolide Erziehung von Schullehrern iſt es möglich zu bewerkſtelligen, daß ſie einen heiligen Begriff von der Verlaſſenheit ſolcher Orte bekommen. Den Armen ſoll das Evangelium gepredigt werden.

6. Gewöhnlich kommen ſie auch zu ſpät aufs Gymnaſium. Sie ſind meiſtens im Alter ſo weit vorgerückt, daß bereits der Charakter geſchloſſen iſt. Hiedurch haben ſie aber eine beſtimmte Richtung genommen, die für das Leben entſcheidend iſt. Mit dieſem Geiſt hören ſie den Unterricht an, mit dieſem Geiſt verarbeiten ſie den gegebenen Stoff, und ziehen, dieſem Geiſte nach, aus jedem Gegenſtande Honig oder Gift. Da in dieſem Alter die Bildſamkeit des Charakters aufhört ſo läßt ſich ihre Denkuugsart ſchwer mehr ändern. Sie haben ihre moralische Haltung; die Entſcheidungsperiode iſt vorüber und mit dieſem psychologiſchen Schritte hat die Anſicht vom Leben, vom Beruf, von Menſchenwürde eine Härte erlangt, in die keine Wortlehre einen Eindruck mehr machen kann. Von einer Veredlung durch den Unterricht kann ſo ſpät hier kaum noch die Rede ſein.

7. Der Aufenthalt in den Städten iſt dieſen Unerfahrenen in ſittlicher Hinſicht ebenſo ſchädlich, als er ihnen in intellectueller nützlich ſein ſollte, aber nicht iſt. Es war auch hier einſt der Fall, daß in damaliger Zeit die Bemühungen in der Schule durch fromme Sitte, durch häuſliche Tugend und Ehrbarkeit unterſtützt wurden, und ſelbſt

das Leben außer der Schule gab dem Worte des Lehrers in der Schule sein gehöriges Gewicht und seinen Nachdruck. Jetzt aber liegt das Leben mit seiner ganzen Stärke größtentheils gegen die Schule, und dasselbe ist eher bemüht niederzureißen, als beim Baue zu helfen. Die Seminaristen kommen daher schon weit seltener in der Unschuld eines Kindes auf die Stadtschule, und verfallen daher hier, bei den häufigen Gelegenheiten, mit einer Leichtigkeit in Paster, die ihnen in der Trennung von dieser Gelegenheit nie so leicht und häufig zutheil geworden wäre. Ohnedem verweist sie ihre Abkunft, ihr Stand, der Grad ihrer Bildung in den Umgang von solchen Menschen, wo sie für ihre Bildung keinen Gewinn, für ihre Sitten keine Feile und für ihre Moralität wenig Nahrung finden.

8. Diese Versetzung aus dem stillen Dorfe in die geräuschvolle Stadt macht aber auch unsere Schulmeister mit dem bürgerlichen Hochmuth bekannt, der sich gern über die Einfachheit des Landvolkes und seine abweichenden Sitten lustig zu machen pflegt. Es erscheint ihnen demnach in der Stadt das Landvolk minder ehrwürdig wie im Dorfe, und das rohe Äußere des Landmannes verbirgt den Augen des Städters, wenn er über ihn urtheilt, seine Gewissenhaftigkeit in Eiden, seine Liebe zum väterlichen Hause, seine familiären Tugenden, seine Aufopferung für seine Hausgenossen, seinen Fleiß und seine Frömmigkeit. Ohnedem kennt der Bewohner des Dorfes seine beneidenswerte Lage nicht; ist gewohnt, das Stadtleben für ein Herrenleben anzusehn und hat dadurch, daß in den Städten die Jurisdiction wohnt, im voraus eine Achtung für den Bürgerstand und dessen Urtheile. In dieser Meinung auferzogen, nimmt er diese Urtheile als bare Münze an und ist bemüht, sich demselben von einer besseren Seite zu zeigen. Er gefällt aber umsomehr, je mehr er zum Städter wird, d. h. je weniger er Landmann bleibt. Die Eitelkeit, die er mit den modischen Kleidern anzieht, bestreift sein Herz, und der Hochmuth läßt ihn auf sein einstiges Scheiden von der Stadt nur mit Wehmuth sehen, und er fügt sich in sein Schicksal, was er für eine Verbannung ansieht, nur aus der Rücksicht, daß er nicht immer in der Stadt bleiben könne aus Mangel an Versorgung. Die Veringerschätzung der Schulmeister in den Städten und die bagatelle Behandlung seines Berufes erstickt in ihm die Gefühle von der Wichtigkeit desselben und die hohe Achtung für den Bauernstand, die sein künftiges Amt unumgänglich von ihm fordert.

9. Ihre Theilnahme auf den Stadtschulen an dem Unterricht der andern gebildeten Tugaten in einerlei Classe ist für jene ebenso hinderlich, als für diese höchst unvortheilhaft. Jene stehen höher, und die gesammte

Grundlage ihres ganzen vorigen Unterrichts macht an den Professor die Forderung: den Gegenstand wissenschaftlich aufzufassen und darzustellen. Durch diese Vermischung aber werden entweder die Vorgerücktern, zum Schaden der Seminaristen, weiter gebracht oder, wegen diesen, vernachlässigt. Daher kommt es, daß diese z. B. im Vortrage der Physik, wo mit Hilfe der Algebra Auflösungen gemacht werden, eine leere tödtende Langweile empfinden müssen; oder daß jene, wenn man auf die Fassungskräfte dieser Rücksicht nimmt, gleichen Schaden, nur in andrer Art, leiden. In der Naturgeschichte ist es derselbe Fall, wo ihnen in der Botanik besonders die lateinische Terminologie, in der Zoologie die Unbekanntschaft mit der Geographie, in der Mineralogie entweder die Anschauung oder der Mangel an Kenntniß der davon bereiteten chemischen Fabricate, oder physischen Benutzungen derselben, und endlich in der Geschichte auch die minder schweren Lebensverhältnisse eines Volkes ewig im Wege stehen. Diese Collision der gebildeten Tugaten mit diesen Ankömmlingen wirkt in allen Fächern, die sie zusammen an hören, auf beide nachtheilig zurück, und ein großer Theil der theuren Zeit in der Stadt geht durch diesen Übelstand, gleichfalls für beide, verloren.

10. Auch ist ihr Aufenthalt in der Stadt, wegen den Bedürfnissen, die sie hier haben, oder sich machen, zu kurz. Wenn es hoch kommt, so sind es 2—3 Jahre. Diese wären allenfalls hinreichend, wenn sie vorbereitet das Gymnasium beträten. Wie ist es möglich, sich in dieser Zeit gründliche Kenntnisse zu erwerben? Sie genießen Unterricht in der Sprache, in der Mathematik, in der Religion, in der vaterländischen, wie auch in der Weltgeschichte aller Zeiten, in der theoretischen und experimentellen Physik, in den drei Naturreichen, in der Musik, im Lesen und Schreiben. Wo ist noch die Pädagogik, mit der dann alle diese Fächer noch einmal durchgegangen werden müssen, um den Zöglingen an denselben die Methode zu entwickeln — ohne die aller dieser Unterricht, wenn auch nicht für sie, doch für ihren Beruf verloren ist? An der Erlernung dieser Fächer hat eine Jugend, die vorbereitet ist, während dieses Zeitraumes hinlänglich zu thun; sollten wohl diese, die da roher in die Stadt kommen, so viel leisten können, selbst wenn auf die methodische Anleitung noch keine Rücksicht genommen würde? — Für sie als Lernende, für sie als dereinst Lehrende ist die Zeit ihres Aufenthaltes zu kurz.

Es ist daher nur unsern mangelhaften Schuleinrichtungen die Schuld zuzuschreiben, wenn unsere Landlehrer nur von einem Firniß überzogen sind, und daß ihre Kenntnisse, ihr Wissen und sonstige

Ansichten von einem oberflächlichen Auffassen den klarsten Beweis geben. So müssen auch ihre pädagogischen und philosophischen Überzeugungen ein trockenes Nachbeten sein, da sie sich nicht auf die Thatsache des Erkennens, sondern nur auf den Schein eines bloßen Raisonnements gründen. Aus diesem Hellsdunkel halberkannter Wahrheiten entspringen denn auch die Täuschungen, in die sie ihr Dünkel (Dunkel) hineinzieht; aus der Bodenlosigkeit ihrer verwirrten Begriffe von Amt und Welt entwickelt sich auch in derjenigen Stärke die Sinnlichkeitsansprache, die von Zöglingen knechtische Unterwürfigkeit fordert und gegen Obere mit Anmaßungen hervortritt, die manchem Vorgesetzten den Besuch der Schule verleiden, und die Aufsicht über sie zur Last machen. In dem Nebel ihrer hohen Meinung von ihrer Person scheint es ihnen überflüssig, sich die Neigungen der Zöglinge zu erwerben, wo man den Gehorsam (den äußern) durch Macht erzwingen kann. Deswegen herrscht auch in unsern Schulen die Angst mehr als das Vertrauen, die Furcht mehr als die Liebe. Diese Lieblosigkeit behandelt auch unsere Kinder mit einer Härte, daß sich die Kinder freuen, wenn es zum Weggehen läutet, oder sich sogar Ursachen suchen und erdenken, aus ihr wegzubleiben. Habe ich Unrecht oder behaupte ich zuviel, wenn ich sage, daß in der Behandlung dieser zarten Pflanzen von ihnen mit einer Willkür, bisweilen mit einer Roheit verfahren wird, deren Anblick jeder menschenfreundlichen Theilnahme wehe thut?

11. Wie bisher an andern Orten in der Pädagogik nur selten scharf der Unterschied zwischen Erziehung und Unterricht aufgefaßt, und in der Bildung verschmolzen worden ist, wodurch allein bei der Entwicklung unserer Kräfte und Anlagen die Verebdlung unserer Natur möglich wird, wodurch allein entschieden wird: ob unsere Kräfte menschlich und zum Dienste des Göttlichen, oder thierisch und zum Dienste des Sinnlichen sich entfalten sollen; ebenso ist auch in unseren Bildungsanstalten für Lehrer dieser Unterschied bisher nie recht ins Auge gefaßt, erkannt, gewürdigt und verschmolzen worden. Es ist aber für das Geschäft eines Lehrers von Bedeutung, daß er jeden Lehrgegenstand als Bildungsmittel für Erziehung zu benützen versteht; es ist nicht genug, die Klugheit des Menschen im Verstande, und eine richtige Ansicht in den mannigfaltigen Fächern menschlicher Wissenschaft angezündet zu haben; die Bemühung des Lehrers muß dazu treten, damit das Herz bei dem Aufgehen des Verstandes in seiner Unschuld erhalten werde, daß zugleich der Wille, durch Einsicht gestärkt, nie einen schlechten Entschluß durchführe. Das Herz, welches im einzelnen schlägt, erwärmt der Unterricht noch nicht, dasselbe umfaßt auch nicht durch ihn seine

Umgebung mit Liebe und Wohlwollen, sondern diese moralische Richtung nach unten und die religiöse nach oben gibt allein Erziehung. Aus Trennung und Absonderung rührt es auch her, daß so Kenntnisse, Künste und Erfahrungen der Welt nicht so großen Nutzen leisteten, und daß sie im Dienste herzloser Berechnungen nur Mittel sind, um eigennützige Pläne mit mehr Sicherheit durchzuführen, oder sich durch den vom Gewissen gesonderten Verstand gegen die Strafe der Gesetze zu schützen und zu sichern.

Solche Fehler, deren Nichtbeachtung für ein Institut dieser Art ein pädagogischer Bankerott waren, fanden besonders darin ihren Ursprung, daß:

12. Die Führung des Seminariums bisweilen solchen Leuten zugetheilt wurde, die sich bisher keinen besonderen Beruf aus der Pädagogik gemacht hatten, daher leichter Fehler begehen, und schwieriger einsehen konnten. Mit Recht muß man auf Rechnung dieser untergelaufenen Irrungen setzen, daß:

13. Diese Anstalten, die zur Bildung von Schullehrern bestimmt sind, diese Seminaristen gerade in demselben Augenblick dem Unterrichte geben entziehen, wo sie darin unterwiesen werden (sollten), wie sie unterrichten sollen. Sie müssen auf diese Art außerhalb des Wassers schwimmen lernen.

14. Durch den bei uns eingeführten Lehrerwechsel kommen die Seminaristen oft während ihres kurzen Aufenthalts in die Hände mehrerer, die noch dazu über einen Punkt der verschiedensten Meinung sein können, wodurch in den Grundsätzen während eines halben Jahres wieder umgestoßen wird, was in einem andern mühsam aufgebaut wurde.

15. Vielleicht ist auch dieser Lehrerwechsel mit daran schuld, daß sich die einzelnen Lehrer nicht in das Wesen des psychologischen Entwicklungsganges unserer Natur einarbeiten konnten, wodurch:

a) übersehen wurde, daß Menschen von den verschiedensten Anlagen, Kenntnissen, Fortschritten und Jahren im Unterrichte nicht einen Gang zugleich geführt werden können, und daß

b) in diesem Unterrichte selbst weder eine feste Basis in ihrer eigenen Ausbildung, noch in ihrer Vorbereitung zum Berufe stattfand;

c) in Verbindung mit dem übrigen stand auch, daß nach Willkür oder Einsicht die Anzahl und die Folge der Stunden gewählt, und diese selbst ausgefüllt wurden. Nur wenige Seminaristen werden demnach während ihres ganzen Aufenthalts, in den sich dazu mehrere Professoren theilen, nach einem bestimmt abgemessenen Course geführt worden sein, woraus man sich leicht einbilden kann, daß hiebei die Übereinstimmung

eines Lehrgegenstandes mit dem anderen fehlen mußte, oft auch in offenbaren Widerspruch gerathen konnte. Das Nachfolgende stützt sich in jeder Wissenschaft auf ein Vorhergegangenes; wie schwer, und manchmal wie unmöglich muß es den Zöglingen werden, das Nachfolgende zu verstehen, wenn sie das erstere wegen Mangels an Kenntniß nicht eingesehen, oder zu spät zu demselben gekommen waren!

Diese sparsamen Rügen unseres Landschulwesens werden zur Überzeugung hinreichend sein, daß ohne Beseitigung derselben weder an tüchtige Lehrer, noch an gute Volksschulen zu denken ist. Von allen andern Mängeln in der Polizei, Ökonomie und Methode der Landschulen zu geschweigen, weil sonst leicht die Anzahl derselben auf das Doppelte stiege, will ich noch nur berühren, was in einem gewissen Bezuge zum Lehrer steht; nämlich, daß in keiner Stadt eine Sammlung pädagogischer Bücher besteht, wodurch sie sich in der Stadt helfen und auf dem Lande weiter bringen könnten; — daß die meisten von der Schule ohne Prüfung fortkommen und zu Stellen zugelassen werden; — daß bei der Wahl der Schulmeister, wo man mehr auf die geringere Unbrauchbarkeit, als auf die größeren Vorzüge sehen muß, mehr Kenntniß in Musik, als Anlage zum Lehramte und der moralische Charakter entscheidet; — daß bei dem beständigen Lehrerwechsel weder das genaue Band zwischen Lehrer und Schüler geknüpft werden kann, noch, bei der Veränderlichkeit der Stelle, es selbst dem Edlern möglich wird, nach seiner Ansicht das für die Schule zu thun, was er von rechtswegen thun sollte und von Herzen gerne thun würde, wenn er wüßte: Hier sollst du leben, hier sollst du sterben!

Bitte und Vorschlag

über die

**Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder
für den heil. Beruf eines Schullehrers auf dem Lande.**

Aus den Anschauungen verschiedener Einrichtungen für Erziehung und Unterricht bildete sich im Verlaufe von drei Jahren der Gedanke: wie am leichtesten und zweckmäßigsten im lieben Vaterlande das Landschulwesen zu verbessern sei, zu dieser Gestalt aus, welches Resultat ich hiemit der Beurtheilung vorlege.

Es besteht in einem Plane zu einer Anstalt für Unterricht und

Erziehung armer Kinder für den h. Beruf eines Schullehrers auf dem Lande. Bei einer selbst dürftigen Handbietung zur Erreichung dieses Zweckes würde doch im Verlaufe mehrerer Jahre diese Anstalt intellectuelle moralische und ökonomische Kräfte entwickeln, die ihre Existenz über das Leben eines Menschen hinaus mit Zuverlässigkeit sichern könnten. Sie beruht auf sehr einfachen Mitteln, erfordert keinen großen Aufwand von Kosten und bedarf zu ihrer Realisirung keine sonstige äußere Reform unseres Schulwesens — wird aber durch einige wohlthätige Abänderungen darin nur befördert und gehoben werden.

§. 1. Die ökonomische Lösung dieses Problems besteht in dem, daß sich diese Anstalt durch Feldwirtschaft selbst erhält. Sie fordert ein Haus mit umliegenden Gründen zur Bearbeitung. In dieses Haus treten solche Zöglinge, die wegen ihrer Armut einen Anspruch auf eine besondere Berücksichtigung haben. Die Wahl solle in der Bestimmung zu einem solchen Berufe nicht auf dem bloßen Gelüste beruhen, den Kinder oder Eltern haben: sich über den Bauernstand erhoben zu glauben; die Wahl darf auch nicht auf solche Kinder fallen, die aus Scheu vor körperlicher Anstrengung und anhaltender Arbeit des Bürgerstandes auf den Schullehrerberuf, wie auf eine Ruhebank, fallen; vielmehr muß sie ein unschuldiges Bedürfnis des Herzens sein, gleich frei von Eitelkeit, wie von Arbeitscheu. Nur wer diesen Stand aus reinen Absichten und mit heiligen Entschlüssen ergreifen kann, wird bei dieser Herde ein rechter Hirte sein. Haben ihn Eitelkeit, Vortheile oder Scheu vor körperlicher Anstrengung hiezu gereizt, so kann er für seine Schule nur ein Mietling werden. Vorzüglich aus Kindern der Armen sei die Wahl zu treffen. Hier weckt die Noth manche Kraft, die im Wohlstande sonst immer geschlafen hätte. Dadurch, daß das Kind des Armen sich alles schafft und selbst thut, erweitern sich seine Kenntnisse von der Umgebung, und es verstärkt sich seine Kraft im Sehen, Hören und Thun in eben dem Grade, als sie gebraucht wird. Das Kind des Armen hat von Gotteswegen Ansprüche auf Hilfe und Handbietung zu seiner Erziehung an die bürgerliche Gesellschaft. Wo immer das Göttliche im Menschen Anerkennung findet, wird auch des Armen im Lande gedacht. Auf der Wagschale des bürgerlichen Lebens bietet ohnedem die Verwahrlosung des niederen Volkes, und der daraus erzeugten Sinnlichkeitsansprache — in dieser Zeit — eine furchtbare Aussicht dar. Ebendieselben Kinder, die, ihrem Zustande überlassen, für die bürgerliche Gesellschaft zugrunde gehen, und ihr durch ihre Verwahrlosung sehr zur Last fallen, können, menschlich gebildet und in sich erhoben, im Weinberge Gottes die tüchtigsten Arbeiter werden.

§. 2. Zu Anfang kommt nur eine kleine Anzahl ins Haus, weil deren Geist für dasselbe auch für die Zukunft entscheidend ist. An ihnen muß die Anstalt einen festen Kern erhalten. Während eines Jahres muß diese Anzahl mit aller Sorgfalt und Mühe in Sitten und Kenntnissen ausgebildet werden, damit dieselbe eine überwiegende Stärke über die Neuankommenden ausüben kann. Diese wissen es schon, dies sei eine Haushaltung in christlicher Liebe und Thätigkeit, und sehen die Wichtigkeit für ihren physischen und moralischen Bestand ein, daß ein frommer Sinn — Liebe und Ernst darin herrsche. Sogleich, wie die Jüngern ankommen, nehmen sie sie mit aufs Feld, wo sie ihnen Handgriffe zeigen und Vortheile weisen. Auch fangen sie ihre Vorschritte, die sie binnen eines Jahres gemacht haben, unter Aufsicht an mitzutheilen. Dieser Kern, der sich während eines Jahres durch allein-genossenen Unterricht zur Grundlage der Anstalt ausbildet, ist für das Haus wichtig, damit die Neuangekommenen durchs lebendige Beispiel und das tägliche Anschauen der Früheren sich in den Zug geben, oder von diesen, wenn sie die Schranken verlassen wollen, in demselben zurückgehalten werden. Im dritten Jahre würde wieder eine frische Anzahl Kinder eintreten, welche unter die Aufsicht der zweijährigen gestellt wären und von ihnen Unterricht genöffen; die zweijährigen aber bleiben unter der Aufsicht und in der Lehre der dreijährigen.

§. 3. Wie viele Jahre man nun brauchen würde, um die ersteren auszubilden, so viele Abtheilungen würde man erhalten. Würde ihre Erziehung in fünf Jahren vollendet, so wären fünf, würde sie in sechs Jahren vollendet, so wären sechs Abtheilungen. Gesezt: die ersten hätten sich dazu ausgebildet, um einem Amte vorstehen zu können, so würde die erste Abtheilung austreten, und wieder von vorne eine neue Abtheilung angenommen werden. Nun wäre die Maschinerie der Anstalt vollendet. Nimmt man eine Abtheilung fünf bis sechs Knaben stark an, und es würde ein Cursus in fünf Jahren zurückgelegt, so wäre die Gesamtzahl 25—30 Zöglinge, was für unsere Volksmenge nur soviel ist, daß neben dieser Anstalt auch wie bisher die Seminarien bestehen können. Es wird hiedurch den Dörfern der Vortheil werden, daß sie leichter eine Auswahl treffen können. Diese natürliche Einleitung möchte diese Vortheile gewähren.

1. Der Lehrer der Anstalt bekommt Gehilfen aus dem Hause und für das Haus. Die Geschickteren und Erprobten bleiben fortwährende Gehilfen, was, im Falle der Lehrer stirbe, der Anstalt über das Grab dieses Einzelnen hinaus die Fortdauer sichern würde.

2. Die in der Anstalt gebildeten Dorfschulmeister dürften zur Bildung ihrer Gehilfen auch einiges beitragen.

3. Durch diese Abtheilungen wird auch in der Anstalt selbst ein fester Gang eingeleitet. Er bestimmt den Eintritt ins Haus, die Dauer des Aufenthalts und den Austritt, wonach sich der Lehrer richten kann; er weiß: wo er anzufangen hat — wie viel Zeit vor ihm ist — und wenn geschlossen werden muß.

§. 4. Von dem Ertrage ihrer Arbeit erhält sich die Anstalt selbst. Die Speise, welche auf den Tisch kommt, und den Rock, der auf dem Leibe ist, verdanken die Zöglinge ihrem Fleiß und ihrer Thätigkeit auf dem Felde und im Garten.

Zur Ausführung dieses Gedankens gibt die Noth den ersten Rath und die erste Veranlassung. Es sind keine Fonds da, die der Anstalt zugebote stünden, um diese Kinder jahraus, jahrein zu unterhalten. Da von dem Capitale zu ihrem Unterhalte nur die Zinsen verwendet werden könnten, so müßte eines von solcher Größe vorhanden sein und zu Diensten stehen, wie es jetzt noch nicht gehofft werden kann, daß es zu Diensten stehe.

Was hier die Noth lehrt, ist für den Charakter dieser Schule eine andere Empfehlung, eine nothwendige Eigenschaft. An der Übung physischer und intellectueller Kräfte bei der Bestellung des Feldes entwickelt sich die moralische Kraft der Sparsamkeit und des Fleißes. Zudem sind in der Armut Kräfte verborgen, die sich bei einer psychologisch eingeleiteten Thätigkeit zu Hause und auf dem Felde sicher ergeben, deren Keim aber bisher noch nie bei einer Unternehmung dieser Art als Bildungsmittel moralischer, physischer und intellectueller Fähigkeiten in dem Grade benutzt worden sind, als sie benutzt werden können. Grade die Armut ist wesentlich, daß sie darin aufgenommen, erzogen und entlassen werden. Denn diese Armut ist nicht die Unbehilflichkeit oder das Nichtkönnen, sondern es ist dies nur ein Mangel an äußerem Haben und Reichthum bei innerem Besitz; es ist dies die Armut, die nach ihrer Ausbildung noch anderen von ihrer inneren gebildeten Kraft und künstlerischen Fertigkeit der Erwerbsfähigkeiten mittheilen kann. Alle Umstände, alle Einrichtungen für physisches Dasein gehen daher aus diesem bildenden Principe aus, und es sei diese Schule, selbst wenn der Anstalt große Schätze zugebote stünden, in Armut und Sparsamkeit gehalten. Ein Haus auf dem Lande mit umliegenden Gütern ist daher alles, was diese Anstalt für die Zukunft in Rücksicht ihrer ökonomischen Existenz braucht. Im Anfange sind jedoch einige Opfer besonders für die Anschaffung der Einrichtung und zum Ankaufe des unentbehrlichen Viehes vonnöthen. Der pecuniäre Zuschuß, welcher bei der Einrichtung erfordert wird, richtet sich nur nach der Größe, in

welcher das Ganze angelegt wird, und nach der Ausdehnung, die man demselben einzuräumen gesonnen ist. Dieser Zuschuß an Geld wird nicht ganz unbeträchtlich sein. Kauft man den Boden, so sind größere Summen nothwendig; wird er nur gepachtet, so reicht man mit einer kleineren Summe aus. Es kommt hier, wie beim Privatmann, bei der Anschaffung eines Bodens in Betracht, daß das Kaufgeld nur einmal, der Pachtschilling Jahr für Jahr erlegt wird. Ist einmal dieses in Ordnung, und steht der Anstalt für ihren Bedarf die freie Benutzung des Bodens zugebote, so ist für die Zukunft die Zulage nicht mehr groß, und eine Anstalt, die auf dem Grundsätze der Armut beruht, die aus Liebe zum Volke besteht, wird sich so einschränken, daß sie diesem Volke nicht zur Last falle. Aber selbst ein großer Theil der Zulage, vielleicht auch ganz, könnte wegfallen, wenn ein hinlänglich großes Terrain über die nothwendige Erzeugung der Nahrungs- und Kleidungsnothdurft hinaus der Anstalt zur Bestreitung ihrer übrigen Ausgaben angewiesen werden könnte.

§. 5. Die Erzeugnisse, die auf dem Acker, der Wiese und im Garten gebaut werden, beziehen sich auf Kost, Kleidung und aufs Futter fürs Vieh. Die Kühe, die im Stalle gefüttert werden, geben Milch und Butter. Mit den Ochsen wird das Feld bestellt; Gemüse, Korn und hauptsächlich Kartoffeln sind der Ertrag des Feldes und des Gartens für den Tisch. Alle diese Pflanzen, die zum Unterhalte dieser Familie gebaut werden, erfordern keinen solchen Aufwand von Zeit, daß dadurch dem Unterrichten ein schädlicher Abbruch gethan werden könnte. Sie sind von der Art, daß sie die unausgesetzte Arbeit nur während eines geringen Theiles des Jahres fordern und nothwendig machen. Alle übrige Zeit wird zum Unterrichte verwendet. Es theilen sich also in den Tag und die Jahreszeit die Arbeit auf dem Felde und der Unterricht zu Hause. Der Aufenthalt der Zöglinge in der Anstalt verlängert sich allerdings etwas durch ihre Beschäftigung auf dem Felde; die Verspätung läuft aber höchstens auf ein Jahr hinaus. Diese Verzögerung nützet; denn sie läßt die Zöglinge nicht zu jung den heiligen Beruf eines Lehrers antreten. Der Ernst, der mit späterem Alter sich einfindet, spricht nicht dagegen, sondern dafür.

§. 6. Die tiefern landwirtschaftlichen Kenntnisse, die während des Bestandes der Anstalt erst durch Erfahrungen wie aus ihrem Fundament für Zöglinge dieser Art sich ergeben müssen, machen die Erzeugung der Lebensmittel und des Unterhalts bis zu einem gewissen Grade von Jahr zu Jahr leichter. In der Folge knüpfen sich dann von selbst an die leichtere Behandlung des Bodens die Experimente an,

die mittels der erweiterten Kenntnisse der Zöglinge in der Landwirtschaft, und bei der gesicherten Existenz der Anstalt sich bemühen, auswärtige Fortschritte in der Landescultur auf vaterländischen Boden zu verpflanzen. Dann — — bei ausgebildeten intellectuellen Kräften, bei einem moralischen Zusammenstehen, ist es Zeit, an Erweiterungen ihrer Kraftanstrengung und an Erhebung der natürlichen Landwirtschaft zur künstlichen zu denken. Selbst für die Kunsterzeugung derjenigen landwirtschaftlichen Producte, die sonst mit Schwierigkeit verbunden wäre, sind dann — — — in der Ausbildung des Verstandes und in der Befähigung der Fertigkeiten der Hände, die Mittel gegeben, mit Sicherheit auf den Erfolg weiterer Unternehmungen zu rechnen. *) Der Zweck und der Gesichtspunkt für diese Schullehrer ist in der landwirtschaftlichen Grundlage enthalten, und es müssen sich beide in Kenntnissen, Fertigkeiten und Bemühungen der einzelnen Zöglinge aussprechen. Wenn also für diejenigen, die auf eine höhere Bildung Anspruch machen wollen, sich alle Kenntnisse auf Wissenschaft als solche und Künste als solche beziehen, und hier nur um die Ausbildung des inneren Menschen zu thun ist, so sind die Kenntnisse und Fertigkeiten dieser Zöglinge menschlich angesprochen, nur fürs Leben. Ihre Botanik wird in Bezug auf den Acker, den Garten nur die Wiese betrieben. Ihre Kenntnisse beschränken sich auf die Wartung und Pflege derjenigen Pflanzen, deren Nutzen oder Schaden zu kennen für die Landwirtschaft der Mühe wert ist, und die dem Landmanne bei seiner Beschäftigung alle Tage vorkommen. Sie verstehen Bäume zu pflanzen und zu veredeln, sie kennen den Kleebau und die damit vorbereitete Stallfütterung; sie wissen die Gemüse, Kräuter und übrigen Nahrungspflanzen und Wurzeln zu säen, zu pflegen und zu gebrauchen, damit man davon den größtmöglichen Vortheil ziehen könne. So stehen auch ihre übrigen Kenntnisse in Bezug auf den Stand und die Beschäftigung des Landmannes, zu dessen Unterricht sie gebildet werden. Nur durch eine einzige Baumschule, wenn sie ins Große gieng, was könnte in Verbindung mit einer solchen Anstalt mit mehreren Schulen im Lande für die Aufnahme und Veredlung und Verbreitung unserer Obstkultur gethan werden?!

*) Der geringen Fruchtbarkeit unseres Volkes, deren Vermehrung im Vergleich anderer Völkerschaften zu gering ist, deren Grund aber in der Besorglichkeit der Eltern um das ehrlche Auskommen ihrer Kinder aufzusuchen ist, könnte — „durch Erweckung der Industrie, und des daraus sich ergebenden Bewußtseins: sich erhalten zu können“ — wenigstens kräftiger und sicherer entgegen gearbeitet werden, als durch andere Mittel, die entweder an der damit verknüpften Unausführbarkeit, oder an eben dieser Besorglichkeit scheitern müssen.

Vor allem entwickelt sich durch die Befolgung dieser Grundsätze, die in mancher andern Beziehung einer Betrachtung fähig sind, die Kraft des Fleißes, der Aufopferung und Volksliebe, als der für die bürgerliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit nöthigste Schritt eines einzelnen Menschen auf Erden, wie eines ganzen Volkes. Was also die Noth gebot und was der Mangel einer reichen Dotation erheischte, wird zuletzt durch eine psychologische Anwendung ein wesentliches Erziehungsmittel, das zwar in der Erziehung keines Menschen, am wenigsten aber in der Erziehung von Schullehrern fürs Land entbehrt werden könnte.

§. 7. Eine Speculation soll es nicht sein; ist Brot im Hause und Leinwand zur Kleidung nebst den übrigen Nothwendigkeiten einer armen Haushaltung vorrätzig, so ist landwirtschaftliche Arbeit darüber hinaus nicht weiter nothwendig. Aber so viel, als man braucht, muß erzeugt werden, und noch dazu ein Überschuss zur Deckung anderer Ausgaben, die sich aber wieder nur auf Unterhalt des Lebens und Bedeckung des Leibes erstrecken. Es muß so viel Korn erzeugt werden, um Brot für die Bedürfnisse des Hauses zu haben, und noch — um den Macherlohn und die Unkosten einer Person zu bestreiten, die für diese Kinderfamilie das Backen des Brotes besorgt; es muß so viel Hanf erzeugt werden, damit man durch den Überschuss über den Kleiderbedarf die erforderlichen Auslagen für das Spinnen, Weben und Kleidermachen bestreiten könne. Haben diese Kinder der Armen: Brot, Palukes, Kartoffeln und Milch und Gemüse, so ist für ihre Nahrung gesorgt. Fehlt auch das Fleisch in der Woche, haben sie nur etwas an Sonn- und Festtagen, so bedürfen sie nichts mehr. Deswegen ist ihr Körperwuchs doch stark, und blühend ihre Gesundheit. Sollen sie zum Dienst der Armen erzogen werden, so dürfen sie die Bedürfnisse nicht kosten, die sie später nicht befriedigen können, und die sie gegen diesen Dienst der Armut gleichgiltig, daher unfähig und untüchtig machen. Denn das Glück der Armut mitten in Wohlleben und Üppigkeit des Reichthums zu preisen, ist Hohn gegen die Armut, die nicht durch Anrühmen, noch durch Wortlehre, sondern durch das Leben erkannt, geschätzt und ertragen wird. So kommen die Grundsätze für ein sparsames Leben aus der Einübung dieser Sparsamkeit mit Sicherheit hervor; die Unbekanntschaft mit den verführerischen Genüssen des Überflusses und die Gewohnheit an Armut und Sparsamkeit läßt diesen Mangel nicht geschmeckter Güter leicht entbehren.

§. 8. Dadurch, daß sich hier an den Fleiß der Unterhalt knüpft, erscheint dieser als das beste und würdigste Mittel, seines Lebens froh zu werden. Die gesammte bürgerliche Stellung im Leben, und die Kraft,

sich mit Ehren durch die Welt zu bringen, gehört als wesentliches Erziehungsmittel in die Charakterbildung jeder Erziehung. Diese landwirtschaftliche Grundlage setzt aber insbesondere diese einzelne Lehranstalt für Erzieher auf dem Lande in die enge und nothwendige Verbindung mit demjenigen Stande, der einst durch diese Zöglinge in seinem Kreise unterrichtet und gebildet werden soll. Da in diesem innigen Verhältnisse ihr Beruf, ihre Bestimmung besteht, so muß auch ihre Erziehung in dieses innige Verhältniß mit der Beschäftigung des Bauern, mit der Landwirtschaft, gesetzt werden. Die Ansicht, die sie sich durch ihre Thätigkeit und Arbeit auf dem Felde von den Bedürfnissen des Landvolkes erwerben, gibt ihnen auch das schönste Mittel in die Hände, auf diese nach ihrem Bedürfnis wirken zu können. Die Art, wie sie die Bildung der Dorfskinder angreifen und befördern sollen, ist ihnen nicht durchs Buch und Wort, sondern durch die Lebensweise erworben; sie ist in Verbindung mit dem Leben jener -- ja, sie ist aus dem Leben selber hervorgegangen! Die also gewonnene Ansicht von der Behandlung des Stoffes und der Art, wie am vortheilhaftesten für seinen Ideenkreis und seine Motive die Gegenstände dem Bauernstande dargestellt werden müssen, ist darum von größerem Einfluß, als jede andere, die nur auf abstracten, auswendig gelernten Erziehungsregeln beruht, weil diese aus dem Leben kömmt und ins Leben eingreift. Seine künftige Bestimmung als Schulmeister bringt ihn hinwieder in kein anderes Verhältniß, als worin er immer gewesen; er braucht sich in keinen künstlichen Zustand zu versetzen, er braucht sich nur darin zu erhalten, worinnen er beständig gelebt hat. Der Zögling dieser Anstalt befindet sich auch dann in demselben Kreise seines öffentlichen und häuslichen Lebens, wie er sich darin als Zögling befand. Da sein genossener Unterricht aus dieser Quelle hervorgegangen ist, so ist dies nicht für eine Abbrechung, sondern als eine Fortsetzung jahrelang getriebener Beschäftigungen, Lebensweisen und Unterrichtsarten anzusehen. Die Beziehung seines ganzen Lebens in der Anstalt auf seinen künftigen Beruf verschafft ihm auch die nöthigen Vorthelle im Unterricht, in der Bildung und Erziehung seiner ihm anvertrauten Kinder, deren Bildung und Erziehung nicht nur auf äußeren Flor des Dorfes, sondern auch auf den inneren Segen der Haushaltung und der Familie die wohlthätigsten Folgen haben muß.

§. 9. In dieser praktischen Erziehung von Schullehrern fürs Land liegt auch die Brauchbarkeit derselben für die Veredlung des Volkes, in welcher zunächst selbst der äußere Wohlstand des Volkes seine Bedingungen hat. Die gesammte Lebensart dieser Zöglinge ist zugleich darauf

berechnet, dem allgemeinen Bedürfnisse des Volkes in intellectueller und industriöser Hinsicht entgegenzukommen. Die Bedürfnisse des Volkes lassen sich aber nicht durch äußere Bekleidungen übertünchen, und die Mittel, die in den einzelnen Fächern, deren Kenntniss dem Bauernstande zukommt, angewendet werden, müssen vor allem innere Kräfte entwickeln, aus denen und zu Hilfe derer dann die Fertigkeiten entstehen, und ohne welche die Aneignung dieser Verstandes- und Kunstfertigkeiten ohne besonderen Wert bleiben. Was frommt dem Menschen die Abrichtung im Schreiben, wenn der Kopf nichts weiß der Hand zu dictieren; wenn die äußeren Formen des Rechnens mechanisch eingeübt worden, ohne von ihnen einen vernünftigen Gebrauch machen zu können? — was nützt dem Landmann die Fertigkeit des Lesens, wenn er aus Mangel sonstiger Verstandesbildung das mit den Augen Gesehene entweder unrecht oder gar nicht versteht? — — So — durch linkisches Auffassen und verkehrte Anwendung ist es gekommen, daß diese Fertigkeiten, die zum Behufe der inneren Kraft des Denkens, Fühlens und Wollens erfunden wurden, von dieser inneren Kraft getrennt und isoliert von ihrer Einwirkung die Hoffnungen, die auf die Erfolge gebaut wurden, zuschanden machten; während zugleich solche oberflächliche Anordnungen alle Erwartungen der Besseren täuschten, wurde auch das Bedürfnis und der Wunsch, mehr für das Volk zu thun, dadurch hingehalten, daß man auf diese äußeren Fertigkeiten hinwies und grundlose Verweise für Aufklärung daraus zog. Die schönsten Bemühungen vermittelt dieser äußeren Bildung auf den Wohlstand des Volkes, d. h. auf die Veredlung des Menschen und auf den Flor der Landescultur zu wirken, werden sich in ihren gutmüthigsten Berechnungen dadurch täuschen, daß sie diese Scheinbildung für etwas halten, da sie doch in Beziehung auf jene inneren Kräfte nur Mittel, an und für sich selbst nichts, und oft schädlich ist. Aber die Bequemlichkeit, die vom Großvaterstuhl ihrer Ruhe die Beförderung dieser Abrichtungen zuläßt, glaubt sich dadurch in den Augen der Welt gerechtfertigt; und die Gleichgiltigkeit spricht von Anstrengung und Aufopferung. Ohne diesem schwermüthigen Gedanken nachzuhängen, durch dessen Betrachtung es so menschenleer in dieser Welt wird, wollen wir vielmehr zum Beschlusse unsere Blicke mit Festhaltung des Vorschlages an eine Betrachtung über den Wohlstand eines Volkes wenden, dessen ewige Basis in der Erziehung gegeben ist.

§. 10. Es laufen bei der Beurtheilung des Volksglücker leicht Ansichten ein, die durch äußeren Schimmer blenden, und aus ihnen leiten sich ebenso oft Maßregeln her, die zum Theil fruchtlos, zum Theil schädlich werden können. Auch ist es nicht so leicht, einen allgemein

giltigen Maßstab für den Wohlstand des Volkes zu finden, und es laufen hier Irrungen ein, haufenweise, die unglaublich sind. Mag sich ein Volk in der Blüte oder in einer kummervollen Lage befinden, so gibt dies vielleicht für die jetzige Generation eine Ursache der Freude, für das ganze Volk eine Ursache zu gerechter Klage. An dem heitersten Himmel steigen oft verderbenschwangere Gewitterwolken auf, und die schöne Erwartung auf den Tag ist getäuscht; oder: der jetzige trübe Himmel hellt sich auf, und am Abend, wo alles Gewitter drohte, lacht die Sonne. Bleibt dazu die Beurtheilung über den Wohlstand eines Volkes bloß bei der Erscheinung stehen und geht nicht auf den Grund und die Ursache des Wohlstandes, die diesen Wohlstand hervorbrachten, zurück, und berechnet nicht zugleich die Folgen, die hieraus für die Zukunft entspringen — so kann sich die Freude bald in Trauer und die Trauer bald in Freude verwandeln. Die Quellen des Unglücks und des Wohlstandes fließen ohnedem meistens so nahe aneinander, daß es nur einen Schritt braucht, damit sich beide verwandeln. Bildet man daher sein Urtheil über diesen Gegenstand nicht aus gründlichen Untersuchungen, aus dem besonnenen Erwägen und ruhigen Prüfen aller Umstände, so läuft man alle Augenblicke Gefahr, sich getäuscht zu sehen. Ein mühsames Nachdenken hat uns die Welt um und um durch die Geschichte vieler großen und kleinen Völker erspart. Sie hält uns das Schicksal verschiedener Völker in einem so deutlichen Spiegel vor, daß wir nur unsere Brillen herabnehmen dürfen, um darin über diesen Gegenstand die schönsten Erfahrungen und treffendsten Wahrheiten zu lesen. Die Blüte eines Volkes fällt hier ab, weil daran unbemerkt ein Wurm nagte, und dort ist im Elend, in der größten Noth, Gott mit seiner Hilfe am nächsten. Dieser Blick in die Geschichte lehrt nur, daß weder Handel, noch Macht, noch Reichthum, selbst nicht Künste und Wissenschaften die wahren Grundlagen des Glückes, des Wohlstandes, des Flors eines Volkes seien — sondern, daß alle diese in Rücksicht der Wichtigkeit, des Erfolges und der Dauer den ewigen Fundamenten der Tugend und Frömmigkeit bei weitem nachstehen müssen. Sowie es etwas Schlimmes ist, was einem Volke begegnen kann, wenn sein Reichthum nur nach der Geldmasse gezählt wird, ebenso ist es nicht besser daran, wenn große Streitkräfte erforderlich sind, innen die Ruhe und außen die Sicherheit zu erhalten. Liegt dem Reichthum nicht die Befähigung der Hand und die Geschicklichkeit des Kopfes zugrunde, und beruht und stützt sich nicht alles wandelbare Gewerbe auf den immer nothwendigen Boden und dessen regelmäßige Bebauung, so ist gar keine Frage, daß für den Wohlstand eines Volkes in tausend Fällen

eine künstlerische, mit dem Boden in Verbindung gesetzte Hand mehr tauche, als eine voll Geldes. Selber der Handel, der jetzt beinahe allgemein für ein wahrhaftiges Mittel des Wohlstandes gehalten wird, bringt höchstens den Reichthum zustande. Dieser trennt, je mehr er raffiniert und ins Große getrieben wird, desto entschiedener den Reichen vom Armen und befestigt hiedurch eine Kluft im Volke, die den Keim bürgerlicher Unzufriedenheit und Zerrüttung umsomehr in sich trägt, da er auf der einen Seite zur geistigen Erschlaffung und körperlichen Erlahmung — auf der anderen Seite zu Schritten der unseligen Selbsthilfe führt. Soll ein Volk oder ein Staat bei seinem Reichthum nicht träge, bei seinem Handel nicht schwelgerisch und bei seiner Macht nicht übermüthig werden, so ist es vor allen Dingen nothwendig, daß die Grundkräfte gestärkt werden, auf denen der Reichthum, der Handel und die Macht beruht. Diese Grundkräfte bestehen zunächst in der Ausbildung der Künste und Wissenschaften, die aber nicht in den Diensten der Selbstsucht und Sinnlichkeit stehen dürfen. Sollen diese sich nicht in Strafen gegen die allgemeine Wohlfahrt verwandeln, so müssen sie nothwendig zur Entfaltung aller der Kräfte hinzielen, die in unserer göttlichen Natur liegen. Diese Richtung zur Tugend und Frömmigkeit ist ihnen umso nothwendiger und unentbehrlicher, je mehr es zu verhüten ist, daß nicht durch eine einseitige Ausbildung unserer geistigen Kräfte gerade dem Abbruch geschehe, zu dessen Unterstützung und Ausföhrung sie bestimmt sind. Stehen sie nicht als untergeordnete Glieder einer höheren Ansicht von der Welt da, so entwickelt sich aus ihnen nicht die Liebe, die die Welt glücklich macht, nicht der Friede, des die Welt bedarf, nicht das Leben des Glaubens und der Hoffnung, die Begleiter in diesem und die Führer zu jenem Leben.

§. 11. Um diesen Geist zu erzeugen, besteht die Anstalt der Kirche und der aus ihr hervorgegangenen Schule. Je mehr nun in irgendeinem Volke Sorge getragen wird, diesen Geist zu wecken und zu erhalten, je besser wird auch die öffentliche Erziehung sein. Aus den Schulen läßt sich nicht nur der jedesmalige Zustand eines Volkes erkennen, wie und inwieweit es gelebt hat; es spiegelt sich auch selbst das künftige Schicksal desselben vorzüglich in ihnen ab. Mag selbst ein Volk durch das Zusammentreffen günstiger Umstände auf eine Weile in den Sonnenschein des Glückes gestellt werden — so wird es sich — fehlen ihm die ersten Bedingungen einer wahrhaften Cultur, auf dieser Höhe nicht erhalten können; oder — mag ein Volk noch tiefer stehen und erst nach dem zu ringen haben, was es gerne als Volk leisten möchte, so wird es sich wieder, ohne diese ursprünglichen Bedingungen einer wahrhaften Volks-

cultur, nie zu einer Selbſtändigkeit erheben können, ohne die in induſtriöſer, intellectueller und moralischer Hinſicht nie von einem Volke die Rede ſein kann. Iſt die Erziehung blühend und auf guten Grund gebaut, ſo zeigen ſich die Folgen davon wieder im Leben des Volkes; ſind dieſe Einrichtungen nicht gut, ſo werden die Schulen den gerechten Forderungen nicht nur kein Genüge leiſten, ſondern ſie werden vielmehr durch ihr verkehrtes Weſen den edlen Abſichten gerade entgegenarbeiten, die ihnen ihr Daſein und ihre Beſtimmung gaben. Nehmen wir eine einzelne Schule, ſo hängen von ihrer Güte nicht nur die Rück- und Fortſchritte der jeztlebenden Generation ab, ſondern in der Vernachläſſigung und Verwahrloſung der Kinder, die jezt die Schule beſuchen, liegen zugleich alle jene falſchen Anſichten, ſelbſtſüchtigen Grundſätze und verkehrten Maßregeln mit inbegriffen, die dieſe dann als Eltern ihren Kindern durch ihre beſtändige Umgebung einprägen, deren immerwährenden Einfluß die vorübergehenden Eindrücke ſelbſt beſſerer Schulen ſehr ſchwer zu ſchwächen und zu vertilgen vermögen. Hier iſt eins im andern, eins bedingt das andere. Die Schule aber wird gut ſein, wo der Lehrer gut iſt, und hinwieder wird ſie mittelmäßig oder ſchlecht ſein, wo dieſer mittelmäßig oder ſchlecht iſt. An der falſchen Richtung, die ein Schulmeiſter ſeiner Schule gibt, hängt durch einen feinen Zuſammenhang, den wir oft überſehen, das Glück einzelner Häuser oder ganzer Familien ab. Die Urtheile, die dann dieſe Kinder in ſpäteren Jahren als Erwachsene über ihre Lehrer fällen, geben hierin einen ſehr bemerklichen Fingerzeig. Mancher ſchickt ſeinem Lehrer Segnungen ins Grab nach; aber auch unbewußt ſegnen die Eltern brave Lehrer, wenn ſie für wohlgerathene Kinder Gott danken; unbewußt ſegnen die Kinder brave Lehrer, wenn ſie Gott für gewiſſenhafte Eltern danken. Aller der Segen, den weiſe geführte Gemeinden über ihre Seelſorger, den glückliche Ortſchaften über das Haus gottgefälliger Obrigkeiten, den zufriedene Landſchaften über ihre Oberhäupter ausſprechen — ſammelt ſich auf dem Haupte derer, die durch fromme Stiftungen, mit Rath und That, kraft ihres Amtes, ihres Berufes, ihres Gewiſſens, ihrer Liebe zur Tugend — für Erziehungsanſtalten, für Kirchen und Schulen ſorgten. Aber — wie vielen nöthigt nicht eine Vergleichung mit andern, oder ein Blick auf das Beſſere überhaupt, den Seufzer aus der Bruſt: Ach! wäre ich beſſer unterrichtet, beſſer auferzogen worden! Mit welchen Empfindungen müſſen ſolche auf ihre unglücklichen Umſtände, auf ihr zerrüttetes Hausweſen, auf den Zuſtand ihrer Familien ſehen? — Und iſt dieſes das Höchſte? Gibt es nicht Übel anderer Art, die man nicht ſieht, die im Herzen nagen, den Schlaf rauben, die als böſes Gewiſſen

dem bedrängten Herzen bange machen? — Mancher würde dem Arme der strafenden Gerechtigkeit nicht überliefert worden sein, wenn in den zarten Jahren solcher Samen in sein Herz gesäet worden wäre, der als schöne Tugend aufgegangen und verführerische Gedanken verdrängt hätte, die nun — ohne Erziehung, mit desto größerem Wucher aufwachsen. Vene Unglücklichen, die Ketten tragen oder schänzen, durch Schwert oder Strang umkommen, sind Verirrte, die zum Heil ihrer Seele vielleicht mitgegangen wären mit den übrigen auf dem rechten Wege, wenn er ihnen gezeigt worden wäre.

Ich kann nicht dafür, ich bin unschuldig daran, was soll ich meines Bruders Hüter sein, können wir nicht sagen. Eine solche Lieblosigkeit könnte nur aus einem Herzen kommen, das eben durch diese Äußerung zu erkennen gibt, daß auch ihm diejenigen edlen Regungen fehlen, die uns zu Menschen, Bürgern, Christen erst machen, und ohne die wir noch keine sind. Aber nicht bloß diese Seite des menschlichen Elendes muß bei diesem Gemälde scharf ins Auge gefaßt werden, sondern es drängt sich auch die Frage auf: was hätte aus diesen Verlassenen werden können, da in solchen meistens noch eine größere Kraft liegt, als in denjenigen Menschen, die alle Tage auf der Gasse gehen? Wie hätte durch eine gehörige Leitung diejenige Hand zum Segen ihrer Umgebung sich bilden können, die jetzt, ohne sie, nur darauf bedacht ist, auf Kosten anderer sich selbstsüchtig Mittel eines verzweifelten Lebens zu verschaffen?

S. 12. Wenden wir aber vom Verderben dieser Art unsere Blicke auf ein anderes, welches nicht so stark, aber desto allgemeiner ist. Die Roth, die beinahe jedes Jahr auf der Straße sitzt, ist ein Zeuge, daß durch die Erziehung Hand und Kopf in Arbeit und Fertigkeit nicht ausgebildet, und Fleiß und Sparsamkeit nicht genug angewöhnt worden sei. Es ist wahr, es lebt noch unter uns eine Tugend aus alter Zeit: die Mildthätigkeit, deren einzelne Handlungen nur einer vortheilhaften Verwendung für ein durchgreifendes Ganze ihren edlen Zweck und ihre gutmüthige Bestimmung erreichen. Nur zu oft verwildert mit dem Verluste der Scham beim Betteln auch das Gefühl für Mein und Dein, ohne welches keine menschlichen Gesetze imstande sind, das Eigenthum der Bürger zu schützen. Dieses Gefühl wird aber theils durch die Leichtigkeit des Bettelns untergraben, theils durch die Art, wie dem Bettler das Brod in die Hand gegeben, oder der Kreuzer in den Hut gethan wird. Wie leicht fällt es der Trägheit, sich hilflos und hilflosbedürftig zu stellen, und wieder wie leicht artet diese Verstellung in Entwendung und Diebstahl aus! Die Wohlthätigkeit ist nicht nur aus

dem Gesichtspunkt leiblicher Versorgung zu betrachten. Wenn auch den einzelnen jede Art der Unterstützung ehrt, so gehört es sich doch für diejenigen, die als Väter des Volkes mit Schmerzen diesem Elend zusehen, auf Mittel zu denken, die die Quellen dieser Armut verstopfen, daher also auf die Ursachen dieser Brothlosigkeit und dadurch bewirkte Hebung zurückgehen müssen. Wo sind aber diese Diebereien und Betrügereien häufiger, als gerade dort, wo gute Schulen seltener und ihre Einrichtungen schlechter sind? Diese allgemeine Klage gesteht ja freiwillig, daß Schlösser und Riegel lange nicht hinreichen, um vor diesen Übertretungen sicher zu sein. Unsere Felder stehen ihnen ja offen, und unsere Gärten und Herden können wir vor ihnen nicht bewahren. Nicht um den Verlust der entwendeten Habe, des abgefütterten Getreides, des gestohlenen Obstes oder Viehes handelt es sich hier zunächst, sondern vielmehr um die moralische Zugrundrichtung dieser Verwahrlosten. Wie weit aber die Übertretungen mit ihren nachtheiligen Folgen auf die Zerrüttung des allgemeinen Glaubens an Treue und Redlichkeit wirken können, sehen wir ja allgemein. Ist es nicht durch solche Erfahrungen zu einem sehr bekannten Sprichwort geworden: Man müsse in Sachen, wo der Eigennutz ins Spiel komme, nicht einmal seinem Bruder trauen.

§. 13. Väter des Volkes! Wie oft werdet ihr mit wehmüthigen Betrachtungen die Wage der Gerechtigkeit in Händen gehalten haben; wie oft werdet ihr durch euren Beruf bei Nachforschungen Blicke in Familien gethan haben, die euer Herz mit Trauer füllten! Eure Einsichten in das Verderben des gemeinen Mannes und in den Umfang seiner moralischen Verwilderung wie seiner ökonomischen Abschwächung bitten euch, bei dem, was heilig ist, bei eurer Liebe fürs Volk: diesen Übeln einen Damm, diesem Verderben ein Ziel zu setzen. Mitten in der Gewohnheit dieser täglichen Erscheinung und des beständigen Schauspielles dieser Art sind diese Übel und dieses Verderben doch so, daß sich ein gutes Herz nicht daran gewöhnen kann, daß selbst die große Anzahl dieser Vergehen uns nicht zu einer Gleichgiltigkeit bringen können, zu der sonst die Gewohnheit zu allen Dingen hinzubringen vermag.

Aus diesem Übel helfen wir uns anders nicht, außer wir machen unsere Schulen gut und legen zu ihrem Grund das Christenthum. Denn es gibt nur einen Grund: nämlich den, der für uns gelegt ist, Jesus Christus! Dieser Stein, den die Bauleute dieser Zeit vernachlässigt oder verworfen haben, soll wieder zum Eckstein werden. Nur durch dieses Mittel wird das Volk über dem Abgrund erhalten, der sich immer tiefer durch den Verfall aller Institutionen, durch die allmähliche Vernachlässigung wohlhergebrachter Zucht und Ehre vor unseren Füßen

öffnet. Auf diesem Felsen werde auch das Haus, welches für die Veredlung des Volkes bestimmt ist, gebaut. Ruht es auf dem Evangelium, so können Stürme kommen und Winde wehen; das Haus und die darinnen sind, werden bestehen und haben nichts zu fürchten. Scheinmitteln, die über kurz oder lang sich in ihrer Hilfs- und Erfolglosigkeit zeigen müssen, verdankt die Welt dem Unglauben selbst edler Männer an Unternehmungen ähnlicher Art, ihren schlechten Erfolgen: die leidige Überzeugung, daß hienieden nichts zu thun sei; diese traurigen Erfahrungen: die fröstelnde Gleichgiltigkeit des Herzens und die Erschlaffung des Willens, daß sie ihre Ohren und ihr Gemüth allem verschließen, was Ähnlichkeit mit ihren Unternehmungen hat. Die zerronnenen Ideale, für die auch sie einstmals mit Anstrengung arbeiteten, stehen ihnen noch immer vor den Augen, und mit Wehmuth sehen sie in die Welt hinaus, die aus Unverstand ihre Absichten verkannt, aus Lieblosigkeit verdammt oder aus Bosheit hintertrieben hat.

Die Grundlage und Beziehung der Anstalt zur Veredlung des Volkes und der Landescultur ist deutlich, der Weg ist sicher — aber — die Augen, die bei der Saat zugegen sind, werden bei der Ernte nicht mehr sein, und die Hände werden von den Früchten keine Garben binden! Dies ist eine langsame, aber sichere Reifung. Möge dann nur hinterm Grab das Gute aufgehen, was jetzt die Menschenfreundlichkeit auf Hoffnung austreut; mögen unsere Kinder, unsere Enkel — nicht wir — im Schatten derjenigen Bäume ruhen, die wir gepflanzt haben. Nur ist es nothwendig, daß dieser Edelmuth nicht solche Mittel zur Veredlung unseres Volkes ergreife, die die Erwartung übers Grab hievon täuschen, und von denen das kommende Geschlecht, wie von andern, sagen wird: „Es war ein Traum.“



Der Birthälmer Pfarrer
und der
lutherische Superintendent.

Praevisa minus nocent.

(1843.)



Vorwort.

Seit mehr als 9 Jahren liegt diese Schrift in der Schublade: und meine Gesinnung hat sich nicht geändert. Schon einmal auf dem Wege in die Druckerei, ratheten mir ältere Freunde an, die Schrift noch zurückzuziehen, auf die Hoffnungweisend: es würde eine Besprechung dieses Gegenstandes, aus der Mittelung der Behörden, also von selbst und ohne äußere Veranlassung an die Tagesordnung kommen. Nun aber seither mehrere Jahre hinabgesunken sind, ohne daß diese Frage aufgeworfen oder erledigt worden wäre, will mein innerer Beruf mir Beruf genug sein, was ich im Herzen habe, auch auf die Zunge zu legen. Die Öffentlichkeit, die gold- und perlenwerte, wird hier so wenig, wie anderwärts, schaden, wenn Wahrheitsliebe die Feder führt. Die Silberhaare pflegen die dunklerbelockten Köpfe gerne der Übereilung zu zeihen; allerdings, wenn's wahr, ein Fehler! Ist aber wohl die Schattenseite des vorgerückteren Alters, Ängstlichkeit oder Unempfindlichkeit weniger zu rügen? — Seien wir gerecht! und erklären, unabhängig vom Alter und der Jugend des Verfassers, Recht für Recht, Unrecht aber für Unrecht. Dieses aber rede ich nicht mir etwa zu Gunsten: denn wenn man dem halben Jahrhundert nahe steht, kann wenigstens der Wein ausgegohren sein, und muß eben nicht nach Schmierkäse riechen. Um aber wenigstens dem Vorwurfe der Ängstlichkeit auszuweichen, da ich dem der Übereilung schwerlich entgehen werde, würde ich meinen Namen gerne genannt haben, hätte mich nicht zugleich der besondere Wert davon abgehalten, das Werkchen dem Leser, hiedurch gesicherter vor den Einwirkungen des Vorurtheiles, des blinden Dafür oder Dagegen, in die Hände kommen zu lassen. Bemüht sich der Leser, in der Prüfung so gerecht zu sein, wie ich mich bei der Verfassung bemüht habe, so können unsere Ansichten über den behandelten Gegenstand vielleicht verschieden sein; in einem sind wir einig: im Willen des Rechts! Mehr kann man nicht, wenn man auch wünschte.

Diesem verneinenden Theile wird ein bejahender folgen, der darauf losgeht, die Verzäunungen der verschiedenen geistlichen Promotionskreise umzureißen, weil sie schädlich dem Gemeingeiste sind, durch ein Project, das Sachsenland im ganzen für alle lutherischen Geistlichen, zu einem gemeinschaftlichen Promotionskreise zu machen. Der Knoten scheint nur schwierig gelöst werden zu können — er geht aber, am rechten Fadenende ergriffen, sozusagen, von selbst auf. Schenke mir Gott Gesundheit und Muße, so werde ich damit bald hervortreten können, nicht bloß mit dem Wunsche und der Begründung, sondern auch mit der Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit, und hoffe alsdann dadurch ebensoviele Beifall einzuernten, als ich dormalen alle Ursache habe, eines vielfachen Mißfallens gewärtig zu sein.

Als Einleitung des Ganzen erlaube man mir den Lebenslauf eines Vollendeten voranzuschicken. Sein Leben unter uns hat es vielfach verdient, daß wir daraus die merkwürdigern Abschnitte der Erinnerung aufbewahren: sein Tod selbst ist mittelbar eine Veranlassung der hier veröffentlichten Rechtsansichten gewesen.

Der Verfasser.

Lebenslauf

des

Hochwürdigen und Hochgelehrten Herrn Daniel Gräser,
Superintendenten der Augsburgerischen Confessions-Verwandten
im Großfürstenthume Siebenbürgen,
 öffentlich verlesen bei der Beerdigung.

Der Eingesequete erblickte das Licht der Welt im Schoße einer ansehnlichen Bürgerfamilie zu Mediasch im Jahre 1752 den dritten September. Sein Vater, der ehrenwerte Senior der Mediascher Communität, Samuel Gräser, und seine Mutter Sophia, geborne Johannes Mederus, weiheten den vielversprechenden Knaben dem Dienste des Herrn. Mit 4 Söhnen aus dem Mediascher Bürgerstande, dem er so gerne und aus Grundsatz angehörte, gieng er, nach Vollendung der Schuljahre in Mediasch, zugleich auf Jena, der blühenden Hochschule Deutschlands. Das geistige Gebäude, zu dem er als Togatus sicheren Grund gelegt hatte, förderten sehr eiserner Wille, gute Anlage und das große Glück, das man sich nicht selbst geben kann, brave Lehrer. Nach

3 Jahren erhielten im Jahre 1775 die Eltern ihren Sohn in die Arme, die Stadtschule einen wackern Lehrer in ihre Mauern. Einer der ersten, der im Unterrichte körperliche Züchtigungen verschmähte, besaß er das schöne Geheimniß: Lust zu erwecken, wo Widerwille war, und Fleiß zu erregen, wo das Spiel schon verloren schien.

Im Jahre 1782 schenkte ihm Anna Maria, geborene Haner, Hand und Herz. Kurz vor Erfüllung der Zeit, wo wenige Ehepaare das Glück haben, ihre goldene Hochzeit zu feiern, sank die Theuere ins Grab; seit dem 19. Mai vorigen Jahres ruht sie unter der Erde. Dafs sie beinahe alle Sorgen des Hauswesens ihrem Eheherrn abnahm, um ihm Zeit für geistige Eimerntung und geistliche Ausfaat zu ersparen, ist keine der geringsten Blumen in dem Todtenkranze ihrer weiblichen Vortrefflichkeit. Gott segnete dieses Ehepaar mit 6 Kindern, 19 Enkeln und 9 Überenkeln. Noch leben 3 Kinder, 11 Enkel und 6 Überenkel. Der Tod eines verheirateten Sohnes und einer geliebten Tochter und einer nicht minder geliebten Enkelin, im ganzen der Tod von 3 Kindern, 8 Enkeln und 3 Überenkeln, erleichterten den Tiefgebeugten das Scheiden von dieser Welt, da sie alle ihre Lieben in der jenseitigen Heimat wieder anzutreffen des seligen Glaubens waren.

Am 1. Jänner 1784 ward er als dritter Prediger der evangelischen Kirche in Mediasch vorgestellt, und schon im zweiten Jahre seines Kirchendienstes berief ihn, als mittlern Prediger, die Stimme des öffentlichen Vertrauens zum Seelsorger nach seinem unvergeßlichen Scharos. Was guter Wille und Einsicht in der Fülle des kräftigsten Lebensalters vermögen, begann er als Pfarrer daselbst im 34. Lebensjahre und übte es durch 36 Lebensjahre ebendaselbst getreulich aus. Im Lieben und Geliebtwerden das Glück des Lebens und den Beruf seines Standes suchend und findend, eroberte er aller Herzen und als die Stunde der Trennung von seiner Gemeinde schlug, indem er zum Superintendenten und Pfarrer von Birtzhalm erwählt worden war, war das Scheiden von beiden Seiten gleich schwer. Von einer ansehnlicheren Kirchengemeine erwählt, zu einem großen Wirkungskreise berufen und zu noch größeren Mühen und Anstrengungen, war der Greis zur Übernahme nur darum entschlossen, weil er im Gange der Dinge den unbegreiflichen Finger Gottes erkannte, welcher dermalen siebenzigjährigen Schultern Lasten auferlegt wissen wollte, die einem einzigen aufgebürdet auch jugendliche Kräfte zu erdrücken imstande sind. Sein Vertrauen auf göttliche Vorsehung erquickte am Lebensabende kräftige Gesundheit an Leib und Seele und durch ein verlängertes Leben vergütete der gute Gott die gebrachten Opfer abgekürzter Nächte --- die Entbehrung

von Genüssen und die Versagung von derjenigen Ruhe, welche die Natur oft schmeichelnd, öfterer noch hart und stürmisch vom Alter verlangt.

Der Grabeshügel, der sich nun bald über seiner Ruhestätte erhebet, decket eine Hülle, in der frei, fromm und froh ein edles Herz schlug — beglückt durch vieler Liebe — gesegnet von vieler Dankbarkeit — gerechter Thränen wert und warmen Andenkens würdig. Im elften Jahre seines zu schweren Amtes, dem 81. seines Lebens, dem 50. seines geistlichen Standes, erlosch sein Leben allmählig, wie eine Lampe, die den letzten Öltropfen verzehret.

Ruhe seiner Asche in der Erde. — Ein gnädiger Spruch von Gott am Tage des Gerichts und Wiedersehen in der Gemeinschaft seliger Geister in der Ewigkeit. Amen.

Der Birtzhälmer Pfarrer und der lutherische Superintendent.

Die Erledigung der Birtzhälmer Pfarre und damit auch zugleich der lutherischen Superintendentur in Siebenbürgen, herbeigeführt durch den Tod des hochwürdigen Greises, Daniel Gräfer, brachte eine alte Frage: Über die Zweckmäßigkeit und Rechtlichkeit der Besetzungsart dieser Stellen, in neue Anregung. Die Aufmerksamkeit derer, die an diesem Geschäfte Antheil nehmen, theilte sich aber auf verschiedene Seiten. Viele davon, und zwar die meisten, waren mehr auf den Mann begierig, welchem durch Wahl wohl beide Ämter anvertraut würden; einige wünschten hiebei mehr das eigentlich Verfahren kennen zu lernen oder die Art und Weise, wie sich das Geschäft anfangs, fortbewege und schließe; wenigen hingegen genügte die Oberfläche dieser Erscheinungen nicht, und sie suchten einen befriedigenderen Stoff für ihren Geist in der Betrachtung über Zweckmäßigkeit und Rechtlichkeit dieser Besetzungsart. Von der ersten Kunde der Erledigung bis zur erfolgten Besetzung bewegten also, nach Verschiedenheit des Betrachters, auch verschiedene Ansichten und Auffassungen, Wünsche und Gefühle seine Brust. Die öffentliche Meinung,

in der Höhe, Mitte und Tiefe des Volkes, danket Gott, der die Herzen der Wähler auf den hochwürdigen Herrn Pfarrer Johannes Bergleiter in Stolzenburg lenkte, und bittet den himmlischen Vater, diesen Mann lange auf diesem, für unser deutsches Völkchen wichtigen Posten wirken zu lassen.

Die bloße Neugierde um die Person ist mithin gestillt; die Wissensbegierde um die Außerlichkeit des Geschäftsganges ist im Verlaufe des Geschäftes gleichfalls befriedigt worden; dagegen bleibt noch die Untersuchung über Zweckmäßigkeit und Rechtlichkeit in dem gesammten Verfahren ein unerledigter Punkt. Während also das momentane Interesse an dieser Angelegenheit mehr und mehr durch Erledigung in Hintergrund getreten, scheint nunmehr erst der geeignete Augenblick eingetreten zu sein: Die Eigenthümlichkeit dieser Verhältnisse in die hellere Beleuchtung des Vordergrundes stellen und unbefangener beurtheilen zu können.

Die folgenden Zeilen sind der Erguss eines redlichen Herzens, die Frucht einer ernstlichen Prüfung. Auf kein Geheiß einer Behörde entstanden, entbehren sie der Flügeldecke des ämtlichen Ansehens und die Unbedeutsamkeit ihres Vaters verspricht dem armen Kinde auch wenigen Schutz. Indem ich aber dieses Würmchen in diese Lumpen gekleidet aussetze, muß ich, um dem Kinde selbst kein schädliches Vorurtheil mitzugeben, feierlich erklären, daß es mir hiebei nur um die Sache der Gerechtigkeit zu thun sei. Ich berufe mich daher für immer auf den in den Feder gelegten Spruch: *Praevisa minus nocent!*

Um aber nicht durch Weitschweifigkeiten von vornherein dem Leser einen Widerwillen beizubringen, halte ich es für zweckmäßig, gleich an der Schwelle des Eintrittes zu erklären, daß mir das Verfahren in der Besetzung dieser Stelle aus folgenden Gründen einer Abänderung bedürftig zu sein scheint: Es ist unsicher — verwickelt — tränkend und gefährlich.

Nun wäre es aber fürwahr ein Vergnügen der traurigsten Art, zu tadeln, ohne Mittel der Abhilfe vorzuschlagen. Es zerfällt demnach die ganze Abhandlung in zwei Theile, wovon ich für diesmal nur den ersten veröffentliche. Der zweite, welcher die Mittel der Abhilfe entwickeln soll, wird und kann nur dann erscheinen, wenn die Übelstände mehr anerkannt und das Bedürfnis der Abhilfe öffentlicher sich herausgestellt hat.

I. Von den Übelständen in der Besetzungsart der Birthälmer Pfarre und lutherischen Superintendentur.

Bei dem Ableben eines lutherischen Superintendents werden

zwei Ämter erledigt: Die Birtzhälmer Pfarre und die lutherische Superintendentur. Nach der dermaligen Ordnung der Dinge haben sich die Birtzhälmer ihren Pfarrer und die Geistlichkeit ihren Superintendenten zu wählen. Wenn nur nicht beide Ämter in einer Person vereinigt sein müßten, wäre die beidseitige Besetzung ohne Schwierigkeit. Hinge die Ernennung dieser einen Person zu beiden Ämtern wieder nur von einer einzelnen Stelle ab, so wäre die Sache wieder leichter. Um aber das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, geschieht es durch Wahl. Ein vorläufiges Verständniß und Einvernehmen der zwei Wählerschaften helfe durch diese Schwierigkeit bald hindurch, wenn die Candidatenliste vor der Wahl bekanntgegeben werden dürfte. Diese anbefohlene Bewahrung des Geheimnisses hindert die Besprechung und Berathung. Eine vorläufige Übereinkunft ist völlig unmöglich. Hiezu kommt noch, daß beide Körperschaften nicht zusammenstimmen, sondern jede einzeln für sich. Es erklärt sich hieraus von selbst, ohne daß menschliche Leidenschaft im Spiele die Hände habe, die nicht seltene Verschiedenheit in diesen Wahlen. Um diesem ärgerlichen Schisma vorzubeugen, soviel nämlich die Umstände zuzulassen schienen, hat man sich wenigstens hierüber vereinigt: Für beide Ämterstellen den beiden Wahlkörpern die nämlichen sechs Candidaten vorzulegen.

Ehe es aber noch zur Wahl kommt, tritt bei der Candidation der erste Mißstand ein. Das Mediascher Domestical=Consistorium hat das Recht, zu candidieren. Weil aber die Pfarrers=Candidaten zugleich auch die Superintendenten=Candidaten sind, so stößt hier die Ausübung eines Rechtes auf die Gefahr, ein fremdes Recht zu verletzen. Denn das Domestical=Consistorium hat nur das gesetzliche Recht, zur Pfarre zu candidieren. Übt es nun dieses Recht ohne andere Rücksicht aus, so macht es einen Eingriff in ein fremdes Recht; nöthigt man es aber, in seine Liste zur Besetzung der Pfarre auch solche Subjecte aufzunehmen, die nur unter dem Titel der Superintendentur auf die Candidation Anspruch machen können, so widerfährt nun dem Domestical=Consistorium ein Eingriff in seine Rechte. Streng genommen — geht die Birtzhälmer Pfarrer=Candidation niemanden an als die gesetzliche Candidationsbehörde, d. i. das Mediascher Domestical=Consistorium; und — ebenso streng genommen — steht dem Mediascher Domestical=Consistorium kein Recht in die Candidation zur Superintendentur zu. Weil aber nun für die Pfarre und die Superintendentur die nämlichen Candidaten sein sollen, und zwei verschiedene Candidationsbehörden sind, so müßte vor allen Dingen ausgemacht werden: Inwieweit dem Mediascher Domestical=Consistorium ein Einfluss in

die Candidation der Superintendentur zustehen — und wieder: Inwieweit den höheren Stellen ein Einfluß auf die Candidation zur Birtzhälmer Pfarre zustehen. Diese Unbestimmtheit ist ein wahrer Mißstand. Während die Mediascher die Mittheilung der gefertigten Pfarrers-Candidationsliste bloß dafür ansehen könnten, einen guten Rath sich auszubitten, scheint andererseits die Ansicht herrschend gemacht werden zu können, es geschehe diese Mittheilung zur Rectificierung. Hierinnen aber waltet ein großer Unterschied. Wer um Rath bittet, auferlegt sich zwar so ziemlich auch die Verbindlichkeit, den erteilten Rath annehmen zu müssen. Denn, wer um Rath fragt, ist sich selbst nicht klug genug, und räumt dadurch dem Befragten eine höhere Einsicht ein. Allein auf der anderen Seite hat der Rathfrager dennoch das Recht: Den erteilten Rath nach Gutdünken zu befolgen oder auch nicht. Sieht man hingegen die Mittheilung der Pfarrers-Candidationsliste als eine Pflicht an, dieselbe einer Rectificierung zu unterwerfen, so muß das Domesticall-Consistorium, wenn es auch nicht will, wenn es auch gegen seine Überzeugung streitet, die Rectificierung der zurückgehaltenen Liste als gesetzliche Verbindlichkeit anerkennen. Bisher nun hat reine Absicht der oberen Stelle Glauben an diese reine Absicht bei der unteren Stelle und die Bestärkung in diesem Vertrauen durch den wohlthätigen Erfolg die Eintracht in der Ausübung dieser unbestimmten Candidationsrechte erfreulichermaßen erhalten. Wenn nun aber einmal ein Widerspruch entsteht, welches Gesetz soll nun als Richterin über beiden Parteien stehen, da keines vorhanden und die Interpretation des Usus so verschiedener Meinung ist?

Wenn die Candidation durch Einwirkung beider Candidationsbehörden festgestellt ist, wird die Birtzhälmer Gemeinde zur Pfarrerswahl eingeleitet. Sie wählt sich zuerst den Pfarrer. Die Wahl der Geistlichkeit als die spätere bietet nun zwei mögliche Fälle dar. Sie trifft entweder dieselbe Person, welche die Birtzhälmer bereits zu ihrem Pfarrer gewählt haben, oder es vereinigen sich die mehrsten Stimmen der geistlichen Herren für einen in der Pfarrerswahl durchgefallenen Candidaten. Fällt die Wahl der Geistlichen wie dormalen auf den neugewählten Birtzhälmer Pfarrer, so unterliegt die Sache keiner weiteren Verhandlung: Sie ist abgemacht. Wählt sich aber die Synode einen anderen Mann zum Superintendenten als die Birtzhälmer sich zu ihrem Pfarrer gewählt haben, so entsteht eine neue, sehr heikle Verwicklung. Denn es sind sozusagen nunmehr 4 Köpfe unter einen Hut zu bringen: Die beiden Wähler und die beiden Gewählten.

Was den gewählten Pfarrer anbelangt, so haben sich in Fällen solcher Wahlverschiedenheiten diese geistlichen Herren bisher immer geneigt finden lassen, dem Urtheile der Synode sich zu unterwerfen. Spricht gleich die lutherische Kirche für ihre Synode das Dogma der Unfehlbarkeit nicht an, so haben sich bisher die von den Birthälmern gewählten Pfarrer, wenn die Synode eine abweichende Wahl traf, doch immer wenigstens so betragen, als glaubten sie daran. Abgesehen von der hiedurch verlorenen besseren Besoldung für den gewählten Pfarrer und nicht gewählten Superintendenten, ergeht von der Synode ein harter Urtheilspruch noch über ihn. Es involviert nämlich diese Verwerfung des Birthälmer Pfarrers und Ernennung eines anderen zum Superintendenten jedesmal ein verlegendes Urtheil über Fähigkeit und Würdigkeit. Es lautet nämlich ohngefähr also: Wir Synode halten den neugewählten Birthälmer Pfarrer zwar für einen braven Mann, aber für unseren Superintendenten können wir ihn nicht anerkennen, weil er uns hiezu weniger geeignet scheint, als derjenige, welchen wir uns zu unserem Oberhaupte gewählt haben. — Diese Verzichtleistungen können dem Charakter dieser Geistlichen nur Ehre machen und geben ihren Zuhörern ein schönes Beispiel der Friedfertigkeit und Unterwerfung. Spricht auch die Synode dem Verzichtleistenden die erforderlichen Eigenschaften zum Superintendenten ab, so fehlt ihm wenigstens eine nicht: eine edle Seele, fähig zu aufopfernder Hingebung.

Ist nun gleich meines Wissens nie der Fall gewesen, daß ein von den Birthälmern zum Pfarrer erwählter und von der Synode übergangener Geistlicher seinen Pfarrerswahlbrief habe geltend machen wollen, so kann sich das doch wohl einmal im Laufe der Zeiten ereignen! Vermöge welchem bestimmten Gesetze will man dann entscheiden? --

Die Birthälmer könnten für ihren Pfarrer nicht resignieren. Denn die Rechte der Wähler sind durch die vollzogene Wahl aus ihren Händen in die Hände des Gewählten als Recht aufs Amt und Einkommen übergegangen. Derjenige, welcher durch Entsagung aushelfen könnte, will nicht. Er will zwar nicht sein, wozu ihn die Geistlichkeit nicht gewählt hat, d. h. er will nicht Superintendent sein; — er will aber bleiben, was er bereits ist, nämlich Pfarrer zu Birthälm. Läßt sich keine Beseitigung vom neuen Amte unter dem Titel fehlerhafter Candidation, unredlichen Wahlactes, begangener Simonie u. s. w. geltend machen, so ist nicht abzusehen, wo Abhilfe und Auskunft zu suchen sei? Wäre die Überredung fruchtlos und Rechtsmittel nicht anwendbar, so wäre eine fatale Krisis vorhanden. Es sind da nur

zwei Fälle möglich. Entweder die Synode gibt nach und erkennt im Birkhölmer Pfarrer ihren Superintendenten, oder die Sache kommt, im Wege des Processus, vor eine höhere Stelle zur Entscheidung. In beiden Fällen ist's nicht gut.

Gibt die Synode nach, so geschieht dies jedenfalls ungern, mag diese Nachgiebigkeit von der Nothwendigkeit extortet werden, oder die Besorgnis größeren Schadens das mindere Übel wählen lassen. Immer ist der nunmehrige Superintendent diejenige Person, die sie in die unangenehme Lage versetzte, den Kürzeren zu ziehen. Das Band zwischen dem Clerus und dem geistlichen Oberhaupte ist nicht von der Liebe geknüpft, sondern von der Nothwendigkeit. Sie werden es ihm nie vergessen, daß er, gegen ihren Wunsch, an ihre Spitze gestellt ist. Nun hat das in Rücksicht der Zwangspflichten nicht so sehr viel zu sagen; allein in diesen Verhältnissen sind zartere Rücksichten zu nehmen, die weder befohlen, noch erzwungen werden können. Die erhaltene Kränkung ist sehr dazu geeignet, eine beständige Spannung der Untergebenen gegen den Vorgesetzten zu unterhalten. Auf Seiten des also creirten Superintendenten möchte sich auch das Gefühl geltend erhalten, welches die Geringschätzung im menschlichen Herzen zu erzeugen pflegt. Denn dies sterbliche Gefäß verliert die Eindrücke, die durch Mißachtung gemacht wurden, am spätesten, und alles wird eher vergessen, als der Vorwurf der Untauglichkeit und Unbrauchbarkeit. Große Seelen erheben sich zwar über die Befriedigung der Rache; verziehen kann werden, vergessen nicht. Selbst im besten Falle ist diese Verzeihung eine Folge der Überlegung, und nicht des natürlichen Wohlmeins.

Gibt die Synode nicht nach, so kommt die Sache zur Entscheidung vor eine höhere Stelle und hier dürfte sich abermals erhärten, was ein altes Sprichwort sagt: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Process. Zwar hat in allen Fällen ein natürliches Gemüth einen Widerwillen gegen das Anrufen eines Dritten in eigener Angelegenheit zu überwinden, und es geschieht nur dann, wenn die Erbitterung oder Rechtskränkung zu groß ist; in diesem Falle wäre dann eine gütliche Beilegung der Sache umso wünschenswerter. Denn eine — Erfahrung in einer ähnlichen Sache liegt uns noch nahe. Als in dem Schoße der Nation vor nicht langer Zeit ein Zwiespalt über das Recht der Wahl des sächsischen Nationskomes entstand, war eigentlich dies die Rechtsfrage: Wer hat das Recht, den Comes nationis zu wählen, die Hermannstädter Communität oder die Nation durch die Stimmenmehrheit ihrer Deputierten? Die Hermannstädter, als die provincia mates, allegirte das historische Recht; die

Nation in corpore das rationelle Recht. Die Entscheidung schien nicht anders ausfallen zu können als: Entweder, ihr Hermannstädter habt Recht, und du Nation hast Unrecht; oder, du Nation, hast Recht und ihr Hermannstädter habt Unrecht! Was geschah aber? — Es giengen beider Ansprüche verloren, und die Entscheidung lautete in merito: Keine von euch beiden hat Recht, sondern die Landesstelle hat zu candidieren und die Hofstelle daraus zu ernennen. Nun braucht man nur etwas um sich zu denken, um zu wissen, daß in jedem Staate die höchste Stelle, welche also zugleich die letzte ist, jedenfalls Recht hat, und daß sich alle Parteien nach erfolgter höchster und letzter Entscheidung zum Ziele zu legen haben, und vernünftigerweise müßte man es eine vollkommene Umkehrung der Verhältnisse nennen, wenn ein Unterthan es sich einfallen lassen könnte, über das Endurtheil noch ein Urtheil fällen zu wollen. Bei dem allen wird doch niemand in Abrede stellen, daß eine Verständigung zu Hause besser gewesen wäre, als die Anrufung einer dritten Macht. Weil nun bei einer ähnlichen Gelegenheit eine unvermuthete Resolution erfolgte, so ist die Präsumtion natürlich, daß auch hier eine ähnliche erfolgen würde. Nam ab esse ad posse valet consequentia. Käme wirklich eine solche Resolution zum Vorschein, so würde ich nach meinem politischen Glaubensbekenntnisse ihre Rechtmäßigkeit nicht einmal in Zweifel ziehen. Sie könnte und würde ihr Gutes haben, gerecht wäre sie obendrein. Denn sie kommt von der Stelle, welcher die höchste Erkenntnis in Rechtsachen von rechtswegen zukommt. Aber sie wäre denn doch mit dem Verluste einer Freiheit verbunden, und wenn die Freiheit überhaupt süß ist, so ist sie doch nirgends süßer, als in der Ausübung der Beamtenwahl, am allermeisten bei der Wahl der Geistlichen. Doch — ich rede nur von einem möglichen Falle, und a posse ad esse non valet consequentia. Die Regierung läßt alle Freiheiten ungekränkt, wenn sie nur nicht den Staatszwecken zuwiderlaufen. Bleiben wir uns selbst Richter, und richten und schlichten wir unsere Angelegenheiten ohne Proceß, so haben wir keine Gefahr einer Einmischung in die Ernennung unseres Superintendenten. Verständigen wir uns hingegen nicht selbst und bezweifeln wir uns selbst die Vernünftigkeit unserer Rechtsanforderungen und sprechen durch die Appellation über unsere Angelegenheiten selbst das Urtheil der Unbestimmtheit und Unsicherheit aus, so verdammen wir uns selbst, so folgt nur Rechtliches, hervorgerufen durch eigene Unfähigkeit sich selber zu verständigen.

Die Besetzung dieser Ämter bietet aber noch eine andere schwierige

Wunde dar. Gesezt, der gewählte Pfarrer entsagt, wie bisher bei Doppelwahlen der Fall immer war, so fragt sich denn, ob die Birt-hälmer mit dem Synodal-Candidaten zufrieden seien. Sie haben zwar zugegeben, daß der Pfarrer ihrer Wahl nicht Pfarrer ihrer Kirche sei — damit haben sie aber noch gar nicht darein eingewilligt, daß der Superintendent der Synode zugleich ihr Pfarrer sei. Wir nehmen an, derjenige, den sich die Birt-hälmer zu ihrem Pfarrer erwählt hätten, leistete Verzicht auf die Superintendentur, und legte seinen Pfarrerswahlbrief zur anderweitigen Verfügung nieder, so tritt nun, nach dem Candidationsnormative, derjenige in die Stelle des Verzichtleistenden ein, der nach ihm die gesetzliche Stimmenzahl erhalten hat. Bei diesem Subjecte erheben sich die nämlichen Verwickelungen, wie beim ersten, mit allen dort angezeigten Fällen. Denn es entsteht auch hier wieder die Frage, ob dann der Zweite, der vermöge gesetzlicher Stimmenzahl Pfarrer zu Birt-hälmer geworden ist, dieselbe Person ist, welche sich die Synode zum Superintendenten gewählt hat. Sind die Stimmen der Geistlichen nicht auf diesen Zweiten gefallen, so wird man nun auch ihn zur Resignation zu bestimmen suchen. Will er dann nicht, so stehen wir dann wieder da, wo wir zuvor standen. Immer aber und jedenfalls bleibt noch unentschieden, ob die Birt-hälmer sich zufrieden geben müssen, wenn man ihre gewählten Pfarrer abzulanden nöthigt! — Hat man hiezu wohl ein gutes Recht? — Im Falle, man hat ein Recht, so haben die Birt-hälmer weniger Rechte, als andere Kirchengemeinden. Dieses wird jedoch niemand im Ernste behaupten wollen. Stellt man aber die Sache so dar, als würden bei dieser Resignation die Birt-hälmer eigentlich an gar keinem Rechte gekränkt, so folgert man also: „Derjenige, welcher abdankt und den Pfarrerswahlbrief zurückgibt, übt dadurch nur sein Recht aus, die Promotion anzunehmen oder abzulehnen, — ohne die Rechte der Birt-hälmer zu kränken.“ Man stelle aber die Sache so vor, wie man wolle, so fühlt sich das doch, daß die Birt-hälmer bei der Resignation ihrer von ihnen gewählten Pfarrer, wenn auch nicht in der Rechtsausübung selbst, doch in den Folgen derselben eingeschränkt werden.

Anbelangend den Trost über diese indirecte Einschränkung ihres Wahlrechtes: „daß die Synode ja besser wissen werde, wer der brauchbarere Mann sei, als die Birt-hälmer selbst,“ so behauptet dieser zuviel. Denn, wenn das der Fall wäre, so könnte nichts Vernünftigeres geschehen, als auf Wahl- und Niefungsrecht überhaupt zu verzichten und die Rechte der Pfarrersernennung in die Hände der Synode niederzulegen. Wäre nun hier auch nicht von einer Freiheit, von einem

Rechte die Rede, von dem doch wirklich und hauptsächlich die Rede ist, so müßte dennoch in Abrede gestellt werden, daß die Synode geeigneter sei den Mann zu treffen, welcher für die Birtzhälmer passe, oder den die Birtzhälmer für den Geeigneteren hielten. Die Verbindung zwischen einem Pfarrer und einer Kirchengemeinde, als ein geistlicher Ehebund, hat mit der bürgerlichen Ehe unter vielen anderen Ähnlichkeiten auch diese gemein, daß beide Parteien sich kennen, lieben und wünschen sollen ad dies vitae beisammen zu leben. Die individuelle und subjective Ansicht hat zu entscheiden, und nicht die Objectivität. Wenn aber in den Wahlen der Pfarrer so viele und schmerzvolle Mißgriffe gethan werden, so liegt dies einerseits darinnen, daß in die Candidation auch solche Männer aufgenommen werden, welche den Wählern näher nicht bekannt sind und andererseits, daß man die Besprechung über die zu treffende Wahl dem Volke durch die Bewahrung des Candidationsgeheimnisses und, wenn die Liste einmal aufgelesen ist, durch augenblickliche Stimmenabnahme erschweret hat. Selbst bei dieser mageren Freiheit wählen sie sich ja doch den, der ihnen am meisten gefällt. Auch die Birtzhälmer müssen ihre Bedürfnisse am besten kennen, und ihr Vertrauen wird dem Manne ihres Vertrauens willigere Herzen darbieten, als dem Aufgebrungenen und dem Fremdling ihrer Neigung. Gleichwohl wollen die Birtzhälmer ihren Pfarrer der Synode zum Superintendenten nicht aufdringen und räumen das Ernennungsrecht hiezu, so wie die bessere Einsicht darein der Synode willig ein.

Trat aber einmal der Fall ein, daß die Birtzhälmer den Vorstellungen der Synode kein Gehör geben und den Gründen zur Nachgiebigkeit widerstehen — und solches kann einmal der Fall sein — so ist dann ein neuer und ärgerlicher Conflict vorhandenen, der Conflict zwischen der Ecclesie und der Synode, wie er es früher zwischen dem gewählten Pfarrer und der Synode war.

Freilich haben die Birtzhälmer verschiedene Rücksichten, die sie bestimmen, nachgiebig zu sein. Obenan steht die Furcht, die Residenz zu verlieren. Sie sind gewohnt, darinnen einen Vortheil zu erblicken. Wenn sie sich nun hartnäckig betragen und steif auf der Ausübung ihres vollen Rechtes verharren, so macht ihnen der Gedanke, es könnte die Residenz verlegt werden, doch auch eigene unangenehme Empfindungen. Auch die Kirche selbst genießt durch Anwesenheit der Superintendenten einige schätzungswerte Vortheile. Sie bekommen bessere Prediger, als sonst der Fall wäre, ersparen die Ordinationsunkosten und haben die Bequemlichkeit, in Appellationsfachen die höhere Stelle zu Hause zu haben. Überdies denkt sich der Birtzhälmer auf diese Auszeichnung auch etwas

zu gut. Die genannten Vortheile, in Verbindung mit diesem nicht unedlen Vorurtheile, trägt gewiß seinen Theil dazu bei, daß die Birt-hälmer sich eine theilweise Schmälernng ihrer Gerechtsamen haben gefallen lassen. Diesemnach könnte es den Anschein haben, als läge diesem Usus ein stillschweigender Vertrag zum Grunde, welcher etwa also lautete: „Wir Synode lassen den Superintendenten bei euch wohnen, wenn ihr, Birt-hälmer, es euch wollt gefallen lassen, unseren Superintendenten für eueren Pfarrer anzusehen.“ Ließe sich nichts gegen die Annahme eines solchen stillschweigenden Vertrages einwenden, so wäre diese Einschränkung des Rechtes, sich den Pfarrer zu wählen, keine Rechts-verletzung, sondern eine Handlung, vermöge der die Synode, als Man-datarius der Birt-hälmer, das Recht hiezu hätte; es wäre recht und gerecht. Es streitet aber gegen diese Annahme gar sehr ein Rechtsmittel, welches die Birt-hälmer gegen die Verjährung, durch Nichtausübung des Rechtes, nie unterlassen haben anzuwenden. Denn bei sich ereignenden Doppelwahlen haben die Birt-hälmer jedesmal eine feierliche Rechts-verwahrung eingelegt, deren wesentlicher Inhalt ungefähr dieser ist: „Wir Birt-hälmer erklären hiemit, für diesmal von unserm Rechte der Pfarrersbestimmung abstehen zu wollen, verwahren uns aber unsere diesfälligen Rechte für die Zukunft feierlichst.“ Hiedurch aber ist satzsam verhindert, daß das Herkommen, als *jus praescriptionis*, nie zurecht hat werden können.

Nach Versuchung und Prüfung aller Rechtstitel, unter deren Anwendung den Birt-hälmern eine theilweise Schmälernng ihres Wahl-rechtes entzogen werden könnte, stellt sich auch in diesem Verhältnisse dar, daß eine große Unbestimmtheit der Rechtsgebiete in Ernennung des Pfarrers und Superintendenten zwischen den Birt-hälmern und der Synode stattfinde, infolge deren eine Rechtskränkung auf dieser oder jener Seite leicht möglich sei. Man sage nicht, es werde nie der Fall sein. Es ist dies immer möglich und wenn die Gelegenheit günstig ist und der Erfolg wahrscheinlich, so kann es auch wirklich und That-sache werden. Edle Menschen werden zwar, der guten Sache wegen, die Hand dazu nicht bieten — sind die Umstände nicht günstig gestaltet, daß für den Erfolg keine Bürgschaft vorhanden ist, so wird die Klugheit die minder günstige Gelegenheit vorbeigehen lassen und auf eine schicklichere warten; — es kann die Wahl einen solchen Mann treffen, dem die Hochachtung gegen seine Eigenschaften und seine Verdienste willig das Recht zum Opfer bringt. Aber nicht hievon ist die Rede, sondern daß es eine Evincidierung der Umstände geben kann, wo die Möglichkeit des

Widerspruchs zur Wirklichkeit wird. Auch edle Menschen können den Beruf bekommen, das äußerliche Recht geltend zu machen; — die Klugheit kann es gerade anrathen, jetzt sich in den Rechtsverhältnissen zu sichern, weil die entziehende Gelegenheit keinen Schopf am glänzigen Hinterkopfe darbietet; — ein anderer Mann, und die Rücksichten sind nicht mehr vorhanden. Setzen sich die Birthälmer bei einer Doppelwahl ihr Recht in den Kopf und verlangen dessen Anerkennung, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß ihr Recht auch anerkannt werden würde. Denn ihr Recht auf die Wahl ihrer Pfarrer ist ein ausgemachtes und unbestreitbares und die Schwierigkeit entsteht nicht durch die Erwählung des Pfarrers, sondern durch die Bestimmung des Superintendenten. Das Recht der Birthälmer hat aber noch eine andere vortheilhafte Entscheidungskraft: es ist ein unabhängiges. Denn hier erhält der Pfarrer den Bischof, und nicht umgekehrt.

Schließlich ist noch eines Umstandes zu erwähnen, der auch als ein Unrecht, im Gefolge dieses verwickelten und unbestimmten Ernennungsgeschäftes, erscheint. Es kann nämlich, in Folge dieser gemischten Candidation und verschiedener Ausübung des Wahlrechtes, der Mediaischer Promotionskreis seine jeweiligen Ansprüche auf Birthälm verlieren. Diese Pfarre ist nun die beste im Mediaischer Promotionskreise. Sie gehört dahin als Stuhls- und zugleich als Capitelsort. Schon dadurch, daß der Birthälmer Pfarrer zugleich auch Superintendent ist, kommen in die Candidatenliste auch solche Individuen, welche keine rechtmäßigen und gesetzlichen Ansprüche auf Beförderung in diesem Kreise haben. Überdies bringt die Synode ein allgemeines, nationales Interesse zur Superintendentialwahl mit. So wird das besondere, locale Interesse des Mediaischer Promotionskreises dem allgemeinen, nationalen Interesse aufgeopfert. So was geschieht von rechtswegen in Zeiten der Gefahr, wo die Existenz des Ganzen bedroht ist und nur durch Aufopferung des einzelnen vom Untergang gerettet werden kann. Eine Gefahr scheint eben für das Ganze nicht vorhanden zu sein. Wäre aber auch eine Gefahr fürs Ganze vorhanden, so thäte die Aufopferung des einzelnen fürs Ganze nur dann wahrhaft noth, wenn diese Aufopferung das einzige oder vollkommenste Rettungsmittel wäre, was eben nicht untersucht ist. Sei nun auch die Aufopferung schön -- immer von einem Gliede sie verlangen, ist unbillig. Die sächsische Nation, mehr als eine andere des ständischen Kleeblattes zur Herbeischaffung der Landescontribution angezogen, wird die Schönheit einer solchen Aufopferung für das gesammte Vaterland auch nicht in Abrede stellen, hat aber durch viele Beschwerdeführungen die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß

diese Bebürdung eines Theiles zu Gunsten des Ganzen eine Ungerechtigkeit sei. Wer aber der Schönheit und Preiswürdigkeit einer solchen Aufopferung das lobende Wort redet, scheint die Fabel des Fuchses und des Raben de novo aufführen zu wollen. Will der Rühmer die Ungläubigen von der Aufrichtigkeit seines Beifalles überzeugen, so komme er und nehme seinen Theil an der Aufopferung.

Wirft man aber gegen die Behauptung des ausschließenden Rechtsanspruches von Seite der Mediacher den Erfahrungssatz ein, daß eine Besetzung dieser Pfarre aus auswärtigen Kreisen seit der Reformation, von Zeit zu Zeit, nicht ungewöhnlich gewesen, so beweist dies auch zu viel, auch zu wenig. Denn vors erste lassen sich reciproke Fälle genug anführen, wo auch Mediacher in allen Gegenden unseres sächsischen Vaterlandes Beförderungen erhalten haben, ohne daß noch dormalen ihnen hiezu ein ferneres Recht eingeräumt wäre. Es beweist also zuviel. — Es beweist aber auch zu wenig. Denn es beweist nur, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die Promotion aus einer Gegend in die andere — ein allgemeines Recht war und jetzt nicht mehr ist.

Es sei mir erlaubt, den scheinbaren Widerspruch, als ob dasjenige, was einmal Recht war, zum Unrechte nunmehr geworden sei, durch eine Auseinandersetzung der sich ausbildenden Verhältnisse und Umstände zu heben und zu lösen. Da der Aufsatz schon ziemlich weitläufig gerathen ist, muß ich umsomehr um nachsichtige Geduld bitten.

Ursprünglich konnte sich jede Kirche ihren Geistlichen selbst frei wählen. Sie war frei mit dem Namen und der That. Es war keine Candidation und keine Beschränkung derselben auf ein bestimmtes Territorium. Der Mediacher konnte in die Hermannstädter Gegend, der Hermannstädter in die Schäßburger Gegend u. s. w. promoviert werden: kurz, es fand vollkommene Freizügigkeit statt. Noch war das ganze Sachsenland für jeden Sachsen auch sein Vaterland. In dieser Zeit war die Besetzung der Birtzhälmer Pfarre durch jeden Sachsen, wenn auch nicht aus Mediach und seiner Umgebung, ein allgemeines Nationalrecht.

Um diesen Gegenstand in ein helleres Licht setzen zu können, ist es nothwendig, aus die Geschichte einiges in Erinnerung zu bringen, um darzuthun, daß die dermalige Besetzungsart sich aus der Berücksichtigung der entstehenden Gymnasien gebildet habe. Soll aber der Einfluß der Gymnasien auf der dermalige Besetzungsart der Pfarren nachgewiesen werden, so läßt sich die mähliche Ausbildung der städtischen Gewalten unmöglich mit Stillschweigen übergehen, da eben die Erweiterung der städtischen Gewalt über die Landgemeinden die Entstehung der Gymnasien zur wohlthätigen Folge hatte.

Nach Aufhebung der Klosterschulen durch Auswanderung, Befehrung oder Vertreibung der Mönche in den Zeiten der Reformation hatte die Bildung der Jugend ihre Centralpunkte verloren. Mehr oder minder blieben aber davon Spuren zurück; im Ganzen aber waren, sozusagen, die Kronleuchter zer schlagen worden und die Kerzen brannten vereinzelt im Lande. Wie sich früher in den Klöstern um eine Brüderschaft von Lehrern und Erziehern die Jugend in Masse versammelt hatte, so sammelte sich nun um den einzelnen Mann die lernbegierige Schaar, er mochte hier oder da oder dorten sein. Es bestand also die Schulverfassung, nach der Reformation, zunächst darinnen, daß jeder Schulmeister, welcher durch irgendeine Virtuosität ausgezeichnet war, eine Anzahl Schüler um sich hatte. Der Ruf verschaffte den Zulauf und ließ nach dem Tode eines braven Lehrers den Ort bald wieder verlassen dastehen, wo früher ein großer Zubrang gewesen. Erhielt ein berühmter Lehrer einen Ruf an einen andern Ort, so zog die Schaar der Zöglinge mit dem geliebten Lehrer zugleich in dessen neue Heimat. Wenn ein Zögling bei einem Lehrer sein besonderes Fach durchgemacht und ausgelernt hatte, so setzte er seine Wanderung zu einem andern fort, der in einem andern Fache wieder ausgezeichnet war. Hatte er endlich die vorzüglichsten Schulmänner des Landes angehört, so suchte sich der ausgelernte Zögling ein eigenes Brot und that andern, was ihm gethan worden. Es war also damals kein eigentliches Gymnasium an einem Orte beisammen, sondern im ganzen Lande zerstreut.

Gewöhnlich bestand das Personale aus einem Rector, Cantor, Collaborator, Campanator oder Discantisten. Die Elemente der Gymnasien waren in diesem Personale gegeben, aber außer den Ortskindern fehlte fremder Zuspruch, wenn der Ruf nicht etwa die Auswärtigen herbeirief. Natürlich hatten volkreichere Ortschaften auch volkreichere Schulen und ein größeres Lehrpersonale, als volksärmere Ortschaften. Die Lehrer der größeren Ortschaften genossen, als solche, auch eines größeren Ansehens, und dieser wegen fielen auch natürlich auch mehrere Wahlen auf sie. Hiedurch ward eine delicatesere Auswahl der Lehrer möglich — dadurch aber neuer Zubrang zu dieser Schule eröffnet. Waren nun gleich die Mittel zur Fristung der Lehrer größer, als in kleineren Gemeinden, so reichten sie demohnachtet oft nicht aus, um die vorzüglichsten Leute sich anzueignen. Es benützten daher die Hauptorte die bei Besetzung der Pfarreien erhobenen Klagen der Mitbewerber und Miterben zur besseren Verforgung ihrer Lehrer durch Einführung der Candidationen.

Die Einführung der Candidation beginnt in leisem Auftreten bereits, also schon frühe, mit dem Aufhören der Ämterambulation. Es

hängt also gewissermaßen die Einführung der Candidation in ihrer entschiedeneren Gestalt mit dem Entstehen der Städte und ihres dominierenden Einflusses zusammen. Es sei mir erlaubt, auch hierüber einige Notizen aus dem erbleichenden Bilde des Alterthums aufzufrischen.

Die Verfassung der alten Sachsen war nämlich derart, daß die Stuhlsobrigkeit keinen festen unverrückbaren Sitz hatte, sondern es entschied die jedesmalige Beamtenwahl zugleich über den Ort, wo das Prætorium sein sollte. Von einem Geschwornenmontag bis zum andern kamen nun aus den übrigen Ortschaften die Richter in den Ort geritten, wo sich der jeweilige Vorstand befand. Durch die Fixierung des Vorstandes an einem Orte, semel pro semper, was sich factisch aus mehreren aufeinander folgenden Wahlen, die alle Beamten eines Ortes zum Vorstande wählten, ergab, erhoben sich diese Ortschaften, auch hiedurch, da sie hinwieder durch ihre größere Bevölkerung zu eben dieser Fixierung die Grundlage gegeben hatten. Durch diese Fixierung waren für die nunmehr und etwa hiedurch zu Städten gewordenen Ortschaften die Samenkörner in den Schoß der Zukunft gelegt die sonst und früher gleichberechtigten Bruderortschaften zu beherrschen. Die mähliche und mähliche Entwicklung der unübersehbaren Folgen dieser Fixierung traten nun immer deutlicher hervor. Eine Zeitlang schickten noch die Bruderortschaften ihre Richter an den Gerichtstagen des Stuhles in die Städte: dann trat, zuerst selten, dann häufiger, endlich für immer eine Stellvertretung der Dorfsrichter durch andere Stadtbeamten ein. Endlich verscholl durch beständige Stellvertretung die Erinnerung an dieses Recht aus dem Gedächtnis der von den Stuhlsgeeschäften immer mehr entfernt gehaltenen Landgemeinden. Von Stellvertretung war überall keine Rede mehr, sondern von Ersetzung, bis auch dieser Begriff sich verlor. So entstanden aus Dorfsbeamten städtische Beamten mit Stuhls Gewalt. Das Landvolk sah in ihnen die Delegierten seines Auftrages und fühlte die Consequenz: den städtischen Beamten eine leitende Gewalt in seinen Angelegenheiten einzuräumen, welche die übermächtigen Dorfsrichter ohne viel Federlesens zu Hause ausübten.

Diese Fixierung des Stuhls Vorstandes und dann des ganzen Stuhlsamtes kam nun insbesondere den Stadtchulen zugute und setzte sie in große Vortheile gegen die Schulen der andern Landortschaften. In dem Sieg der Städte über die Landgemeinden war auch ihre Sache gewonnen worden. Denn die Fixierung des Stuhls Vorstandes machte die Ausfühung einer, wenn auch noch so gelinden Ausübung einer Candidation, bei einem auf seine Freiheiten so eifersüchtigen Volke, allein möglich. Diese Candidationen lenkten den Segen der Weinberge

und der Fruchtfelder in den Schoß derjenigen, welche in den Stadtschulen sich Verdienste gesammelt hatten. Dann war gleich auch von einem Deputate an Früchten die Rede, und später von einem Salarium fixum, so war doch die Hauptbezahlung eine Gabe der Dankbarkeit. Diese konnte nun am reichlichsten ausfallen durch eine Pfarre, wozu man verhilflich war. Durch die Candidation konnte man aber am verhilflichsten sein, und zu ihrer Einführung gaben die Veranlassung die Unregelmäßigkeiten und Mißheiligkeiten, die sich, besonders bei Streitigkeiten über Orthodoxie, ergaben. Die unterdrückte Partei suchte Hilfe beim Stärkern, in den Städten, und so kamen die ersten Candidationen auf die Welt.

Diese ersten Candidationen waren weder an domestici noch extranei, weder an domi docti noch academici, weder an oppidani noch rurales gebunden. Als Grundsatz war nur aufgestellt: Qui melius expedire videbitur! Candidationen sind Einschränkungen der Wahlfreiheit — wie ließ sich diese das Volk gefallen? — Man ließ es zuerst die Fesseln nicht fühlen. Denn wenn eine verwaiste Kirchengemeinde einen bestimmten und entschiedenen Wunsch für einen Candidaten äußerte, ward ihnen willfahret, und nur da, wo Willens- und Meinungsverschiedenheit herrschte, ward von einem außerhalb der verwaisten Kirche befindlichen Patronatsrechte gesprochen. Widerstand war leicht zu meiden, oder nicht zu fürchten. Waren Parteien, so diente die begünstigte sogleich zur Unterdrückung der widersprechenden: da hingegen, wo die Giltigkeit des Candidationsrechtes in Gefahr gerathen wäre, von einer einträchtigen Gemeine verworfen zu werden, ließ man es zu keinem Widerspruche kommen; denn man nahm den Gewünschten in die Candidation auf. Es konnte dieses leicht und füglich geschehen — denn es waren für die Candidationen keine bestimmten Kategorien aufgestellt.

Die zu Gunsten der Stadtschulen mit geschickter Benützung der Umstände eingeleitete und zustande gebrachte Candidation hatte die sichtbare Folge, hauptsächlich die Stadtlehrer zu befördern. Ich sage, hauptsächlich; denn mitunter mußte man auch dem ausdrücklich geäußerten Willen der Gemeinden nachgeben, mitunter befriedigte man auch das Interesse der Anverwandtschaft, der Bekanntschaft, der Dankbarkeit und Zuneigung, wenn das berücksichtigte Subject auch nicht an der Stadtschule gedient hatte. Daß man hierinnen nichts Unrechtes that, liegt auf der Hand, und daß ich hieraus keinen Vorwurf andeute, versteht sich von selbst. Denn auch die Dorfsrichter hatten sich von solchen Bestimmungsgründen leiten lassen, und der einzelne Wähler selbst gibt diesen Bestimmungsgründen nach, und hat ebenfalls hiezu sein volles

Recht. War also nur sonst der Candidat der Mann dazu, so verletzte man auch kein Recht. Denn es war noch kein Recht, sondern nur die Pflicht vorhanden, den Brauchbaren, von Seite der Patronen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

In die Entwerfung der Candidationsliste theilten sich die geistlichen und weltlichen Vorstände, und dies zwar so, daß dem Capitularofficium die eine Hälfte, dem Stuhlofficium die andere Hälfte der Candidatenbestimmung, als Rechtstheil, zufiel. Die Capitularen sorgten für das Interesse des Capitels, die Magistratualen für das Interesse der Stadtschulen am meisten. Da nun 6 Candidaten waren, so hatte ein jeder Candidator auf seinen brüderlichen Theil einen Candidaten. Waren nicht besondere Umstände vorhanden, die einen Candidator bestimmten, sein Votum einem Auswärtigen zu geben, so griff die Candidation gewöhnlich in den Stuhl und das Capitel. In einem gewissen Sinne war also, auch damals schon, Capitel und Stuhl der Promotionskreis. Kannte man nun gleich den dermaligen Rechtsbegriff eines „Promotionskreises“ noch nicht, so war doch, durch den eigenen Willen der Candidatoren, eine Isolierung der Stühle bereits, durch die Einführung der Candidationen, zustande gebracht. Diese erste Einschränkung der Wahl benahm nicht nur dem Volke einen Theil seiner Freiheit, sondern es ward auch hiedurch dem Geistlichen und Schullehrer sein Vaterland auf Capitel und Stuhl eingeschränkt, und zwischen jedem Stuhl und Capitel erhoben sich Grenzen und Absonderungen.

Wie aber die städtischen Stuhlsbeamten aus dem Mißbrauch der unbeschränkten Wahlen, mit kluger Benützung der Umstände, das Recht der Candidation sich angeeignet hatten, so kam nun auch ihre Zeit, daß auch ihrer Freiheit, wegen Mißbrauch, gewisse gesetzliche Schranken gesetzt wurden. Es entstanden Normative. Schade, daß auch hiedurch der Freiheit des Vertrauens in Erweiterung der Wahlbezirke kein Vorschub geleistet ward. Die Beseitigung der Freiheit bestand hauptsächlich darin, daß nunmehr klar und gesetzlich ausgesprochen ward, daß auf Candidation nur die zu einem bestimmten Promotionskreise Gehörigen Anspruch zu machen hätten. Die Absonderung der Stühle und Capitel, die früher durch Vorliebe zur Heimat, gleichjam willkürlich, von den Candidatoren war vollzogen worden, erkannte nun das Gesetz, die Übereinkunft, *de jure*, als eine rechtliche an. Vor diesen Normativen bestanden zwar schon Grenzen, — aber der Wille der Candidatoren war ein gültiger Paß durch die selbstangelegten Schlagbäume der Absonderung; nunmehr erklärt ein Gesetz jede Einführung eines fremden Candidaten für verbotene Waare. Der Grundsatz aber des neuen Wahlnormatives lautet: *Veteranis et bene meritis!* —

Den Gymnasien zuliebe hat sich das Volk auch diese Einschränkung gefallen lassen. Dermalen ist also das Sachsenland in bestimmte Promotionskreise eingetheilt. Nur die Städte haben sich, für ihre Pfarreien, das ältere Recht zurückbehalten, die Männer für diese Stellen da suchen zu dürfen, wo sie sie zu finden hoffen können. Der Titel dazu findet sich wieder in den Gymnasien, weil der Stadtpfarrer, als Inspector des Gymnasiums, außer der Eigenschaft eines städtischen Geistlichen, auch noch die besondere eines Schulmannes in gelehrter Hinsicht haben muß. Um aber die Stimmenmehrheit desto sicherer auf den Brauchbaren lenken zu können, ist den städtischen Kirchen auf der andern Seite von der Wahlfreiheit wieder abgeschnitten worden, was sie an Candidationsfreiheit mehr besitzen als die Landgemeinden. In den Landgemeinden stimmen nämlich alle Hausväter - in den Städten bloß die sogenannte Communität, also nur durch Repräsentation die ganze Bürgerschaft.

Die sächsischen Promotionskreise sind sich also alle gleich: gleich in der Candidation und Wahl der Landpfarrer, gleich in den Candidationen und Wahlen der Stadtpfarrer. Nur das einzige Birtthälmen öffnet allen übrigen Promotionskreisen überdies seine Thore, ohne daß dagegen dem Mediacher Promotionskreise eine gegenseitige Befugnis eingeräumt würde. Hierinnen aber besteht das Unrecht, das nach der vorangeschickten Erzählung der früheren Pfarrersernennungen, kein Unrecht war, quod erat demonstrandum.

Diese Beeinträchtigung des Mediacher Promotionskreises — die Rechtseinschränkung der Birtthälmer — die Nöthigung zu Resignationen bei Doppelwahlen — die Möglichkeit eines ärgerlichen Conflictes — die Gefahr einer richterlichen Entscheidung — dies alles, einzeln für sich genommen, und im Zusammenhange miteinander, bietet, als Resultat der ganzen Betrachtung, die nothgedrungene Überzeugung dar, daß die dermalige Verfahrensart in Besetzung der Birtthälmer Pfarre und der lutherischen Superintendentur so unbestimmter, verwickelter und schwieriger Natur sei, daß eine zweckmäßigere Gestaltung dieser Aemterbesetzung unterdes, bis das Bessere kommen wird, eine Maßregel wäre, ebenso anempfohlen von der Klugheit, als der Gerechtigkeit.

Den 4. December 1833.



Die Zünfte.

Eine Schuchsrift.

Über die Zünfte hat die neuere Zeit große Beschwerden geführt und schwere Anklagen erhoben. Ihnen gibt man die Schuld, dass bei uns die Gewerbe still ständen, oder sogar in Verfall geriethen; ihnen legt man zur Last die Vervortheilung des Publicums, — die Wanderung des Geldes ins Ausland, und weiß Gott was alles stampelt man zu ihren Sünden. Daher lautet auch der Spruch des Zeitgeistes, wenn er sich auf dem Richterstuhle breit macht, nicht sowohl auf Umgestaltung und Verbesserung, als auf Tod und Vernichtung.

Nun weiß ich zwar wohl, dass man oft die Leute muss reden lassen, wie sie wollen, wenn auch nur aus dem einzigen Grunde, weil man es nicht verhindern kann. Solange es nur Kleinigkeiten und Lächerlichkeiten betrifft, oder das Geschrei nur aus solchen Mäulern fährt, die wenig zu bedeuten haben — mag man seinen Gang nur ungeirrt weitergehen, wie der Mond am Abendhimmel, der die Hunde auch bellen lässt, so lange sie wollen. Wenn aber in der Lebensfrage eines Volkes die achtbare Stimme der öffentlichen Meinung, wie über die Zunftangelegenheiten, seit beinahe 40 Jahren, aus dem anfangs nur leiseren Gemurmeln in ein immer deutlicheres: Kreuzige! Kreuzige! losbricht, dürfte die Nichtbeachtung dieser sehr vernehmlichen Äußerungen allerdings übel angewendet sein. Niemand darf, wenn die Zunftverfassung als Kleinod seines Volkes wert ist, wenn er auch keinen äußeren Beruf dazu hat, bei dieser Richtung der öffentlichen Meinung gleichgiltig sein, viel weniger scheinen, wenn er es nicht ist. Seit die öffentliche Meinung auch bei uns zu einer Macht erster Größe sich emporzurängen anfängt, mag es eher rathlich und pflichtgemäß sein, darauf zu achten, als sich die Ohren mit Wachs oder Baumwolle zu verstopfen. Ja, es scheint, da bald die Acten geschlossen werden könnten, hohe Zeit zu sein, dass die Freunde dieser Gewerbeeinrichtung, deren es doch viele im Schoße unseres Volkes geben dürfte, sich zusammen-thun, um in achtbarerer Gemeinschaftlichkeit ihre Zungenlösung auch auf den grünen Tisch zu legen, als ich, der gegen die hohen Actenstöße der Gegner nur diese wenigen Blätter als einzelner kann flattern lassen.

Kann ich nun gleich nicht hoffen, mit meiner einzelnen Stimme das gewaltige Tutti zu durchbrechen, so muß ich doch, aus heiliger Überzeugung, mit einem dicken Komma also schreiben: Si omnes consentiunt, ego non consentio. Ist's unabänderlich — — und müssen die Zünfte dem Wahne des Zeitgeistes zur Sühne fallen, so mögen denn diese Zeilen dem Opferthiere wenigstens zu Kränzen dienen, die ihm die Liebe und die Dankbarkeit um die Hörner windet, wenn es zum Altare geführt wird.

Der Verfasser des nachstehenden Versuches einer Vertheiligung der Zünfte gehörte in seiner früheren Zeit auch zu den Gegnern derselben und hielt deren Beseitigung und Aufhebung für etwas so Ersprießliches und Wünschenswerthes, daß er oft bei sich dachte — mit Beseitigung dieser Schranken und Zulassung der Gewerbe-freiheit — würde für unsere Industrie ein neuer Himmel und eine neue Erde werden. Seitdem ich aber älter geworden, und die Schwabenzahl 40 längst überschritten habe, stellt sich, mit zurückgelegter Sonnenwende des Lebens, auch eine Wende der Ansicht und Beurtheilung der Zünfte bei mir ein, und diese Inconsequenz ist wenigstens darin consequent, daß ich, früher wie später, mein Volk unendlich liebe, dem ich alles verdanke.

Um eine Verständigung über den Wert oder Unwert der Zünfte herbeizuführen, was wohl allein die Beibehaltung oder Beseitigung derselben bedingen dürfte, mag wohl diese Frage die oberste sein: Welches ist die Aufgabe aller Gewerbeeinrichtungen, und wie wird diese Aufgabe am vortheilhaftesten gelöst? Über den ersteren Theil dieser Frage kann ich mich ganz kurz fassen. Die Gewerbe sind in meinen Augen nicht Selbstzweck, sondern stehen als Mittel zur Verschönerung, Veredlung und Erleichterung des menschlichen Lebens in dessen Diensten. Mithin ist nicht Güte und Wohlfeilheit der Waare die höchste Anforderung, die ich an die Gewerbe mache, sondern ich halte nur diejenige Hebung des Gewerbes für eine Verbesserung, die dem menschlichen Dasein in seiner höheren Bedeutung zugute kommt. Nur dies gilt bei mir für einen wahren Vortheil. Mag eine Gewerbe-einrichtung billige Preise erzwecken, wie sie nie erhöht worden, und die Waare in einer Güte liefern, daß die leibhaftige Tadelsucht in Lob ausbrechen muß — und leidet darunter das Menschliche — so mag ich nichts mit ihr zu schaffen haben: Mir gilt sie als Verschlechterung. Der materielle Zeitgeist, der Handel und Fabriken um jeden Preis erkaufen will und diesen Interessen auch den Menschen opfert — dieser Geist des bloß Möglichen kann in seiner Art klug sein — für weise halte ich ihn nicht.

Welche Einrichtungen des Gewerbwesens diese Aufgabe am besten lösen, war der zweite Theil der Frage. Ich bemesse alle Formen und Arten der Gewerbeeinrichtungen, also auch den Wert der Zünfte, an dem oben als „Aufgabe“ angegebenen Gedanken der größeren oder minderen Vortheilhaftigkeit für das höhere Menschliche, und gebe also im voraus derjenigen Gewerbeeinrichtung den Kranz, die neben der größten Förderung des Fabricates, nach Preis und Güte, dem Menschen in seinen vielseitigen Beziehungen die treueste Dienerin ist.

Sobald einmal die obengenannte zweitheilige Frage auf diese Art in mir beantwortet ward, erschienen mir die Zünfte in einem andern Lichte, wie sie sich mir früher vor der materiellen Brille dargestellt hatten. Es wehte mich aus ihren alterthümlichen Einrichtungen der wohlberechnete Geist der Menschenfreundlichkeit und der gleichen bürgerlichen Gerechtigkeit an, der mich bald mit Verwunderung, bald mit Ehrfurcht erfüllte. Was Wunder, wenn ich nun, um das gethane Unrecht gut zu machen, gleichsam als öffentliche Abbitte, mit einem Schwert, wie stumpf und kurz es auch ist, mich auf die verzweifelte Seite der Zünfte stelle! Nicht, daß ich, nach Art der Überläufer, nun blind geworden sei gegen ihre Mängel und Schwächen! Ich räume vielmehr gutwillig ein, daß an diesem herrlichen Fruchtbaume viele Wasserzweige abzuschneiden und manche verdorrte Zweige abzusägen seien; lege aber bei dem allen, will man meine unberufene Anwaltschaft gelten lassen, dagegen eine förmliche Verwahrung ein, daß dieser Mangel wegen der ganze Baum abzuhaueu sei, da er nicht nur in der vergangenen Zeit die köstlichsten Früchte geliefert hat, sondern seine schwelenden Keime und gesunden Wurzeln auch der Zukunft das Versprechen reicher Ernte leisten. Führt nur die Besonnenheit das Gartennmesser, rottet nur die Liebe das schwächende Unkraut aus und läßt die Gesetzgebung ihre Sonne günstiger die Schatten durchbrechen, so werden bald wieder, wie früher, die Äste von goldenen Früchten sich beugen. In dieser Überzeugung falle ich der öffentlichen Meinung, welche bereits die Art schwingt, in die Arme und bitte aus folgenden Gründen, ehe der Streich geführt wird, um nochmalige Prüfung der Verbrechen, welche man den Zünften zur Last legt.

Zuerst muß ich darauf aufmerksam machen, daß hierzulande die Zünfte nicht ausschließlich die Gewerbe treiben. Neben ihnen leben, hie und da im Lande, auch unzüngstige Meister aller Art, und an Märkten darf ohnedem jeder feilhalten, was ihm beliebt. Mithin ist das sächsische Zunftwesen nicht in harter und starrer Consequenz durchgeführt, sondern neben den ausschließenden und beschränkenden Zünften

hat auch die Gewerbsfreiheit ihren Spielraum. Ja, die Zünfte sind selten auf eine bestimmte Anzahl Meister beschloffen, sondern wer gewisse Bedingungen erfüllt, kann sich sichere Hoffnung auf Zünftigkeit und Aufnahme machen.

Was ich nun zum Schutze der Zünfte oder, was gleichviel ist, zur Anerkennung ihres Wertes und vortheilhaften Bestehens zu sagen habe, sondert sich unter folgende vier Aufschriften ab, je nachdem wir die Zünfte den Käufern — den Gewerben — dem Gemeinwesen oder endlich dem Staate gegenüberstellen.

I.

Die Zünfte als Rechtsanstalt den Käufern gegenüber oder vom Standpunkt der Polizei betrachtet.

Um eine Vergleichung zwischen den angeklagten Zünften und der angepriesenen Zunftlosigkeit anstellen zu können, müssen wir unserer Einbildung ein kleines Geschäft anmuthen. Da nämlich die Zünfte etwas Wirkliches, ein Wesen sind, die Zunftlosigkeit dermalen noch nur ein Wunsch, ein Gedankending ist, so wollen wir uns vom Zustande der Zunftlosigkeit ein Bild entwerfen, um dann, beide in zwei Wagschalen gelegt, über das Übergewicht und zunächst in polizeilicher Hinsicht urtheilen zu können, ob wir die Zünfte als Mißgeburten tödten, oder aber die Zunftlosigkeit aus Licht des Daseins ziehen sollen.

Abgesehen davon, daß der Zustand der Zunftlosigkeit oder Gewerbsfreiheit nur durch Aufhebung der Zunftgerechtsame zustande gebracht werden kann und mithin die Kränkung von tausend Rechten damit verbunden ist — setzen wir also den Fall, es geschehe: Jedem wäre die Freiheit gegeben, das zu gewerben, was er wolle, so entstünden nun die zwei wichtigen Fragen: Erhalten wir dann bessere Arbeit, und erhalten wir dann wohlfeilere Arbeit? Wird die Waare wohlfeiler, zugleich aber schlechter — oder — wird die Waare besser, aber zugleich auch theurer, so ist im Grunde nichts gewonnen. Denn dieses Wechselverhältniß findet auch dermalen statt. Die Aufgabe aber, die wir billigerweise an den Erzeuger stellen können, darf nicht gut und wohlfeil heißen, sondern gut und billig. Denn, wer gut und wohlfeil arbeitet, kann nicht bestehen, er wird, er muß zugrunde gehen; es ist genug, wenn wir gute Waare in billigen Preisen bekommen. Will das Publicum selbst gut und billig sein, so kann es nichts mehr verlangen, als gute Ware in billigen Preisen. Ist dies der Fall, so kann der Meister leben und das Publicum auch. Die Beurtheilung dieses

Verhältnisses zwischen dem Preise und der Güte der Waare ist nun theils Sache der Concurrenz, theils Sache der Marktpolizei. So z. B. bestimmt den Preis der Möbeln, der Schneiderarbeit, der Menschenbekleidung u. s. w. die Concurrenz; hingegen die Waare des Bäckers und Fleischers die Polizei. Soviel scheint einleuchtend zu sein, daß diese beiden Factoren zur Regulierung des Preises hinreichend seien, da selbst im Zustande der Zunftlosigkeit keine andere Bürgschaften gegen die Übertheuerung aufgestellt werden können. Es hängt daher mit den Zünften der höhere Preis, im Gegensatze gegen die Zunftlosigkeit, keineswegs nothwendig zusammen, wenn ich die Güte der Waare bei beiden gleichsetze. Stehe ich aber von der Güte der Waare ab, so muß ich gestehen, daß der unzünftige Meister auf die Wohlfeilheit losarbeitet, der zünftige hingegen auf bessere Güte ausgehet. Auf den Jahrmärkten, wo jedem der Verkauf seines Erzeugnisses erlaubt ist, findet ja, sozusagen, der Zustand der Zunftlosigkeit statt. Allein schlechtere Arbeit heißt eben diesermwegen auch im gemeinen Leben: Jahrmärktsarbeit. Warum? Auch der zünftige Meister ist für seine Waare, die er an diesem Tage verkauft, keiner Aufsicht und Verantwortung unterworfen. Die Arbeit soll nur den Schein der Güte haben, so wird verkauft, und zwar in umso größerer Menge, je niedriger der Preis ist. Enttäuscht sich endlich auch der Käufer und erkennt die schlechtere Waare später auch als solche, so gibt es keine Gerichtsstelle, bei welcher der wohlfeile Meister seiner schlechteren Ware wegen belangt werden könnte. Was nun bei dem zünftigen Meister nur an Märkten als verführerische Vergünstigung eintritt, ist das Alltagsleben des sogenannten Pfschers. Daß wir aber selbst auf Märkten bisweilen recht gute Waare kaufen, mag wohl daher rühren, daß die Hände, welche gewohnt sind, kunstgerecht zu arbeiten, selbst dann, wenn der Vorsatz gefaßt ist zu hodeln, unwillkürlich in die alte Gewohnheit der guten Arbeit verfallen. Es wird daher beinahe eine Wahrheit sein, wenn wir annehmen: beim zünftigen Meister ist die schlechtere Waare, beim unzünftigen die bessere Waare ein Erzeugnis des Vorsatzes. Denn die Preise bestimmen das Menschenherz, wie das Eisen den Magnet, auf gute oder schlechtere Waare auszugehen, sei es nun ein zünftiger oder unzünftiger Meister. Gehen nun beide Arten Meister zur Marktzeit, zur Zeit der freiesten Concurrenz, d. i. zur Zeit der Gewerbsfreiheit und Zunftlosigkeit auf wohlfeilere Preise, daher auch auf schlechtere Waare aus, so tritt, mit Ende dieser Freizeit, der zünftige Meister, wenn etwas bei ihm verbunden wird, wieder in die Schranken der Beaufsichtigung und Beurtheilung. Man verlangt bessere Waare, er

fühlt die Verpflichtung sie zu leisten — vermag es — ein besserer Preis wird zugesichert: er wird um besseren Preis bessere Waare leisten wollen und zu leisten durch die vorangegangenen Lehrjahre imstande sein. Ein unzüntiger Meister hingegen, der die schweren Lehrjahre nicht gedient hat, der keine Pietät gegen ältere Meister und Mitmeister zu erfüllen hat, der, als Erler, unter keiner Beaufsichtigung lebt und an den man bei den niedrigsten Preisen die Anforderung der besten Waare nicht machen kann, steckt immer den Zeiger der Wohlfeilheit zum Fenster hinaus. Bei ihm ist alle Tage Markttag und will auch nur Zahrmaktsarbeit machen, weil er in solchen Preisen arbeitet, falls er's auch versteht, besser zu arbeiten, was ja nicht geradezu abgesprochen werden kann, seltener jedoch stattfinden dürfte, als beim zünftigen Meister. So färbt z. B. der unzüntige Meister das Tuch blau und wohlfeiler, als der zünftige; letzterer färbt, wie man zu sagen pflegt, auch nur blau, aber viel theurer. Da haben wir's, kann es heißen, statt die Zünfte seinem Vornehmen nach in ein vortheilhafter Licht zu stellen, läßt er den Schatten der Vervortheilung auf sie fallen. Nur Geduld! Beide Tücher werden zu Hosen geschnitten und getragen. Nach einiger Zeit, wo der Himmel mit seiner Sonne darauf gewirkt und die Sorglosigkeit und Unachtsamkeit einen Becher Wein darauf geschüttet hat, kommt die verschiedene Güte der Färbung zum entscheidenden Vorschein. Eine Hose ist verblichen und rothgefleckt wie ein kothbespritztes Edhaus. Es heißt, diese Hosen waren ehemals schön blau, sind es aber nicht mehr; die andern Hosen aber, von denen man ehemals auch nur das sagte, daß sie blau wären, sind noch immer blau, und man kann daraus dem Sohne ein Paar Höschen und dem Kindeskinde noch ein Leibchen machen und diese blaue Farbe wird immer blau bleiben. Das macht, daß die Zunft ihre Meister beaufsichtigt und durch Androhung von Strafen die Echtfärbigkeit mit Indigo erzwengt. Solche Waare muß theurer sein. Färbt der unzüntige Meister auch mit Indigo, so hört seine vorige Wohlfeilheit auf. Das Publicum verlange vom zünftigen Meister nicht zünftige Waare und unzüntigen Preis. Eines hängt mit dem andern genau zusammen.

Nun, unfertwegen! wollen wir dies zugeben, aber wie wohlfeiles Fleisch würden wir essen, wenn wir nicht genöthiget würden, von der Zunft das Fleisch zu kaufen! Warum nicht gar! — Gerade die Fleischer stehen unter militärischer und civiler Polizeiaufsicht, unter der leichtesten und darum auch schärfsten Controle und bestimmtesten Tage. Daher auch jeder von ihnen, der bloß von der Bank leben will, nicht mit Vieh handelt und keine Feldwirtschaft treibt, schlecht genug weg-

kommt. Dazu müssen die Zünfte jederzeit Fleisch machen, oft auch in Preisen, wo Verlust ist. Überdies noch ein Umstand! Wenn die Fleischhauerei frei wäre, wie manches kranke, und sogar verreckte Vieh würde Fleisch in unsere Töpfe liefern! Da wünsche ich dazu guten Appetit. Ich, für meine Person, zahle lieber einen Kreuzer mehr und habe meine Suppe alle Tage, und die Überzeugung dazu, daß es gesundes Fleisch sei.

Aber, meint man, die Polizei wird schon Aufsicht haben, daß kein krankes oder crepiertes Vieh aufgehauen wird. Mein Gott, die Polizei und wieder die Polizei! Was soll nicht alles die Polizei!! Ist sie denn allwissend oder allgegenwärtig? Die Theorie möchte es fordern, aber praktisch läßt es sich nicht thun! Ist denn ein Polizeidirector, und wenn er vom Diogenes mit der Laterne gesucht würde, imstande, überall zu sein, wo die Augen, die Nase, die Hände, die Zunge zc. der Polizei erforderlich ist? — Nun, wenn seine Person nicht kann, so schickt er einen Diener! Da wären wir gut daran. Versteht es dieser? Wird ein Glas Schnaps ihm nicht eine Brille auf die Nase setzen, daß er das kranke Vieh für gesund, das crepierte für lebend ansieht? Zu was alles der allgemeinen oder Centralpolizei zuweisen, die offenbar außerstand ist alles zu übersehen, zu überwachen zc.? Unsere alte Verfassung machte dies für ein Amt unmögliche Geschäft möglich durch Auftheilung an verschiedene Unterämter, die nichts kosteten, die Sache besser kannten und bis ins Kleinste beaufsichtigten. Ich mahne hier nur an die Nachbarschaften, und was zur Sache näher führt, an die Zünfte. Die Fleischhauerei ist die natürliche Fleischpolizei. Nicht anders. Sie ist, wie alle Zünfte, eine Polizeianstalt, eine Rechtsanstalt, um Güte und Preise zu regeln und zu beaufsichtigen. In diesem Theile ihrer Wirksamkeit sind sie ein Zweig, eine Unterabtheilung der Centralpolizei. Die Güte des Fleisches ist gesichert, in den Preisen schützen die gesetzlichen Proben das Publicum. Thue nur die Centralpolizei ihre Schuldigkeit, so dürfte sich niemand mit Recht zu beklagen haben.

Es ist hier der Ort nicht, alle Einwürfe gegen die Fleischhauerei zu entkräften, auch bin ich manchmal selbst über sie ärgerlich, wenn ich kein Lungenbratel bekomme; aber eines Einwandes muß ich doch erwähnen. Es würde jedermann erlaubt Fleisch auszuhauen; so würden heute zehn Ochsen aufgehauen, wo 5 genügten; morgen würde keiner aufgehauen, oder es geschehe, meinetwegen wieder, dann bekäme das Publicum stinkendes Fleisch. Die Polizei soll es weg-schaffen! Gut! Aber der Fleischhauer hätte Schaden: das wäre doch

auch nicht recht, und — morgen oder übermorgen wäre vielleicht gar kein Fleisch, welches auch kein Vortheil zu sein scheint. Die Polizei soll zwingen. Wen? — Es hat ja niemand die Verbindlichkeit. So bestelle und dinge denn die Polizei bestimmte Individuen. Sehr wohl, und so gesprochen, wie ich es nur habe wünschen können. Denn da sind wir eben im Begriff, eine Fleischhauerei zu erschaffen, die wir, eben aus Liebe zum Publicum, abschaffen wollten.

Noch eins! Beim Kalb- und Lammfleisch ist kein fester Preis, und derselbe mitunter zu hoch, wiewohl im Aufhauen keine Reihenfolge bestimmt ist, und in einzelnen Städten auch die Kürschner das Hautrecht der Schafskinder haben. Aller Welt ist's freilich nicht erlaubt, aus polizeilichen Gründen der Überwachung, daß kein krankes oder todt's Thierchen zum Verkaufe ausgesetzt werde. Ist nun diese Fleischgattung — Kalb- und Lammfleisch ist Luxusartikel — demohngeachtet, daß eine gleichzeitige Concurrenz stattfindet, so hoch im Preise, so bedenke man das Wagnis mit den Fellen, die oft unglaublich steigen, oft unerklärlich fallen, schnell Schlag auf Schlag. Sicherstellung im Lebenserwerb ist Naturinstinct. Auch die Spinne vergrößert, bei günstigem Wetter, ihr Erwerbsmittel, das Netz. Dazu trifft es sich manchmal, daß mehrere Meister zu gleicher Zeit viele Lämmer geschlachtet und vom Publicum zufälligerweise weniger, als gehofft, gekauft worden; dann muß mit Einbuß geschleudert werden. Denn der Zunftmeister gestattet morgen den Verkauf des faulen Fleisches nicht. Diesen heutigen Einbuß muß nun ein günstigerer Morgen gutmachen. — Einzelne Haushaltungen können sich diese kleinern Thiere schlachten lassen. Deswegen nehme es das Publicum nicht übel, wenn am kleinen Vieh dann und wann eingebracht wird, was am großen eben auch dann und wann Einbuß gab. Doch — — lassen wir die Fleischer Fleischer sein, und wenden uns wieder zu den Zünften, von denen sie nicht die wenigst angefochtene sind, als zu dem allgemeineren und eigentlichen Gegenstand unserer Besprechung. Wir standen aber bei den Zünften als polizeilichen Anstalten dem laufenden Publicum gegenüber.

Da in den nichttaxierten Zünften gefeilscht wird, so kann bei diesen nicht sowohl vom Preise, als von der Güte der Waare die Rede sein. Welche Gewerbeeinrichtung — Zünfte oder Zunftlosigkeit — leistet nun die beste Bürgschaft dem Publicum gegen übermäßige Preise, d. h. wo bin ich am sichersten davor, daß ich für eine Sache nicht mehr zahle, als sie wert ist?

Gesetzt! ich bin, oder glaube mich verwortheilet, so gibt mir die Zunft einen offenen Weg an die Hand, zu einem Rechtserkenntnis zu

kommen. Der Zunftmeister mit seinen Beisitzern sind eine permanente Gerichtsstelle zwischen dem klagenden Käufer und dem beklagten Zunftmann. Wenn aber keine Zünfte wären, was dann? Bei wem soll ich mich beschweren, bei wem habe ich meine Klage anzubringen? Nun — beim Gericht, oder der Polizei! Schon recht! — Wenn es aber auch möglich wäre, für so viele Kläger (die sich alle vor der Polizei sammeln müßten, wenn keine Zunftordnung mehr bestände), Ohren genug zu haben, um sie anzuhören, und Mäuler genug, um zu reden, und Zeit genug, um alles vorzunehmen und auszuführen; so hat, dies alles als möglich gedacht, weder der Herr Stuhlrichter, noch der Herr Polizeidirector in allen gewerblichen Gegenständen, über die ein Hader zwischen Käufer und einem Meister entstanden ist, die erforderlichen Kenntnisse, um einen Rechtspruch (nicht bloß Richterspruch) thun zu können. Diese Herren sind Juristen, und wohl uns, wenn sie es sind -- aber keine Professionisten. — Das Gericht soll Sachverständige zurathe ziehen und auf die Erkenntnis dieser soll sich der Rechtspruch gründen. Die Anshilfe scheint nicht übel. Diese Sachverständigen werden, wenn ihre Erkenntnis dem Urtheil zum Grunde gelegt werden soll, solche Leute sein müssen, die die zu beurtheilende Sache nicht nur kennen (theoretisch), sondern auch können (praktisch), d. h. über Schusterarbeit sollen Schuster, über Schneider Schneider entscheiden. Ferner ist erforderlich, daß diese Sachverständigen eines guten Rumms sich erfreuen und des öffentlichen Vertrauens genießen. Einem solchen Gerichte kann sich dann Kläger und Beklagter gerne anvertrauen. — — Da haben wir ja aber wieder ein Zunftgericht! Einen andern Namen, aber im Grunde die nämliche Anstalt! Denn diese vorgeschlagenen Sachverständigen sind *ex instituto* der Zunftmeister und die Beisitzer. Nur hat das Zunftwesen hiebei den Vorzug, daß dieser Rath der Sachverständigen, diese Prüfungscommission, bei bestehenden Zünften bereits eingesetzt und vorhanden ist — bei aufgehobenen Zünften das Civilgericht oder die Polizei solche Sachverständige bei jedem einzelnen Falle erst auffuchen, berufen und ermächtigen müßte. Dem Beklagten müßte das Recht der Exception zugelassen werden — von den Erwählten könnte es einer und der andere ablehnen — die ernennende Behörde könnte in der Auswahl Fehlgriße thun und sich lächerlich machen, der auch, um den Kläger oder Beklagten zu drücken, aus Nebenabsichten, Feile und Unwürdige erwählen. Ein bedenklicher Umstand!

Die geeignetsten und natürlichsten Richter in Professionsgegenständen sind die Professionisten. Jeder soll von seinesgleichen beurtheilet

und gerichtet werden. Die Güte des Rades hat nicht der Schneider, den Wert eines Hutes nicht ein Kupferschmied zu beurtheilen. Dafs aber Zunftgenossen ihre Vorsteher erwählen, ist darum wieder in der Ordnung, weil sie sich, in Rücksicht ihrer Kenntnisse und Ehrenhaftigkeit, am genauesten kennen und beurtheilen können. Wer daher der Sachverständige in Zimmermannsarbeit sei, entscheidet gebührendermaßen die Zimmerinnung und nicht die Zunft der Weißbäcker u. s. w.

Schon diese eine Seite empfiehlt die Zünfte. Die Zunftordnung gewährt polizeiliche Aufsicht und Rechtsicherheit; sie verbürgt ein rechtliches Verhältnis zwischen Käufer und Verkäufer, die ein zunftloser Gewerbezustand nimmermehr so sicher und zuverlässig darbieten kann.

Wohlfeltheit und Güte der Fabrikate halte auch ich für wünschenswert — aber es gibt noch höhere Nützlichkeiten und Vortheile, die von größerem Werte sind, und dahin rechne ich den im Vornstehenden entwickelten Stand der Sicherheit, der polizeilichen Bürgschaft und fertigen Competenz der Sachverständigen, die im Zunftwesen, als einer organisierten Rechtsanstalt, zwischen dem Publicum und den Professionisten enthalten und eine große, wenn auch oft verkannte oder zu wenig erkannte Wohlthat ist.

II.

Die Zünfte als Pflanzschulen der Gewerbe oder als industrielle Conservatorien.

Man hat in neuerer Zeit für verschiedene Künste, als Musik, Theater, Malerei, sogenannte Conservatorien errichtet zur planmäßigen Begünstigung dieser Künste in ihrer Ansiedlung, Ausbildung und Fortpflanzung. Wie alles Edle zu seinem Gedeihen der Pflege und Wartung bedarf, so erkannte auch diese Kunstliebe, dafs der Zufall nicht hinreichend sei, diese Mäusen in den Kreis einer bestimmten Gesellschaft einzuführen und zu behalten. Die Erfahrung lehrte, dafs diese himmlischen Gäste nur da ihre Schätze öffnen, nur da einen bleibenden Wohnsitz aufschlagen, wo Gerechtigkeit, Sicherheit, Freundlichkeit ihnen entgegenkommt. Aus derselben Erde keimen Blumen, wenn Frühlingsluft die schlafenden Kräfte weckt, und Flora sammelt alle ihre Kinder und entflieht in gastlichere Gegenden, wenn die rauhen Vorläufer des Winters sie mißhandeln. Die Conservatorien machen es sich daher zur Aufgabe, alle Hemmnisse und Hindernisse der Künste, welche diesen nachtheilig sein könnten, zu beseitigen, und sinnen mit eifrigem Fleiße darauf, was deren Bestand, Blüte und Fortdauer befördern könnte.

Wie die jetzigen Missionen ihre Niederlassungen unter den blinden Heiden aufschlagen, um Christenthum, Humanität und Civilisation auszubreiten, so machen sich es diese Kunstfreunde zur schönen Aufgabe, in ihrer Nähe, dem prosaischen Leben eine poetische Weihe zu geben, oder, wie Schiller sagt, ins irdische Leben himmlische Rosen zu flechten. Diesen edlen Verbindungen verdankt schon manche Stadt einen freundlicheren Ton, mildere Sitten, einen geläuterteren Geschmack, geweckten Sinn fürs Schöne, und reinere, menschlichere Genüsse, als ein derber Braten oder einfältige Karten gewähren können.

Was nun diese Kunstvereine für die Idee der Schönheit thun, suchen die Zünfte für die niedern Sphären der Bequemlichkeit zu thun. Auch die Zünfte verdanken ihren Ursprung der Einsicht und Erfahrung, daß die Gewerbe eines gewissen Schutzes sich erfreuen müssen, wenn sie gerechten Erwartungen entsprechen sollen.

Betrachten wir einmal die Zünfte von dieser Seite, nämlich als Anstalten zur Erhaltung und Beförderung der Industrie und der Gewerbe in ihren eigenthümlichen Einrichtungen. Der Fortschritt in irgendeinem Gewerbe geht für das kommende Geschlecht verloren, wenn dasjenige Individuum, welches diesen Fortschritt gethan oder sich angeeignet hatte, ohne eine Mittheilung an einen Überlebenden gemacht zu haben, aus dem Leben scheidet. Sein Tod ist der Tod des Fortschrittes. Diese eigene oder angeeignete Virtuosität kann nur durch Lehre in fortlebenden Zöglingen erhalten werden. Ein wahres und echtes Conservatorium muß daher hauptsächlich in seiner Organisation auf das Princip der Mittheilung, oder der Lehre, gebauet sein. Was der einzelne erfunden oder abgelernt hat, bleibt dem Gewerbe erhalten, wenn eine Lehr- oder Lehranstalt organisiert ist. Auf dieser Basis des gegebenen Culturstandes bauet der Erfindungsgeist weiter, der Bienenfleiß der jungen Brut trägt aus der Fremde Fortschritte des Auslandes ein. Dieser Fortschritt wird durch Mittheilung wieder erhalten und Gemeingut, und so geht's fort. — Eben solche Conservatorien, nur aus uralter Zeit, sind die Zünfte für die Gewerbe und Handwerke. Wie in den Conservatorien der Künste das Interesse dafür Verbindungen gestiftet hat, die Künste zu erhalten und zu vervollkommen, ebenso haben sich Männer, im Interesse eines Gewerbes, vereinigt (Znning) und sind zusammengekommen (Zusammenkunft, Zunft), um gewisse Gewerbe zu erhalten, fortzubilden und weiter zu verlernen. Durch die Abtheilungen in Lehrjungen, Gesellen und Meister sind die drei Stufen der Erlernung bezeichnet. Dem Lehrjungen ist durch die Zunft die Lehre oder die Erlernung des Gewerbes garantirt. Dessen Dienstverhältnisse sind

durch Artikel geregelt und festgestellt. Damit nicht Willkür im Freisprechen herrsche und zugleich dem Meister sein Lohn für die Lehre und Mittheilungen werde, sind bestimmte Jahre zur Erlernung anberaunt. Wird er freigesprochen, so tritt er als Geselle in den Genuß einer größeren Freiheit und Selbständigkeit. Er darf auch für sich arbeiten und ab- und zuziehen, aufkündigen und anmelden. Für seine Vervollkommenung sorgt Veranstaltung eigenen Erwerbes am Feierabend, die Freiheit, die Werkstätten zu verlassen, und bei vielen Zünften noch der Wanderzwang. Während der Gesellenjahre haben sie in der Bruderschaft ihre gesetzliche Organisation, die Aufsicht auf Ehrbarkeit zc. führt, unter und zwischen ihnen ausgebrochene Händel schlichtet, das Verhältnis zum Meister regelt und ordnet. Seine größere Freiheit bewegt sich innerhalb der Schranken eigener Bruderschaftsartikel, welche ihr Gesetzbuch sind. Sind die gesetzlichen Bedingungen vom Gesellen erfüllt, so aspiriert er zur Meisterschaft, oder zum Befugnis, das Gewerbe auf eigene Faust und Rechnung zu betreiben. Die Bedingungen dazu gehen einestheils auf das Wohl des neuen Meisters, theils auf den Bestand des Zunftinstitutes. In Beziehung auf den neuen Meister verlangt die Zunftordnung die Befähigung desselben, welche durch das Meisterstück ermittelt wird; in Beziehung auf die Zunft selbst, die Ausübung des Gewerbes ohne Schmälerung der Gewerbsausübung der älteren Meister, oder auf die Sicherstellung des Fortbestehens der Zunftverbinding, d. h. die Existenz des Neueintretenden soll, neben der Existenz der bereits bestehenden Meister, friedlich, unbeeinträchtigt und unter Garantie bestehen. Wer sich die Mühe nimmt, die Bedingungen, die an einen Meister zur Aufnahme in eine Zunft gestellt werden, prüfend durchzugehen, wird alle Cantelen, in diese zwei Beziehungen gesetzt, antreffen. Es ist dies kein selbstsüchtiger Zweck. Die Befähigung des neuen Meisters auf einer Seite, wie die Sicherstellung der älteren Meister auf der andern Seite, gehen alle auf das Gewerbe mittelbar aus, und kommen diesem zustatten. Welchen Vortheil die „Meisterstücke“ für das Gewerbe selbst haben, liegt auf der Hand; die anderen Bedingungen und resp. Erschwerungen der Aufnahme zc. gehen wohlweislich auf die Erhaltung der Zunft, als derjenigen Anstalt, wodurch die Gewerbe erhalten und fortgepflanzt werden. Dafs man nicht jeden geschickten Gesellen sogleich, oder nie in die Zunft aufnimmt, und selbst der Ausübung seines Gewerbes, auf Kosten seiner Nebenmeister, gewisse Schranken setzt, ist eine wohlberechnete Maxime, mit dem Zwecke: die Auflösung der Zunft zu verhüten, denn die alten Meister, welche die Zunft bilden, sollen für ihre Verdienste um die Erhaltung, Vervoll-

kommen und Fortpflanzung des Gewerbes, zuletzt nicht am Hungertuche nagen, und ehemalige Lehrlinge und Gesellen, die durch die alten Meister zum Brode gekommen, sollen denen, welchen sie das Brot verdanken, das Brot nicht vor dem Maule wegnehmen. Diese Berücksichtigung der alten Meister, diese Pietät gegen Lehrer und Wohlthäter, gegen Väter und Erzieher, kommt zwar zunächst den älteren Meistern, welche die Zunft bilden, zugute, — aber dieser Schutz der Zunft ist zugleich mit der Vervollkommenung des Gewerbes innig verbunden. Denn wüßte ein Meister, daß jeder Gefelle aus Süd und Ost, aus Nord und West einmal zur Ausübung des Meisterrechtes gelangen würde, wüßte der Lehrmeister, daß über kurz oder lang sein Lehrbube oder Gefelle ihm den Erwerb nehmen würde, so dürfte es wohl leichter der Fall sein, daß er sich weislich hütete, ihnen das Gewerbe vollständig zu lehren, über alles die Augen aufzuthun, auf alle Vortheile und auf alle Gefahren aufmerksam zu machen. Dies alles, das Wichtigste, behielt er für sich, zum künftigen Auskunftsmitel der später gefährdeten Existenz. Ohne diese Sicherheit des Lehrmeisters gegen seinen Lehrling und Gesellen kommt die Geheimniskrämerei in Schwung. Was ein Meister mehr weiß, wie ein anderer, behält er für sich. Eben in dem aber, was ein Meister weiß und andere nicht wissen, besteht der Vortheil, der Fortschritt des Gewerbes. Wird dieser aber nicht mitgetheilt, so steht das Gewerbe still und sinkt auf eine niedere Stufe, wenn derselbige Meister, ohne gemachte Mittheilung, stirbt. Ein solcher Meister, den kein Gesetz vor Hunger im Alter schützt, bedient sich der Lehrlinge und Gesellen nur als Hand und Fuß, und hütet sich mit ängstlicher Sorge davor, dieselben vollkommen auszubilden und, wie er selbst ist, zu befähigen. Weil aber die Existenz des Lehrmeisters durch weise Einschränkung der Aufzunehmenden und Aufgenommenen in den Zunftartikel gesichert ist, lehrt er willig alles, was er weiß und versteht, und dadurch sind diese Einschränkungen wahre Beförderungsmittel des Gewerbes: die beschuldigten und angeklagten Zunftordnungen sind nicht hindernd, sondern fördernd.

Dies ist der Sinn, die Aufgabe und die Bedeutung der Zünfte. Sie sind Conservatorien; sie sichern und beschützen den Gewerben die Erhaltung, Ausbildung und Verpflanzung. — — Ich sage nichts Neues, ich weiß auch nichts Neues — aber es ist gut, Altes in den Sinn zu bringen, an Vergessenes zu erinnern. Die verschricenen Zünfte, die Städte gründeten, von ihren eigenen, selbsterbauten Thürmen Stadt und Volk vertheidigten, die den Strom des Wohlstandes erzeugten und noch immer die Gewerbe hegen und pflegen, sie, die armen Zünfte,

denen man wie Narren und Blödsinnigen, wie Weibern und Kindern Vormünder gesetzt, weil man sie für unfähig hält, selbständig zu sein, an denen man soviel gehunzt hat, sind auch dormalen unter allerhand Verrenkungen und Kneblungen noch immer Conservatorien der Gewerbe, und ohne sie wären wir schon längst noch mehr im Schlepptau des Auslandes.

III.

Zünfte und Fabriken, oder die Zünfte als Anstalten der Humanität dem Gemeinwesen gegenüber.

Zünfte sind ein Mittel Ding zwischen Zunftlosigkeit und dem Fabrikwesen.

Die zunftlosen Meister gleichen einem Glas verschütteten Quecksilbers, das in tausend Kügelchen zerstäubt ist. Sie bilden, wie ihrer viele auch sind, kein Ganzes; sie sind viele Bäume, aber kein Wald; eine Menge, aber keine Gesellschaft.

Im Zunftwesen findet sich die Selbständigkeit vieler vereinigt in der Einheit einer Gesellschaft, einer moralischen Person.

Im Fabrikwesen steht die Mehrheit im Dienste eines Einzelnen. Ein Fabriksherr ist ein Meister, dem viele andere nur als Hände dienen, ein hundertarmiges Ungeheuer: die ganze Gesellschaft ist eigentlich auch nur Eine Person, aber nicht eine moralische, sondern eine physische.

In einer dieser drei Bahnen müssen sich alle Formen der Gewerbsausübungen im großen bewegen. Soll daher, wie der Antrag der öffentlichen Meinung lautet, das Zunftwesen aufhören, so müßten die Gewerbsausübungen in die zwei noch übrigen Formen übergehen. Da wir nun in den bisherigen Betrachtungen die Gewerbsausübung in der Form der Zunftlosigkeit beleuchtet und diesen Zustand als minder vortheilhaft befunden haben, kann noch nur das Fabrikwesen als einzig übrige Form Gegenstand der weiteren Forschung sein.

Wer das Zunftleben aufhebt und die Zunftlosigkeit bezweckt, was der Zeitgeist lieber affirmativ: Gewerbsfreiheit heißt, steuert unwissend, wie auf einer Stromschnelle oder mit Aufsteckung aller Segel, einem andern Ziele, dem Fabrikwesen, zu. Denn gerade die Verbandlosigkeit der zunftlosen Meister macht es einer oder einigen Personen möglich, diese zerstreuten, systemlosen Atome an sich zu ziehen, sie als Kern festzuhalten, daß die einzelnen Meister ganz aufhören und nur den Kern groß und mächtig machen. Fabriken sind Anstalten, die darauf ausgehen,

eine ganze Gewerbsgattung alleinig auszuüben. Mit Hilfe einer überwiegenden Geldkraft sucht die Fabrik die Erzeugnisse so zu verwohlfen, daß der einzelne Meister neben ihr nicht bestehen kann. Dazu können die Fabriken in einzelnen Gewerben ihre Erzeugnisse in solcher Vollkommenheit darstellen, daß der einzelne Meister diesem doppelten Druck der Wohlfeilheit und Vortrefflichkeit weichen muß. Diese Verbindung der Güte und Wohlfeilheit erwirkt das Fabrikswesen theils durch größere Geldkraft, theils durch die Vertheilung der Arbeit. Wer jederzeit Geld vorrätig hat, kauft die rohen Producte, wenn sie in den niedrigsten Preisen stehen, und schafft sie auch darum billiger ein, weil der Ankauf en gros geschieht u. s. w. Die Auftheilung der Arbeit an viele verschafft dem einzelnen Gelegenheit, sich in der einzelnen Arbeit eines Gewerbes auf das höchste zu vervollkommen, während der Meister für sich, der in seinem Gewerbe Kleines und Großes machen muß, das Einzelne als Einzelnes minder vollkommen machen kann.

Macht sich daher die Staatsökonomie bloß die eine Aufgabe der Vervollkommnung und Verwohlfen der Gewerbsgegenstände, so hat sie allerdings eine innere Nöthigung, sich für das Fabrikswesen zu entscheiden: die Feder muß ins Tintenfaß fahren, um den Zünften das Todesurtheil zu unterschreiben.

Nach diesem Eingeständnisse scheint jede fernere Anwaltschaft für die fernere Beibehaltung der Zünfte ein verlorener Posten zu sein, und die Sache der Zünfte einem federlesenden Kranken zu gleichen, dem man das Wasser wärmen soll, für den man die Bretter zu suchen hat, um den Sarg zusammenzuschlagen. Ich bin zwar zu geringe, zum Rath der Staatsmänner gezogen zu werden, die hierüber zu entscheiden haben, und mir hat selbst die Gelegenheit gefehlt, durchs Schlüßelloch da zuzuhören, wo solche Dinge verhandelt werden, vielweniger bin ich in der Lage, auch nur ein Loth in Händen zu haben, um es in die Wagschale der Entscheidung zu legen. Allein demohnachtet die Zünfte den Fabriken gegenübergestellt, die geringste Aussicht auf Stimmenmehrheit haben, so setze ich in die Weisheit der Gesetzgebung und zugleich in den inneren Wert der Zunftangelegenheit, die ich vertrete, ein zu großes Vertrauen, um das Spiel verloren zu geben, ehe die letzte Karte gefallen ist. Denn um das Alte zu verwerfen, was so lange sich bewährt hat, ist es nicht genug, daß sich das Neue von einer Seite glänzender darstelle. Die Zünfte haben den eisgrauen Zeugen der Erfahrung zu ihrem Beistand — die Fabriken bis jetzt noch nur ein blühendes Kind der neuen Zeit zum Zeugen für sich, eigentlich nicht so sehr die Wirklichkeit, als einen vielversprechenden

Gedanken, eine neue Hoffnung. Billig ist es daher und vernünftig obendrein, Zünfte und Fabriken nicht allein darin zu vergleichen, welche von beiden wohlfeiler und besser arbeite, als auch zugleich die Wirksamkeit beider auf das gesammte Volksleben, auf das Gemeinwesen, auf das menschliche Dasein überhaupt gegeneinander abzuwägen. Denn die Fabriken könnten neben dem Vorschub, den sie der Waare leisten, so große Nachtheile anderer Art in ihrem Gefolge führen, daß nicht nur Gleich von Gleich aufgieng, sondern noch ein Deficit in der Rechnung bliebe. Dies ist es aber eben, was man dem Fabrikswesen mit Recht zum Vorwurfe machen kann, sie schaden mehr, als sie nützen; sie schaden dem Menschlichen und nützen nur dem Gewerblichen. Ist nun der Mensch letzter Zweck aller Künste und Gewerbe, und versündigten sich die Fabriken am Menschlichen, so ist ihre Nützlichkeit für die Gewerbe eine so untergeordnete Nützlichkeit, daß die Zünfte, wenn selbe die höheren Zwecke der Humanität mehr begünstigen, den Fabriken nicht aufgeopfert werden können.

Um hierüber entscheiden zu können, wollen wir Zünfte und Fabriken in Bezug auf Humanität gegenüberstellen oder, was dasselbe ist: Wie wirken beide auf menschliches Dasein, auf Haushaltung, Kinderzucht, Sitten, Charakter und Gemeinwesen?

Zünfte sind eine bürgerliche Ordnung, vermöge welcher viele Familien in Betreibung eines und desselben Gewerbes selbständig nebeneinander leben können. Hebt man die Zunftordnung auf und will das Fabrikswesen einführen, so geht dies anders nicht, als es wird die Gewerbsfreiheit ausgerufen. Denn diese ist die natürliche Brücke zum Fabrikswesen. Die Zunftlosigkeit hat zwar das Aushängeschild, es sollten noch mehrere Familien als bisher von den Gewerben leben — auch diejenigen, welche bisher in die Zünfte nicht aufgenommen wurden, auch die, welche bisher nur als Pfuscher ihre Waaren insgeheim einfchwärzten. Das hat nun einen guten Klang, einen herrlichen Schein. Sowie mancher Wirt frische Hobelspäne flattern läßt, um sein schales Bier desto sicherer an den Mann zu bringen, so täuscht auch die Zunftlosigkeit, diese Mutter der Fabriken, mit Vorspiegelungen von Humanität. Ich muß auf diesen Punkt der Täuschung allen Nachdruck legen, weil gerade das Versprechen der Zunftlosigkeit, viele, viele Menschen von einem Gewerbe leben zu machen, selbst edle Menschen, ja vorzugsweise diese, für sich zu gewinnen pflegt, und umso leichter dadurch gegen die Zunft Einrichtungen einnimmt.

Sobald man die Zünfte aufhebt, hebt man zugleich die durch

Zunftordnung verbürgte, gleichmäßige Erwerbsfähigkeit auf. Das Gleichgewicht, das bei der Zunftordnung unter den Meistern des nämlichen Gewerbes stattfindet, wird sogleich gestört. Hier lockt ein Meister alle Gesellen an sich; dort nimmt ein Meister, um das Wochen= geld der Gesellen zu ersparen, 6, 8 bis 10 Lehrlingen auf. Wer verkaufen will, muß wohlfeile Arbeit liefern. Daher eine erstaunliche Schlenderung in den Waaren. Es werden Capitalien aufgenommen, um auszuhalten. Eine glänzende Werkstatt, wimmelnd von geschäftigen Händen und laufenden Füßen, scheint auch dem Wucherer Sicherheit zu gewähren für seine gottlosen Procente. Man will sogar einbüßen, wenn nur die Nebenbuhler zugrunde gehen. Sind diese einmal schwachmatt, dann hofft man im Besitze des Monopoles die vorangegangenen Verluste durch nachträgliche Gewinne einzubringen. Dieser Wettstreit mahnt mich an einen Wettlauf. Die Schranken fallen, alle laufen. Nach einer Weile bleibt hie und da einer zurück, und je länger die Bahn, je kleiner wird die Zahl derer, die noch laufen; endlich fällt der Preis in die Hände eines einzigen, der die größte Lunge und die längsten Beine hat. Also werden in diesem freigegebenen Gewerbswesen der arbeitenden, aushaltenden Meister immer weniger, bis ein einzelner, durch Unterdrückung aller andern, mit goldenen Buchstaben „Fabrik des N. N.“ über seinen Laden schreiben läßt. Das ist der Ausgang des Vieles, und solche Bewandnis hat es mit der Humanität der Gewerbsfreiheit und Zunftlosigkeit, diesem Feldgeschrei und Losungswort der neuen Zeit. Nun bleibt ja freilich jedermann der Weg offen und frei, ein beliebiges Gewerbe zu betreiben. Aber wie wird es ihm glücken und gelingen können? Unter einem so ausgewachsenen, wurzelkräftigen, weithinschattenden Baume kann ja freilich ein aufgehender Strauch das Recht seiner Existenz auch geltend machen, aber soweit meine Erfahrung reicht, vermag dieser beschattete, betröpfelte Strauch, fest am alten Kraftstamme, es nicht zum Baume zu bringen. Ich bin viel auf der Jagd herumgestrichen und habe manchen Wald gesehen, aber nur da einen gleichartigen Wuchs angetroffen, wo die Bäume miteinander unter gleichen Lebensbedingungen aufwachsen konnten. Der arme Anfänger mag sein Gewerbe noch so gut verstehen; es fehlt ihm die Geldkraft. Einmal nur soll er was wagen und das Wagnis mißlingen, so hört seine Thätigkeit auf, oder, was der Tag erarbeitet, verzehret der Abend. Da seine zwei Hände Frau und Kinder menschlich nicht ernähren können, legt er sich abends entweder als ehrlicher Hungerleider oder gesättigter Betrüger nieder, zieht er es nicht vor, lieber in der Fabrik als Helfer einzutreten. In eben dem Maße, als sich in dieser

Entwicklung des Fabrikwesens die Anzahl der selbständigen Meister verringert, verstärkt sich die Betriebskraft der wenigen, welche das Gewerbe noch treiben, d. h. es werden diese einzelnen umso kräftiger, wie bei einer Pharaobank der glückliche Spieler umsomehr Geld hat, je mehr die anderen verlieren und weniger haben. Es ist nicht der edle Eifer zwischen Kunst und Kunst, Fleiß und Fleiß, sondern ein Kampf zwischen Geisteskraft und Geldkraft. Wer bei gleicher Einsicht den bestgespickten Beutel hat, der ist der endliche Sieger. Von dem moralischen Boden der gleichberechtigten Meister der Zünfte spielt die Gewerbefreiheit das gesammte Gewerbe einer Stadt in die Tasche des Capitalisten. Aus der ehrsamten Zunft der Kupferschmiede verschwindet die gleichberechtigte Vielheit; neben der Kesselfabrik des N. N. leben noch nur Kesselflicker. Et sic porro! — Die alten Meister sterben aus, das neuere Geschlecht hat nur die Kenntniss der Gegenwart. Nur Tollköpfen kann es einfallen, ein selbständiges Professionchen neben der Fabrik aufzurichten: lieber ein fatter Geselle als ein hungriger Meister. Drum legt der Meister willig sein Käppchen nieder und klaubt in seine Gesellenschürze die sicheren Brosamen, die vom Tische seines Fabriksherrn fallen. Dieser aber hat sein Glück nicht auf den Kopf, sondern auf den Beutel gebaut, und oft stehet unter der Firma einer christlichen Fabrik ein in allen Handbüchern der Naturgeschichte noch fehlendes Geldthierchen — der Jude. — Das ist die Humanität der Gewerbefreiheit, das neue Glück des Fabrikwesens, die Frucht, die aus dem Grabeshügel der Zünfte herauswächst. Edle Monarchen unterschreiben nur mit zitternder Hand das Todesurtheil eines Verbrechers — Eines — eines Verbrechers. Um wie viel mehr sollten sie zittern am ganzen Leibe, und am meisten das Herz in dem Leibe, wenn sie, mit Aufhebung der Zünfte, tausend gegründeten Familien den Ruin unterschrieben, wenn sie tausend anderen für die Zukunft durch einen Tropfen Tinte die Gründung selbständiger Gewerbschaft und Haushaltung unmöglich machen!

Die Selbständigkeit vieler Haushaltungen nebeneinander, die in der Zunftordnung alle einen Stützpunkt gehabt, wo der Armut, dem Fleiße, dem Talente seine Bahn offen blieb — wären also verschwunden. Ja, das ist erreicht, und das habt ihr ja verlangt, ihr Verbesserer a priori, ihr Kinder der 90er Jahre, die ihr nicht aus dem historischen Boden, dem positiven Rechte, in die Sonnenhöhe der Idee den Baum der Gesellschaft wollt wachsen, sondern aus dem philosophischen Recht, aus der Idee, diesen Baum fertig, wie einen Deus ex machina, wollt herabsinken lassen. Was ihr gehofft, was ihr gewünscht, was ihr mit vollen Backen versprochen, ist nicht geschehen.

Es lebten auch in den Zünften nicht genug Menschen von den Gewerben — es sollten mehrere davon leben, und nun, da die Fabriken entstanden, ist gerade das Gegentheil geschehen. Mögen die Fabriken viele Menschen ernähren; — mögen die Waaren noch so wohlfeil und noch einmal so gut sein; — mögen die Arbeiter in den Fabriken noch so gut leben, obgleich darüber noch manches zu sagen wäre — — — — ich schlage das alles nicht so hoch an, als den Segen der vielen selbständigen Haushaltungen, der daraus für das Gemeinwesen erwächst. Selbständigkeit vieler Haushaltungen bildet den Bürgerstand, den ehrenfesten, der dem Staate eine Stütze und Zierde ist, während das Fabriksvolf Gefindel ist und Dienerschaft. Wer kann dieses eingestehen, da es schwer geleugnet und abgestritten werden kann, und wird noch den Zünften ein Pereat und dem Fabrikswesen ein Vivat bringen? — Vielleicht ein Freund der Gewerbe an sich, aber kein Freund eines achtbaren Gemeinwesens, kein Freund seines Volkes und rechter Schatzmeister des höheren menschlichen Lebens, der Humanität.

Bis aber das Fabrikswesen sich ausbildet — wenn es vielleicht unabänderlich im Rathe der Götter und Menschen beschlossen ist — setzt es erst einen mörderischen Kampf zwischen dem aufhörenden und beginnenden Zustande ab — eine Übergangsperiode, einen Gährungsproceß. In dieser Zwischenzeit durchkreuzen sich alle Empfindungen des Unbehagens, des Schmerzes, der Furcht, der Hoffnung, die Verzweiflung der Abwehr, die Heftigkeit des Angriffes, alle Leidenschaften des Eigennutzes, der Habsucht, der Mißgunst, des Betruges und Verschwärzung — es ist keine Ruhe, bis nicht, wie in einem Fischteich, wohin man einige große Raubfische gelassen, die großen Fische die kleinen verschlungen und verzehrt haben. Diese Unterdrückung auf der Seite der vielen und Sieg auf Seite der wenigen wird nicht in einem Jahre vollbracht. Viele Augen, die jetzt lüstern in die Ferne nach den goldenen Bergen der Fabrikszeit sehen, sind, wenn dies geschieht, verloschen — auch die Herzen derjenigen werden dann stillgestanden sein, denen es wehe wird, wenn man auch nur vom Abbrechen des Baues spricht, worinnen sich Vater, Großvater und Ahnen wohlbefunden haben. Diese lange Zeit, wo die Zünfte aufgehoben worden, bis zum endlichen Sieg der Fabriksheerrschaft — diese Zeit der Kämpfe und Krämpfe — wer wird sie eine glückliche nennen können?

Der Mensch gewöhnt sich an alles, an Opium und Arsenik. Gesezt, die Zunftzeit sei gänzlich vorüber und das Fabrikswesen im Mittagsglanze. Wir nehmen an, es blühe in einer Stadt eine Fabrik, wie auf hundert Stunden im Umkreise keine mehr. Ein zahlreicher

Menschen schwarm ströme morgens in die Thore des Gebäudes und abends zu den Thoren heraus. Da sei ein Drängen und Treiben, Gehen und Kommen, Auf- und Abladen &c. Ein großer Theil der Stadt lebe von diesem großartigen Geschäfte; diese Fabrik sei das Herz der Stadt, in welches aller Kräfte strömen, aus dem beinahe aller Existenz herfließe. Es würde ein altes Männchen, das sein Leben aus der Zunftzeit bis hieher gebracht hätte, sich seiner Jugend beinahe nur mit Schamröthe erinnern, wo beim Zunftwesen in der Vergangenheit dieses nämliche Gewerbe, so winzig, so kleinlich, so erbärmlich gegen diese glänzende Großartigkeit der Fabriken betrieben wurde. Aber halt, mein Freund! Der Unternehmer falliert durch was immer: Unglück, mißrathene Speculation, eine fatale Nacht beim Spieltisch &c. &c.

— — Da tönt's durch alle Säle, unten und oben, auf Gängen und Kammern: Urida! Urida! Vor Schrecken entfällt den fleißigen Händen allen das Werkzeug; das Gefühl, wir sind verloren, macht allen Gesang verstummen. Des einen Unglück ist aller Unglück. Die Bienenmutter ist todt — die arbeitenden Bienen ziehen aus und der Korb wird leer. Diesen Stoß fühlen alle Bewohner der Stadt, wenige ausgenommen, wie von einem Erdbeben beinahe keine Gebäude unbewegt bleiben. Was nun?! Wenn in der Zunftzeit eine Werkstatt einging — je nun — es blieben viele andere. Wenn in einem Ballhause auf zwanzig Wandleuchtern Kerzen brennen, bleibt es hell, wenn auch auf einem Leuchter die Kerze verlöscht; wenn aber der einzige Luster mit zwanzig brennenden Kerzen herabfällt, da ist's auf einmal Nacht. Diesem ähnlich ist der Zustand einer Stadt, wo den ganzen Gewerbestand eines Fabricates eine einzige Person in sich concentrirt, wenn dieser Person etwas Menschliches begegnet. Betrachten wir aber nun auch das Los der Arbeiter. Diese sind sehr zu bedauern. Denn, nur zusammen genommen, verstanden sie das Fabricat zu verfertigen; alle in ihrer Fähigkeit einseitig, machte nur der gemeinsame Verband zu dem allseitigen Arbeitskörper. Nun dieser aufgelöst ist, vermag keiner das vollständige Gewerbe zu treiben, der Arbeiter ist auf der Gasse und ohne Brot, ohne Werkzeuge, ja ohne die Kenntniss alles dessen, was zu einem Gewerbe gehört, um es alleine wie ein zünftiger Meister zu machen.

Dies ist freilich ein seltener Fall — aber nicht so selten, als höchst traurig; aber immer möglich und darum mit in Betrachtung zu ziehen. Ehe man aber einwenden möchte, auf diesen außergewöhnlichen Fall nicht ferner einzugehen, so will ich, da es bedeutungsvoll genug geklungen, dieses Regest des tremulando gerne eindrücken, da noch Pfeifen genug zum lamentabile übrig bleiben.

Ich muß doch auch etwas von den Sitten und Gewohnheiten reden, die sich aus dem Zustande der Fabriken entwickeln.

Da der Fabrikherr für Einkauf und Absatz sorgt, hat der Arbeiter ein Leben ohne Sorgen. Seine Einnahme ist bestimmt, seinen Wochenlohn erhält er am Sonnabend oder am Schluß des Monates, dieses Rechenexempel ist den Arbeitern so geläufig, daß sie es auswendig wissen, was sie in einer Woche zu verzehren haben. Diese Taktförmigkeit der Einnahmen begünstigt die Taktmäßigkeit der Ausgaben, oder die Sorglosigkeit und Unwirtschaftlichkeit. Fabriksarbeiter sind schlechte Wirthe. Wirft eine Krankheit den Mann aufs Bett, stellen sich ungewöhnliche Bedürfnisse ein, so findet sich in der Sparbüchse kein Kreuzer, oder geht die Fabrik ein, so ist kein Nothpfennig gesammelt. Wo hingegen bei selbständigem Geschäfte in der Cassé bald Ebbe, bald Flut ist, lehrt die Erfahrung des Lebens Sparsamkeit, Sorgfalt für die Zukunft, wirtschaftlichen Sinn, die Kunst hauszuhalten. Ein verminderter Wochenlohn erzeugt in jedem einzelnen Fabriksarbeiter eine ungewohnte Einschränkung und Entbehrung, die ihnen nicht in den Kopf gehen will. Eine geringere Nachfrage nöthigt ja wohl, wie auch noch andere Umstände, den Fabriksherrn manchmal dazu. Sogleich stecken die Arbeiter die Köpfe zusammen und berechnen dem Fabriksherrn den Vortheil und Nutzen, den sie ihm verschaffen. Weil sie aber die Rechnungen ohne den Wirten gemacht und dieser dem Aufsinnen nicht willfahren kann oder will, so ist der Handel fertig. Treten diese Verminderungen des Wochenlohnes oder, bei stetigem Wochenlohn, Steigerungen der Lebensbedürfnisse gleichzeitig in vielen Fabriken einer Stadt ein, so bricht der Zorn der Arbeiter gegen die Fabriksherrn, wie in Manchester und Lyon, in Aufruhr und Tumult aus, was bei unsern Zünften nie erhört worden ist. Wegen unsern Gesellen, die beinahe alle die Aussicht auf die Begünstigung der Meisterschaft haben, hat sich noch kein Soldat an der Patrone einen Zahn abgebissen.

Ist die Lage der Fabriksarbeiter in einer Gegend so gedrückt und kummervoll, daß eine Veränderung der Lage zu einem nothwendigen Wunsche wird — und rathen die glitzernden Bajonnette des schlagfertigen Militärs von jedem Versuche zur Selbsthilfe ab, so bemächtigt sich des bekümmerten Herzens ein unwiderstehlicher Wandertrieb in Länder, wo jeder Meister sein kann, wo das Brod wohlfeil und die Arbeit theuer ist. Bremen und Hamburg, das so viele Frachten unzufriedener Menschen jährlich nach Amerika versendet, weiß aus den Schmähreden der Scheidenden recht wohl, wo die alte Welt der Schuh drückt. Diese langen Friedenszeiten haben dem Gewerbsrad die Schwunghügel abge-

schraubt. Der exaltirte Kriegszustand des erhitzten Festlandes hat nachgelassen, aber die Fabrikarbeiter, die übermäßige Preise gewohnt sind, oder denen Schwesteranstalten das Brod theilen helfen, können sich an Einschränkung nicht gewöhnen. Es erscheint dem verzagten und trotzigen Menschenherzen der Zustand seiner alten Heimat unerträglich. Darum schnallt er sein Bündel und zieht nach der Lockpfeife eines andern Fabriksherrn, oder schickt sich an zur Seereise, wie ein Zugvogel.

Sollte dem Gemeinwesen mit solchen Grundlagen gedient sein? Sollte dieser im Fabrikwesen wurzelnde und keimende Gemüthszustand günstig für das Gemeinwesen sein, welches diese „omnia mea mecum porto“ nicht für ihr Vaterland achten, sondern bloß für ihren Brutort, Nährplatz und Schlafstelle?! Die Erfahrung, diese Rechenprobe der Theorie, lehrt, daß in Fabriksländern Armut und Reichthum in schneidenden Gegensätzen stehen, daß in Ländern, wo noch das Zunftwesen gilt, Armut oder Reichthum gleichmäßiger vertheilt ist. Armut und Reichthum in täglichem Contrast behalten das Herz nicht im Gleichmuth: Unmuth und Übermuth, Verächtlichkeit und Verachtung, Mißgunst und Habsucht stellen sich gleichzeitig, als Erzeugnisse der Außenwelt, im Innern dar. Denn Umstände bestimmen unsere Sittlichkeit mehr, als wir glauben.

Um kurz zu sein -- denke man zum Schlusse noch daran, daß in Fabriken die Eheleute oft keinen gemeinschaftlichen Tisch, höchstens ein gemeinschaftliches Bett haben -- daß die Kinder ohne Aufsicht erwachsen und, kaum stark genug, die Hosen sich selbst zu knöpfen, zu kleineren Arbeiten in den Fabriken benützt werden, wo Siedthum des Leibes und Fäulnis der Seele ihr Los ist. -- Was kümmert es den Fabriksherrn, ob sein Arbeiter ein schlechter Wirt ist? Die Vorannahme des Wochenlohnes kettet ihn umso sicherer an seinen Dienst. Der Fabriksherr achtet und schätzt an seinem Arbeiter nur die Gefälligkeit. Denn zum Fleiß stachelt die Erhöhung, die Trägheit bestraft die Niedrigkeit des Wochenlohnes. Ob dann der Arbeiter, außer dem Arbeitstisch, christlich oder heidnisch lebt, ist dem Fabriksherrn, als solchem, eine ziemlich gleichgiltige Sache: er soll nur fleißig sein und gut arbeiten. Dieses Volk bedarf am meisten der Findelhäuser, der Bewahranstalten und der Mäßigkeitsvereine.

Zwar wird auch in zünftigen Städten wacker getrunken, mehr als dem Hauswesen nützlich und der Gesundheit dienlich ist -- doch darf an die Zunftmäßigkeit kein Zauber eines Universalmittels in Gedanken geknüpft werden. Menschliche Schwächen heben die besten Einrichtungen nicht auf. Die Zünfte geben Aussicht auf künftigen

eigenen Herd; der Geselle fühlt den Vortheil und die Nothwendigkeit, von seinem Verdienste auch etwas auf die Seite zu legen, um sich einzurichten zu können. Die Zunftgesetze geben nur einem Verheirateten Aufnahme in die Zahl der Meister; — wie er daher als lustiger Schmetterling auch hin und her flattert, einmal bleibt der Gimpel doch an einer Leimruthe hängen, und ein künftiger Meister wählt doch in seiner Frau eine künftige Freundin, Wirtin und Kindererzieherin. Die Zunftanstalten begünstigen also Sparsamkeit, Müchternheit, das eheliche Leben und alle häuslichen Tugenden. Wer sich die Mühe nimmt, den Geist aus dem Buchstaben der Zunftgesetze auszuheben, wird manche Vortrefflichkeit entdecken, die allen nothwendigen Folgen des Fabrikwesens ausbeugen und vorbeugen wollen. Durch eine humane Organisation ist die Vorsorge getroffen, daß die einzelnen Meister nebeneinander leben können: dem geschickteren und fleißigeren Meister ist zwar eine Erweiterung seines Erwerbes und Gewerbes gestattet, zugleich sind aber auch Schranken gezogen, daß ein Meister die anderen nicht verschlinge. Es ist daher in ihnen ein Grund bürgerlicher Gleichheit gelegt — nicht im todten Buchstaben ausgesprochen, sondern Wahrheit des Lebens, versichert durch gesetzliche Verhütungen des Überflügelns und Unterdrückens. Die Zünfte haben die Erhaltung aller Familien, deren Väter ein Gewerbe treiben, vor Augen: der ältere Meister rückt immer mehr in den besseren Verkaufsplatz; die Reihe der Gesellen trifft eher ihn, als einen andern; das Alter bringt ihn ins Amt, eine Entschädigung an Ehre für das Aufhören der Leibeskräfte; dem Jüngeren steht seine Jugendfrische, ein in der Wanderschaft erscheinender, andern unbekannter Vortheil, die Mode zc. bei. Alle aber können neben- und miteinander leben, friedlich und ehrlich. Der verarmte Meister geht bei seinen beglückteren Mitmeistern einstweilen als Geselle in die Arbeit, bis sich seine Umstände gebessert haben, dann tritt er wieder in Reih und Glied. Die Witwe darf die Profession des verstorbenen Mannes fortfreiben: der Standplatz bleibt ihr selbst mit fremdem Erzeugnis, eine ehrenhaftere Pension, als ein Geldquantum, das ein Fabriksherr auswerfen dürfte, was doch immer nur ein Almosen ist.

So weht uns noch im torso unserer Zunfteinrichtungen ein wohlthuender Geist der Humanität an. Leben und Lebenlassen ist Grundgedanke. Sie gehen auf Begründung selbständiger Haushaltungen aus, auf das Bürgerthum gleicher Berechtigung, was ein Hauptzug unserer gesammten Municipalverfassung ist, nicht allein, wie sie im verlorenen Andreano steht, in unseren Statuten verbrieft ist, und der selige Kaiser Leopold I. als Vertrag beschworen hat, sondern wie sie in jeder einzelnen

Sachsenbrust, zu Land und Stadt noch leibt und lebt — eine wahre Communalverfassung, jeglicher Ehre und jeglichen Preises wert und würdig. Wer daher, hier Landes, die Zünfte sprengen will, setzt der sächsischen Nationalität das Messer an die Kehle. Oder gibt es einen Bürgerstand, wo es keine Bürger mehr gibt? Städter sind noch keine Bürger.

IV.

Die Zünfte, dem Staate gegenüber, oder vom Standpunkt der Politik betrachtet.

Frankreich, dieses politische Laboratorium von Europa, hat innerhalb fünfzig Jahren der civilisierten Welt über die wichtigsten Gegenstände der Staatslehre blutige Vorlesungen gehalten. Ist nun gleich durch seine alchymistischen Versuche der Stein der Weisen nicht gefunden worden, so verdankt man denselben doch manche Erfahrungen, die, wie die bisher verunglückten Nordpol-Expeditionen, wenigstens so viel erübrigt haben, daß man nun weiß, daß da und dort keine Durchfahrt möglich ist. So drängt sich, unter verminderten Möglichkeiten, die Entscheidung der Frage auf einen immer kleineren Fleck zusammen, und wenn auch dieser untersucht ist, so werden die Kartenzeichner alsdann mit Gewissheit entweder die zwei Welttheile mit Linien, als ein Ganzes, verbinden, oder aber das trennende Meer durchströmen lassen.

Frankreich, kein Muster, sondern ein Beispiel, hat durch seine Versuche im Staatswesen drei Resultate gezeigt:

1. daß eine Pyramide, auf die Spitze gestellt, von einem Lüftchen (*Aura popularis*) umgeblasen wird. Des Vierzehnten Ludwigs Spruch: *l'Etat c'est moi* (Ich bin der Staat) hat sich nicht bewährt, selbst als Napoleon sein gutes Schwert zur Stütze unterstellte;

2. daß eine Pyramide, wenn man aller Erhöhung Feindschaft schwört, wie die rothen Mützen thaten, dadurch, daß man die Spitze abträgt und alles zur Unterlage macht, eine Pyramide zu sein aufhört und zum Straßenpflaster wird, womit man sich die Köpfe einschlägt. Wahnsinn des: *Liberté et égalité*;

3. daß eine Pyramide auf der breiten Unterlage einer volksthümlichen Verfassung am meisten Zukunft hat, was der edle Lafayette, im Programme des Rathhauses, mit den Worten ausdrückte: Wir wollen eine Monarchie, umgeben mit republikanischen Institutionen.

Manches edle Herz ward in den ersten Jahren der Revolution von der Zuversichtlichkeit in der Verkündigung der neuen Lehre bethört.

Die Apostel von der Seine waren vielleicht anfangs mehr Betrogene als Betrüger. Manche Völker hörten zu wie Gänse, denen Fische predigen. Wenn sich aber in dem verhängnisvollen Julius 1830 die Franzosen treuherzig geberden, so mahnen sie mich immer an die Affenjäger, die ihre Schuhe vor der beschwängten Neugierde ausziehen, und mit Peim beschmiert den einfältigen Kerlen vorsetzen, um sie beschuht leichter fangen zu können. Ein Volk, das des Tages siebenmal die Kleider wechselt, wenn es sieben Röcke hat, kann wohl zum Beispiel, nie aber zum Muster dienen. Edler Lafayette, in zwei Welttheilen geehrt, Du sahst die Pyramide des Staates, auf die Spitze gestellt, in Staub zerfallen — sahst sie abtragen und zwischen den Würfeln Hyänen sich zerfleischen und bist mit dem unerfüllten Wunsche und gebrochenen Herzen in das Grab gestiegen, die Pyramide oben hoch und unten breit zu gründen — siehe — was ihr gesucht und nicht gefunden, besitzt seit 700 Jahren mein Völkchen! Doch wohin verirre ich mich? Hätte ich doch beinahe vergessen, daß ich nicht auf einem undrängten Ratheder stehe, sondern einsam in einem kleinen Zimmer sitze, nicht sowohl, um über Staatslehre, als über das Verhältniß gering geachteter Zünfte zum Staate nachzudenken. So verleitete mich denn die Bezugnahme auf den Staat zu einem Seitengang, der dem Bewohner einer glücklichen und zufriedenen Monarchie, dem Bewohner eines constitutionellen Landes und frohen Sohn eines Municipiums zu keiner Sünde wird angerechnet werden können.

Was ist Municipalverfassung? Die möglichste Selbstständigkeit, vom einzelnen Hausvater angefangen, durch alle erweiterten Verhältnisse hinauf bis zum Ganzen, das sich als eine unter höherer Aufsicht selbstregierende Gemeinschaft schließt. Jede kleine Gemeinschaft hat, wie der Begleiter der Erde, ein eigenes Leben, eine Bewegung um seine Ase, zugleich aber ein Leben im ganzen, eine Bewegung um die größere Erde; die verschiedenen Planeten machen aber alle wieder, sowohl um sich, als um die große Sonne, ihre Bewegung und Reise. Wie die Himmelskörper dem Höheren dienen, dabei aber doch auch ein selbstständiges Leben haben für sich, so hat mein Volk einen Vater, dessen Unterthan es ist, stellt sich den anderen zwei Nationen als gleichberechtigtes Kind an die Seite, und unter sich sind alle Sachsen Brüder. Diese Unterordnung, Nebenordnung und Überordnung im ganzen unseres Volkes wiederholt sich in allen Verhältnissen, der Nachbarschaft, dem Dorf, dem Stuhl und der Universität. Ein jedes für sich, ein jedes auch fürs Ganze — das Ganze für sich, zugleich für jedes einzelne. Was nützte aber diese Form, wenn die Füllung eine

Täuschung wäre? Die herrlichste Statue in ihrer Vollendung lebt nur in der Form, denn ihre Füllung ist doch nur ein todtcs Material. Bei uns im Innern: gewählte Beamte — eigenthümlichen Boden, — eigenen Haushalt und Gesetz — in der Nachbarschaft, dem Dorfe, dem Stuhle und der Universität, alles abgewogen nach unten, oben und zur Seite, durch und durch Municipalverfassung, auf Menschenwürde und Menschennatur gebauet! An die Stelle dessen, was veraltet und der Herbst, als ausgedientes Blatt, fallen läßt, treibt die Lebenskraft ein neues Gebilde, und so hat die Nation von Zeit zu Zeit eine andere Gestalt gewonnen und ist doch dabei immer die nämliche geblieben. Den Mongolensturm hat dieser Baum ausgehalten; den Hagelschlag der Fürstenzeit überstanden; mancher Seitenhieb ist ausgeheilt; was das Gartenmesser zuviel wegschnitt, wird sich ersetzen — aber Verstümmelungen ganzer Äste würden ihn zum Krüppel machen. Ob er dabei doch am Leben bliebe? Dies zu hoffen kann ein Trost des Unglücks, nie ein Wunsch des Wohlbefindens sein, es zu versuchen. Wo wäre ein Narr, dem gleich, der sich ein Bein brechen ließe, weil ein zuversichtlicher Chirurg bei seinem Diplome schwöre, die Heilkraft der Natur werde, mit Unterstützung seiner göttlichen Kunst, den Bruch schon heilen! Wenn es auch geschieht, ist nicht der ganze Leib krank, wenn ein Glied leidet? Die Hand tröste sich nicht damit, daß es am Fuß geschehe, und sehe geduldig dem verfluchten Experimente zu. Lieber stelle sie sich, dem Ganzen ein Diener, dem Fuße, seinem Fuße, dem Fuße seines Leibes, zur Wehr, so gut und schlecht es geht.

Für eine solche unnöthige und muthwillige Verstümmelung unseres Nationalkörpers halte ich die Aufhebung der Zünfte. Denn keine Gefahr noch Schaden droht dem Staate, wenn sie fortbestehen, und keinen Vortheil bringt es, wenn sie aufgehoben werden. Diese zwei Gründe der Unnützlichkei und Schädlichkeit, wenn sie Grund hätten, wären sowohl Entschuldigung als Rechtfertigung genug, daß man die Zünfte dem Ganzen zum nothwendigen Opfer brächte, und ich selbst würde, ein warmer Freund der Zünfte, aber ein wärmerer des ganzen Volkes, alsdann, wenn auch mit weggewandtem Angesichte, die Fackel an den Holzstoß legen.

Doch wir wollen kürzlich auch diese letzte Prüfung vornehmen. Die Klage auf Schädlichkeit der Zünfte für das Gewerbe hat zu beweisen, daß, wenn viele Meister ein Gewerbe treiben, dies der Ausbildung des Gewerbes förderlicher sei, als wenn nur weniger damit beschäftigt sind. Sollte dieser Grund vorgebracht werden, so dienete er als schärfste Angriffswaffe gegen das Fabrikwesen, wozu die

Zunftlosigkeit Thor und Brücke ist. Unsere Bauern haben hierüber eine gesündere Ansicht. Pflanzte man nur einen Baum, wo mehrere wohl gedeihen können, so meinen sie, wäre es schade um den Platz. Zugleich, glauben sie aber, könne auf einem gewissen Stückchen Erde nur eine gewisse Anzahl, und nicht mehrere, mit Vortheil stehen. Umsonst, sagen sie, pflanzt man in einem Garten 50 Zwetschenbäume, wo nur 20 hingehören, und verspricht sich davon größeren Vortheil, nach Anzahl der Stämme: sie schießen, wie die Ofenruthen, in die Höhe, und tragen in den 50 Wipfelspitzen kein Körbchen mehr, als die wenigeren 20 rings an ihren ganzen Kronen. Darum lichten sie auch den Kukuruz um Margarete, aus Erfahrung sich dessen wohlbewußt, daß sie durch Verminderung der Stengel eine Vermehrung der Kolben und Körner erzielen. Ein Beispiel aus dem Zunftleben! Vervielfältigt sich die Anzahl der Lederer, durch Aufhebung der Zünfte, von 40 auf 100, so theilen sich nun 100 Meister den Profit, der früher nur 40 zufließt. Heißen wir die ganze Summe, die das Publicum auf Leder verwendet, weil wir sie nicht zu bestimmen wissen, die unbekannte Größe = x . Hievon käme, wenn die Zünfte beständen, auf einen einzelnen (zünftigen) Meister = $\frac{x}{40}$, d. h. der vierzigste Theil, und, wären die Zunftstranken gefallen, auf einen einzelnen (zunftlosen) Meister = $\frac{x}{100}$, d. h. der hundertste Theil. Da nun mit der Zunahme der Ziffer im Nenner der Wert des ganzen Bruches abnimmt, so verhielten sich die zünftigen Meister zu den unzünftigen in ihrem Einkommen wie 5 : 2. Wären die häuslichen Bedürfnisse beiderlei Meister gleich, und betrüge ohngefähr bei diesem wie bei jenem eine 1, so gestaltete sich das Einkommen des zünftigen Meisters zum Einkommen des unzünftigen wie 4 : 1, d. h. der zünftige hätte viermal soviel Einkommen, als der unzünftige.

Aus dieser Vergleichung geht nun erstens so viel als gewiß hervor, daß ein zünftiger Meister eine Waare leichter in einem billigen Preise verkaufen kann, als ein unzünftiger. Ich rede vom Können. Zweitens vermag ein zünftiger Meister, eben aus dem Grunde, weil er mehr verdient, einem braven ausländischen Gesellen besseren Wochenlohn zu geben; kann auf Versuche, auf Einrichtung in seiner Profession ein Mehreres verwenden. Die Werkstatt kann, mit Aufopferung einer größeren Summe, besser eingerichtet, der Garwerdung des Leders besser nachgewartet werden. Wird ein Fremder, der ein Gewerbsgeheimnis zu verkaufen hat, wie ich dies aus Erfahrung weiß, nicht leichter von dem Mehrerwerbenden als von dem Wenigererwerbenden bezahlt werden können? — Wie wollen die unzünftigen, unverbundenen Meister auch nur eine Lohnmühle bauen und unterhalten, da hiezu die Kräfte einer

Gesellschaftung erforderlich sind? — — Es ist ein Irrthum, zu glauben, man begünstige die Blüte eines Gewerbes, wenn man eine maßlose Vermehrung der Meister zuläßet. Um die Gewerbe zu heben, bedarf es der Aufhebung der Zünfte nicht und der Staat umsehe sich, um dieses zu erreichen, nach andern Hebeln. Die Zünfte sind eine glückliche Mittelzahl zwischen dem Monopole der Fabrik und der Zerstückelung und Verschwächung des Gewerbestandes in der Zunftlosigkeit. Im ganzen Garten stehe nicht nur ein einziger Baum: er wird sein Summum tragen; aber der Boden erheischt mehr. Wenn aber 20 Bäume ihren Standort bezahlen und gute und hinlängliche Früchte tragen, bringt's keinen Vortheil 50 zu pflanzen.

Man nennt die Zünfte Schranken. Gut, das sind sie; sie sind aber auch gute Schranken. Denn die Verständigkeit des Gärtners will die Anzahl der Bäume, aus Berücksichtigung des Gartens, des Vortheils und Gedeihens der Bäume wegen — beschränken.

Die aber mit dem Worte Zunft immer den gehässigen Gedanken der Ausschließung verbinden, könnten die Schranken einmal auch als Einschließendes betrachten. Was diese Schranken nach außen (extensiv) ausschließen, schließen sie, als begünstigendes Moment der Gewerbe, nach innen (intensiv) ein. Es ist mithin der Schranke nur gegen die Überzahl und Verschwächerung der Meister, nicht gegen die, durch Begünstigung wenigerer, herbeizuführende Vervollkommenung der Gewerbe gerichtet.

Können die Freunde der Zunftlosigkeit keine Gunst für ihren Vorschlag dadurch erlangen, daß sie eine Steigerung des Gewerbes durch Vermehrung der Meister zu erlangen versprechen, so nehmen sie endlich den Staat als eine Mutter in Anspruch, die allen ihren Kindern Brot schuldig sei. Würde auch der Stand der Zunftlosigkeit, sagen sie ungefähr, die Gewerbe in keinen größeren Schwung bringen als die bestehenden Zünfte, so haben wir, als Kinder einer Mutter, ein gleiches Recht. Haben wir Pflichten gegen den Staat, so haben wir auch Rechte; fordert der Staat von uns: Gehorsam und Abgaben, gut; dagegen fordern wir: Vorforge und Lebensunterhalt. — — Es soll also jedermann in die Zunft aufgenommen werden, oder was gleichviel ist, die Zünfte sollen aus dem Grunde aufgelöst werden, weil alle Bürger eines Staates ein gleiches Recht haben, eine Profession oder Gewerbe auszuüben, einer wie der andere. — Ich habe nichts dawider, jedoch auch mit Einschränkung! Denn der zünftige Meister hat dasselbe und das gleiche Recht der Ernährung anzusprechen. Nur ist zwischen beiden, den Rechten und den Meistern, ein großer Unterschied. Derjenige, welcher die Gewerbefreiheit anspricht, verlangt aus Philan-

thropic ein noch nicht im Besitz habendes Recht; der zünftige Meister verlangt die Fortsetzung seines Rechtes aus dem positiven Recht und hat es schon im Besitz. Die Ernährungsrechte der Staatsbürger sind zwar allgemein, ein Recht des jedermann, aber nur als formelles Recht — das materielle ist schon aufgetheilt. Das Recht der Equipage ist auch ein allgemeines Recht; aber wer keine Equipage hat, darf, weil er eine Equipage halten darf, den, der sie bereits auf gesetzlichem Wege besitzt, darum weder aus der Kalesche werfen, noch sich mit Gewalt neben ihn setzen. Mit sammt seinem Equipagenrecht muß er zu Fuße gehen, falls er auch kein Pferd besitzt — bis er sich nach den geltenden Gesetzen ein eigenes Fuhrwerk erworben hat. Der zünftige Meister hat sein positives Recht auf dem gesetzlichen Wege der Lehrjahre, Gesellenjahre, Wanderschaft, Probstück und des Meisterjahres erworben, wie jener seine Vorspann und Fuhrwerk. Aber ohne diese rechtmäßige Erwerbung des positiven Rechtes ist der Rechtsgrund des allgemeinen Rechtes ein sehr gefährliches Recht, die *Lex agraria* der römischen Plebejer — das Panier des Bauernaufzugs in Deutschland — eine Idee, die nur in den Köpfen spukt, die das allgemeine Recht, das Menschenrecht, mit dem positiven Recht, dem besondern Bürgerrecht, verwechseln. War nicht die französische Lehre der Freiheit und Gleichheit eine solche Verwechslung und zugleich das Todtenglöcklein für unendlich viele positive Rechte? — Die Ausübung eines Gewerbes ist nun einmal ein positives Recht, das sich nur auf gesetzlich vorgeschriebenem Wege erwerben läßt. Wer also ein Gewerbe auszuüben wünscht, suche sich dieses besondere Recht auf dem gesetzlichen Wege zu erwerben. Er suche sich einen Meister, lasse sich als Lehrjunge aufdingen u. s. w. Hat er das 15. Lebensjahr zurückgelegt — die Schulen besucht — bringt er das Zeugnis der Confirmation von der Kirche — hat er Zeugnisse seiner guten Aufführung und den geeigneten Körper und die Geschicklichkeit zum gewählten Gewerbe — so ist ihm die Bahn offen, auf der man zum Privilegium des zünftigen Meisters gelangt. Der zünftige Meister hat sich dies alles auch gefallen lassen; er hat einen Theil seines Lebens, die Anwendung seiner Leibeskräfte, die Unterwerfung seines Willens, die Verzichtung auf die Freiheit, als Preis der Erwerbung dieses positiven Zunftrechtes hingeopfert — wäre es nun recht vom Staate, den zünftigen Meister aus seinem wohl erworbenen Rechte herauszuwerfen?

Sollten also — erworbene Rechte, bloß, weil sie einmal erworben sind, selbst dann noch, wenn sie als schädlich fürs Ganze erkannt werden, immer und ewig bestehen? Hat nicht vielmehr der Staat das

Recht der Verbesserung als Hauptaufgabe seines Daseins?! O ja! Er hat es. Ich bin am wenigsten ein Mann des Stillstandes; ich bekenne mich unverhohlen zur Bank der gesellschaftlichen Entwicklung. Honni soit, qui mal y pense! —

Wir stehen in unserer Untersuchung auf dem pythagoräischen Buchstaben. Der eine Arm des Y bezeichnet das allgemeine Recht, das philosophische Recht, Menschenrecht, Naturrecht; der andere Arm das besondere Recht, das positive Recht. Wie sich nun auch das Naturrecht geberden mag, es hat nur das Recht für sich: So sollte es sein! Das historische Recht des zweiten Armes hat die andere Wahrheit für sich: So ist es! Nun gebe ich gerne zu, daß das Recht des Sollens ein höheres Recht ist, als das Recht des Seins. Aber das Werden des einen zum andern geschehe durch die Vermittlung des Vertrages, der Entschädigung.

Der gütige Leser verzeihe, daß ich ihn durch dies trockene Collegium geführt habe. Allen Verdruss der Langweile, die ihn hiebei geplagt haben könnte, werfe er auf den Kopf des Anklägers. Denn die Vertheidigung muß sich nach den Waffen des Angriffs richten.

Wir eilen zum Schlusse und betrachten letztlich die Zünfte als Corporationen.

Als jenseits des Rheines allem Privilegium der Handschuh hingeworfen ward, als die dortigen Machthaber den Staat aus dem philosophischen Rechte a priori von neuem aufbauen wollten und, um dieses thun zu können, erst alles Positive und Historische niederreißen zu müssen glaubten, fiel auch das Zunftwesen im allgemeinen Ruin. Die conservativen Armeen fochten zwar am Rhein gegen diese Principien, aber während hier gegen die Theorie Blut floss, entwickelte sich in der Heimat die Finanznoth und die Ansteckung.

Wie die Regierungen diesseits des Rheines Anzeigen der Ansteckung in ihren Ländern wahrzunehmen glaubten, war es natürlich, daß sie die Zügel der Regierung straffer anzogen. Die Centralisation gewann im deutschen Lande die Oberhand. Das heilige römische Reich, dies großartige Gebäude der Monarchie mit Municipalverfassung, — die kleineren Organe des Selbstlebens: Reichsstädte, Klöster und Stifte und Zünfte, sammt andern Corporationen fielen mit ihm. Um diese Kriegsbeute sicherer behalten und regieren zu können, ward centralisirt. Man erkannte in diesen Corporationen einen eigenthümlichen, selbstständigen Geist, eine Kraft eines Ganzen. Die Regierungen, gerade diejenigen, welche, und obgleich sie das Beste wollten, stießen bei Corporationen auf Einwendungen, Einreden und Vorbehalte. Daß Indivi-

duen leichter zu regieren seien als Corporationen, sprang in die Augen. Durch Furcht und Hoffnung, durch Strafe und Zwang ist man mit dem einzelnen bald fertig, während Corporationen schwerer zu handhaben sind. Es wurden daher die Corporationen in Individuen, außer andern Gründen, auch aus diesem Grunde aufgelöst. Auflösung der Zünfte, die früher ihren Antheil an der Regierung der Städte hatten, galt also als Erleichterungsmittel der Staatsregierung. Sie hörten auf.

Vereinigtere Begriffe über die Gottseligkeit eines christlichen Lebens mögen zur Aufhebung der Klöster das Ihrige auch beigetragen haben, bei allen Corporationen überhaupt mag die Sicherstellung der Regierung und deren Erleichterung mit im Spiele gewesen sein. Gleichwohl hätte man schwerlich sie aufgehoben, wären sie nach ihrem Werte erkannt worden und sie hätten vielleicht, in friedlicheren Zeiten, sanimt ihrer vermeinten Unnützlichkeit, fortbestehen können, wenn die Idee ihrer Auflösung nicht gleichzeitig mit der Finanznoth aufgetaucht wäre. Die Gewerbsbefugnisse, welche die Regierungen ertheilten, waren eine reiche Quelle des Staatsvermögens in einer Zeit, wo anhaltender Krieg die Ausgaben ungebürllich vermehrten. So aber kam die Sprödigkeit ihrer Regierung, die Finanznoth und das Vorurtheil des Publicums zu gleicher Zeit über die Corporationen, und diesen dreien gegenüber mußten sie fallen.

Nachdem nun alles geschehen ist, was man von unten begehrte und von oben billigte, oder von oben vorschlug und unten guthieß, — nachdem nun in einem großen Theile von Europa die Zünfte aufgehoben sind — wie befinden sich nun diese Staaten? Die Schranken sind gefallen — wer arbeiten will, kann arbeiten, was er will — die Auflösung in Individuen macht leichte Regierung — die Befugnißscheine geben ein schönes Geld — die Meister steigen wie Pilze die Menge aus dem Boden — dann kamen Fabriken — es bilden sich Millionäre — Gewerbe blühen — gute Waare in billigen Preisen — aber — es will nicht Friede werden im tiefsten Frieden. Es ist nicht der Zustand der Behaglichkeit, des Wohlbefindens; nicht das Gefühl der Sicherheit, — der Wunsch, daß es so bliebe, — die Zufriedenheit mit der vorhandenen Lage, der Genuß einer Ruhe, die ungestörte Fortsetzung verspricht, sondern ein Wetten, Ringen und Wagen, daß man im Fortkommen leucht, im Zurückbleiben flucht. Die Völker gleichen einem Heerlager, wo man in Eile die Bissen verschlingt und die Gläser stürzend leert, weil die nächste Stunde ungewiß ist; sie ruhen zwar, aber unter sehnächtigen Gefühlen nach andern Orten und Zeiten, und unter ängstlichen Träumen der Zukunft, die Lorbeeren, Ketten oder den Tod bringen kann. Wo Ruhe, Sicherheit und Frieden im Lande wohnt,

dreht sich der Schläfer auf die andere Seite, wenn ein gefallener Schuß ihn weckte — jetzt aber — so gespannt sind die Gemüther — bringt eine losgegangene Flinte ganze Städte auf die Beine. Gottlob, daß es bei uns nicht also ist, wir aber sollen Gott danken und bitten, daß es auch nicht also werde.

Drinne, im Herzen der Völker, ist der wahre Friede zu bauen, im Familienleben, in dem Hauswesen, im Recht, in frommer Sitte, im Glauben ans Vaterland, im Vertrauen in die Regierung, in der Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang ist. Alle diese Stützen und Erzeugerinnen des ruhigen, behaglichen und menschlichen Daseins finden sich im Zunftwesen mehr, als in der Zunftlosigkeit und dem Fabrikwesen. Der Meister der privilegierten Zunft liebt den privilegierten Staat mehr, als der Zunftlose oder Fabrikarbeiter. Nur der sieht im Staate das Vaterland, dem derselbe theure Güter gewährt. Zunftlose sind Lazzaroni, Fabrikarbeiter ein Nomadenvolk, das da sein Zelt aufschlägt, wo das meiste Gras ist. Ubi bene, ibi patria! die Berge und Thäler liebt es nicht, die das Gras hervorbringen, sondern nur das Gras, das Berge und Thäler tragen.

Was für einen Einfluß hat dies auf den Staat? Der Staat besteht aus vielen Menschen. Wenn nun von diesen vielen viele an dieser ihrer Verbindung keinen Gefallen haben, so ist diese Verbindung eine bloß äußere. Die vielen wollen auseinander — nur die Gewalt hält sie beisammen. Die Regierung muß Grenzüjäger halten, die die entweichenden Vögel zurückscheuchen, wenn sie wandern wollen. Da ist der Bestand des Staates gesicherter, wo die Regierung der Völker für das Zusammenbleiben, für die Verbindung ist. Tirol ist für Oesterreich eine sicherere Provinz, als für Holland Belgien war.

Je vielfacher nun die Fäden sind, womit sich der einzelne Staatsbürger selbst, und sozusagen eigenhändig an den Staat bindet, je stärker wird dies Seil. Diese Fäden müssen von der eigenen Überzeugung gesponnen werden. Solch ein Faden ist der gesicherte Lebensunterhalt, ein zweiter ist die Hoffnung, daß auch für die Kinder gesorgt sei, ein dritter das Gefühl, daß man im Staatsleben etwas bedente, ein vierter, daß der Staat nach dem Gewissen glauben lasse, ein fünfter, daß man das Erworbene sicher und in Ruhe verzehren könne u. s. w. Je mehr nun eine Gewerbsverfassung die Entwicklung dieser Überzeugungen, dieser Selbstfesselungen an den Staat begünstigt, je vortheilhafter ist dieselbe für den Bestand des Staates. Dies alles ist aber bei den Zünften mehr der Fall, als bei der Zunftlosigkeit. Zünfte begünstigen die Ehe — stützen das Familienleben, pflegen die Häuslichkeit, führen zur Sittlichkeit, erzeugen das Gefühl der Selbstständigkeit, den Stolz, ein Glied des Ganzen zu sein.

Zünfte bieten dem Staate noch eine andere Bürgschaft dar. Sobald der Staat alles nivelliert, außer den Regierungsorganen nur Individuen duldet, Corporationen, Associationen, Communen, aus welchem Grund immer, aufhebt, trägt er gleichsam alle Hügel und Berge ab und erzeugt eine Fläche, welche man zwar leichter übersehen kann, wo gerade Linien sich leichter ziehen lassen, wo aber zugleich jedes Lüftchen, ohne einen Gegenstand zu finden, der Widerstand leiste, der den erwachsenden Wind bräche, zu einem Boden auswühlenden Sturme wird. Nivellierung und Centralisation ist eins. Jede Erschütterung im Centro wird im ganzen Umfange empfunden. Denn befehlen ist dann zugleich befolgen. Wird dann ein Fehler gemacht, so geht er ins Große und Ungeheure; keine Institutionen verhüten den Fehler durch Berathung, oder verbessern durch Umänderung, oder machen ihn nur zum theilweisen durchs Privilegium. Die Allgewalt des Centrums hat alle Belehrung und Aufklärung, sowie alle Demonstrationen, Modificationen unmöglich gemacht. Das geht aber nur so lange, als hier die Verletzung der Interessen dort mit einer Schonung, einer Begünstigung verbunden ist. Die Wage kommt wieder ins Gleichgewicht, wenn eine Schale hier das Weh, die andere das Wohl erhält. Vollkommen centralisierte Staaten genießen nur das verwegene Glück eines Seiltänzers: nur ein Fehltritt, der sich nicht verbessern läßt, und er liegt im Staube. Schläft einmal der Steuermann, sitzt ein unverständiges Kind am Ruder, wie leicht strandet ein Schiff, wenn sonst niemand achtgibt oder die Mannschaft der Galeere nur im Zertrümmern des schwimmenden Gefängnisses die Erlösung hoffen kann. Geschieht in einem vollkommen centralisierten Staate, wo alle Corporationen aufgelöst sind, einmal eine allgemeine Verletzung, die allen gleich wehe thut, wird dieser Fehlgriß durch nichts gebessert oder geschwächt, wird derselbe durch keine Anhänglichkeit entschuldigt und zum besten gekehrt, ist keine Liebe vorhanden, die es duldet, die bessere Zeiten hofft, trifft diese Verletzung einen für alle wichtigen Punkt, so fährt durchs ganze Land zugleich ein Schrei des Schmerzes, des Entsetzens — ein allgemeiner Aufstand bricht die zusammenhaltenden äußeren Ketten (innere sind keine, womit sich die Unterthanen selber verbinden), und der Kreis stäubt auseinander und dadurch hört der Punkt auf, ein Centrum zu sein. Ich male schwarz, ich fühle es — aber ich fühle zugleich, daß ich den Teufel darum schwarz malen muß, weil er nicht weiß ist! Wie ganz anders ist die Sicherheit desjenigen Staates beschaffen, dessen Existenz auf der breiten Unterlage von Constitutionen und Corporationen ruht: Zünfte allein — gewähren und verhüten das Gewünschte wie das Befürchtete nicht. Sie gehören aber

zu jener Classe von Vergesellschaftungen, die dem Staate eine Zukunft versprechen, mehr als Zunftlosigkeit und Fabriken.

Sammeln wir nun, da wir am Ziele stehen, in Gedanken alle weißen und schwarzen Lose als Stimmen für die Aufhebung und Beibehaltung der Zünfte, so dürfte nicht nur ein Absolvo der Beschuldigungen, sondern auch eine achtbare Mehrzahl für die Beibehaltung und längere Fortdauer derselben zu hoffen sein. Manche Beschuldigungen müssen als unerwiesen beseitigt, andere als allem Menschenwerk anflebende Schwäche entschuldigt werden: ihre unverkennbaren Verdienste hingegen für Käufer, Gewerbe, Gemeinwesen und Staat sind so außer allen Zweifel gestellt, daß es als Vermessenheit, als schädliche Wühlerei erscheint, diese Gewerbsverfassung aufzuheben. Gilt dies nun für jedes Land und im allgemeinen, um wie viel mehr bei uns Sachsen, diesem Inselvolk, bei seiner besonderen Aufgabe und Bestimmung, seiner eigenthümlichen Umgebung und Verfassung!

Daß das Zunftwesen bei uns Sachsen so vollkommen sei, daß es gar keiner Umbildung, Verneuerung und Ausbesserung bedürfe, ist, meines Erinnerns, von mir nie behauptet worden. Auch läßt es sich nicht leugnen! Daß aber dieses Zunftwesen so wurmfüchig sei, daß kein Leimnagel mehr halte, oder so verrostet, daß bei scharfem Putzen dies Geräthe nur etwa noch zu Lattennägeln taugte, wird vielleicht kein Unbefangener, kein Stimmfähiger behaupten. Allerdings wird dies Zunftwesen dermalen vom Winde umhergetrieben, als Frachtschiff hat es keine Kanonen — vom eigenen Selbstgefühl verlassen, steuert es ohne Mast und Compas — die öffentliche Meinung umschwärmt es wie Corsaren. Darum feure ich vom Ufer einen Nothschuß ab — aber diese Schlüsselbüchse eines Privaten wird nicht weit gehöret werden. Gewiß ist, daß es in Gefahr schwebt — wie zu helfen sei, ist eine andere Frage. Einem Landpfarrer läßt man, wie bei Leichenpredigten, Lob und Vertheidigung noch angehen: — gäbe er, ein Geistlicher, in weltlichen Dingen ungefragt einen Rath, müßte er nicht befürchten, auf dem fremden Gebiete von den Laien auf Anmaßung gepfändet zu werden?!

So liege denn da auf deinem Krankenbette und harre aus, bis dein Arzt kommt, armes sächsisches Zunftwesen! Verkennt dieser deinen Zustand, thut der Apotheker einen Fehlgriß, verweigert dein Volk die Curokosten oder zögert mit der Hilfe, so hängt in Gottes Namen den Kessel übers Feuer, wir bekommen eine Leiche — vielleicht von wenigen beweint, aber der Thränen aller wert und würdig.



Untersuchungen und Wohlmeinungen über Ackerbau und Nomadenwesen. (1842.)

I.

Der Jäger, der Hirte und der Bauer.

Bevor der Mensch für Kunst und Wissenschaft empfänglich wird, zwingt ihn die Nothdurft des Lebens zur Stillung der sinnlichen Bedürfnisse. Ungezügelt ist der Erhaltungstrieb. Lebensmittel herbeizuschaffen ist also des Menschen erstes und wichtigstes Geschäft. Der Nährstand ging also in der Geschichte der Menschheit dem Gewerbetwesen voraus.

Den Zug, den die Menschheit in ihrem Bildungswege macht, eröffnete der Jäger mit Speiß und Keule. In der Mitte erscheint der Hirte mit den Herden und endlich schließt den Zug der Bauer mit dem Ackerfranz. Dieser Zug kommt aber bei allen Völkern nur mit nach und nach auf die Bühne des Lebens.

Wie bei einer Pflanze, auf dem Wege ihrer Entwicklung, sich immer neue Zustände ergeben und einer den andern bedingt, so daß die Blüte nicht hinter der Frucht kommt, sondern ihr vorausgeht — zu beiden aber bereits eine Pflanze herangewachsen sein muß, an der sie haften und reifen können: entwickeln sich auch die menschlichen Zustände, es kann nicht der Bauer vor dem Hirten zum Vorschein kommen und der Jägerstand muß schon vor beiden in der Entwicklung der Menschheit vorangegangen sein. Es ist zwar vor und nach der Blüte, mit und ohne Frucht, immer dieselbe Pflanze, aber dabei jedesmal in einem verschiedenen Zustande der Entwicklung. Also ist der Mensch immer Mensch, als Jäger, Hirte und Bauer, aber er befindet sich, je nachdem er eines oder das andere ist, auf einer verschiedenen Stufe seiner Entwicklung. Den peinigenden Hunger und die Kälte hat Gott den Menschen nicht aus Nachsicht für den Apfelbiß, noch aus Freude an unserer Mühseligkeit zugetheilt, sondern seine liebevolle Weisheit wollte durch die nothwendige Befriedigung solcher Triebe den Menschen aus dem bloß thierischen Zustand herausdrängen, durch die Verlegenheit zum Nachdenken, durch die Schwäche zur Geselligkeit und durch alles übrige, was er gibt und versagt, zur Entwicklung der menschlichen Anlagen veranlassen.

Die Noth fährt wie der Stahl mit Gewalt am Steine herab und erzeugt dadurch erst den Funken des Lichtes und der Wärme.

Im Paradiese, das wir uns gerne als einen Garten mit gepflanzten Bäumen vorstellen, wo man nur beißen darf und wo ein Feigenblatt zur Kleidung genügt, sind wir dermalen lebende Menschen schon nicht mehr. Wir müssen arbeiten, um zu leben.

Seine Ernährung des Leibes übte der Mensch zuerst als Jäger aus. Er erschlug das Wild, wovon die junge Erde wimmelte; der Hirte zähmte dann das Wild und der Ackermann richtete es zur Arbeit ab. Es sind also diese drei Stände aufeinander folgende Bildungs- und Entwicklungsstufen. Es sind dieses 3 Ernährungsformen. Fragt man nach den wesentlichen Merkmalen derselben, so können wir diese an den Entwicklungsstufen im Rechtsbegriffe auf das Recht des Eigenthumes anschaulich nachweisen. Das bewegliche Eigenthum ist früher als das unbewegliche. Das Beweglichste aber unter den Beweglichen wird das erste sein; und darum erscheint das Thier als erstes Eigenthum. Mit der Habhaftwerdung eines Thieres fängt der Mensch seine Herrschaft auf Erden an. Besitznahme eines Thieres macht den Menschen zum Hirten, es ist dieses sein erstes erworbenes Eigenthum.

Beim Jäger sind alle Thiere noch wild, ungezähmt. Solange das Wild noch frei ist, kann er es nicht eigen heißen. Nur verwundet oder todt wird es sein Eigenthum. Solange es fliegt, läuft oder schwimmt, ist es nicht sein; und wenn es sein wird, hört's bald auf zu sein; denn er verzehrt es oder es verweset. Die Benützung des Thieres geht durch den Tod schnell vorüber. Der Jäger ist hauptsächlich ein Fleischfresser, das listigste Raubthier. Anfangs jagt jeder nur für sich und bloß auf eigene Rechnung. Nur wenn das Wild seltener und scheuer wird, bedarf es größerer List, des Zusammenwirkens mehrerer Jäger. Die Noth walft die Hirten zu Gesellschaften zusammen, wie der Huter im Filzen die Haare. Ein Jäger erschlug eine wilde Hündin und bekam Junge mit. Er erzieht sie mit den Nesten vom Fleische — die Anlage und Bestimmung war da — der Hund wurde des Menschen Gefährte zur Tödtung und Gefangennehmung anderer Thiere.

Durch die Zähmung eines betäubten, jungen oder gefangenen Thieres bietet sich dem Jäger die Gelegenheit dar, Hirte zu werden. Es muß schon der Mangel an frischem Fleische erfahren worden sein, um ein gefangenes Thier für künftige Speisung am Leben zu lassen. Vermuthlich entstand aus dem geselligen, blöden Schaf das erste Hausvieh. Auf der Hirtenstufe ist das Eigenthum lebendiges Vieh und nicht mehr bloß todt. Das Geschäft ist menschlicher geworden. Es tödtet

nicht sowohl, als es behält die Thiere in der Gefangenschaft. Es wird zahm. Durch die Zähmung tritt der Mensch mit dem Vieh, das er seiner Freiheit beraubte, in ein gewisses Rechts- und Pflichtenverhältnis. Will der Mensch am Vieh, das er in seine Gewalt lebendig bekommen hat, ein Eigenthum behalten, so muß er für dessen Nahrung und Pflege sorgen: er übernimmt also eine Verpflichtung, für die Erhaltung dieses Lebens zu sorgen. Derjenige Jäger, welcher in dieses Verhältniß sich mit einem lebendigen Thiere durch dessen Versorgung setzt, tritt dadurch aus dem Jägerstand in den Hirtenstand. Die Sorge also für die Unterhaltung eines thierischen Lebens ist die Brücke, über die die Menschheit aus dem Jägerstand in die Hirtenwelt hinüberkommt. War beim Jäger die Besitzerweiterung der Tod, so verfeinert sich dieses Besitzrecht beim Hirten nur auf Gefangenhaltung oder Beraubung der ursprünglichen wilden Freiheit; war der Jäger ein Fleischfresser, so ist dem Hirten die gewöhnlichste Speise die Milch.

Die Ernährung dieses Viehes setzt einen Boden voraus, wo das gezähmte Vieh weiden kann. Wesentlich ist bei der Ernährung des Viehes im Hirtenleben, daß sich das Vieh die Nahrung selber pflückt. Die Sense, Sichel und der Häckselkasten fallen in die Bauernzeit. Diesen Boden an und für sich betrachtet der Hirte noch nicht als sein Eigenthum, sondern sein Rechtsanspruch geht nur auf das Gewächs, welches die Oberfläche dieses Bodens trägt. Man sieht, die Rechtsidee wird immer bestimmter, der Jäger hat nur das Wild im Auge, das über den Boden läuft; beim Hirten hat sich das Recht schon näher bestimmt; er macht Ansprüche auf die Erträgnisse dieses Bodens, ohne selbst jedoch an die Bebauung die Hand zu legen. Noch kümmert ihn der Boden selbst wenig, nur, was er freiwillig trägt, beweidet der Hirte, bis endlich der Bauer auch vom Boden, abgesehen vom Erträgnis, Besitz ergreift.

Aber selbst dieser bescheidene Anspruch des Hirten auf das bloße Beweidungsrecht der wild gewachsenen Pflanzen auf einem gewissen Boden kommt, wo Weide genug ist, nicht zum Bewußtsein. Solange es an Futter in einer Gegend nicht fehlet, kommt der Begriff eines näheren Rechtes darauf auch keinem Hirten in den Sinn. Ist Weide genug da, was kümmert sich ein Hirte darum, wenn ein anderer neben ihm weidet, oder gerade da weidet, wo er heute oder gestern weidete; denn wenn hier eine Strecke auch abgeäht wird, so ist ja rechts und links noch Weide genug. Mehren sich aber Hirten und Herden und es stellt sich hinreichender Weide wegen schon Bedenklichkeit und Verlegenheit ein, so drängen sich schon Rechtsfragen zur Entscheidung in den Vordergrund. Wenn zwei an einem Orte nicht weiden können, wer hat

das Recht dazu! Die Besorgnis und die Sorge nöthiget zur Entwicklung des Rechtsbewußtseins. Die Thatsache des Lebens erzeugt hier das Rechtsbedürfnis. Es erfolgt daher eine Rechtsverörterung, aber jedesmal erst dann, wenn entgegengesetzte Rechtsansprüche aufeinander stoßen. Nicht ein Professor ersinnet die Fälle — das Leben stellt sie auf. Ist ein Hirte schon im Gebrauche und Besiz einer Weidegegend und ein zuwandernder Hirte will auf demselben Plaze mit seinen Herden sich ausbreiten, so vertragen sie sich oder nicht. Ist hinlängliche Weide da und selbst für die Zukunft kein Mangel zu befürchten, so werden sie sich gegenseitig gerne sehen und wohl leiden. Denn wo das Interesse nicht scheidet, bindet die Einsamkeit. Wenn aber nur ein Hirte daselbst hinreichende Weide hat, beide aber den Plaz behaupten wollen, so stoßen über die Benützung dieses Plazes zwei Willen, als Rechtsansprüche, aufeinander. Es wird sich der Conflict durch das Recht der ersten Besitznahme, durch Vertrag oder durch Gewalt entscheiden. Alle 3 voneinander wohl zu unterscheidende Rechtsbestimmungen bilden die ersten Paragraphen eines sich immer mehr ausbildenden mündlichen Rechtsbuches. Räumt einer den strittigen Plaz, bleibt aber in der Nähe, so bringt das Beweiden zweier abgesonderter Plätze eine von Zeit zu Zeit immer genauere Rechtsbestimmung von Grenzen hervor. Diese zwei Hirtenfamilien oder Hirtengemeinschaften machen also schon gegenseitig Rechte auf die Benützung eines gewissen Bodens geltend, aber die einzelnen Glieder dieser 2 Familien haben auch ein Recht unter sich. Es ist also das ursprünglich einfache Recht schon ein doppeltes geworden: das Recht, das sie gemeinsam miteinander ausüben und dann das Recht, das sie der andern, fremden Hirtenfamilie entgegensetzen. Es erscheint ihnen also dieses Revier jenen gegenüber schon als besonderes und untereinander als ein gemeinschaftliches Recht. Die übrigen Weideplätze der Erde haben noch kein Recht, weil noch niemand Besitz davon ergriffen hat. Wo aber ein jeder zugreifen kann, da ist auch kein Recht.

Wie entsteht nun der Bauernstand?

Der Hirte benützt nur das Futter, das die gütige Natur von selbst für ihn und zur Ernährung seiner Herden freiwillig trug. Höchstens zündet er Wälder an, um Raum für Weide zu machen, oder Raubthiere aus ihren Schlupfwinkeln zu verschrecken; mehr thut er nicht. Wenn nun die freiwilligen Gaben der Natur nicht mehr ausreichen, zwingt letztlich die Noth den Menschen zum Anbaue. Wenn die Hirten dieses thun, so treten sie ins Bauernwesen, das seinen Namen vom Anbauen des Bodens hat. Hiedurch geht nun in den Rechtsbegriffen eine neue und große Veränderung vor. Der Bauer wird es recht eigentlich

nur dadurch, daß er das bereits vom Hirten gezähmte Vieh zur Arbeit abrichtet. Auch Hirten können mit eigenen Händen etwas anbauen, sie hören aber nur dann auf Hirten zu sein, wenn sie das Vieh zur Arbeit zwingen. Ist daher der tödliche Spieß das Sinnbild des Jägers, der Milchschachtel das Sinnbild des Hirten, so bezeichnet sich der Bauernstand mit dem segensreichen Pfluge. Durch die Bebauung des Bodens entsteht das bleibende Eigenthum. Der Boden selbst wird nun zum Eigenthum, und zwar zum Unterschiede von der allgemeinen Benützungsort des Hirtenstandes, Eigenthum eines Einzelnen, nämlich des Bauers. Der Bauernstand will ein ausschließliches Privilegium erringen und gründet dies Recht auf die Mühe, den Fleiß und die Zeit, die er darauf verwendet hat. Erreicht der Bodenbesitz das ausschließende, besondere Privatrecht, was auch nur stufenweise geschieht, so ist hiemit der Begriff ausgebildet, es läßt sich keine weitere Entfaltung denken und erwarten. Wie die Frucht an einer Pflanze die letzte und vollkommenste Stufe ihrer Entwicklung ist, so ist das völlige, ausschließliche Privatrecht die höchste Stufe der Rechtsausbildung in Betreff des Bodenbesitzes.

Die Menschheit ist aber nicht zugleich, nicht überall, nicht mit ganz gleichem Schritte in dieser Rechtsausbildung vorgeschritten. Hier ist reiner Jägerstand, dort reiner Hirtenstand und nur in den dichtbevölkerten Staaten und Ländern ein reiner Bauernstand; aber an ebensovielen Orten sind die Stände nicht rein, nicht ganz nur einer, sondern durch vermittelte Übergänge aus einem Stande in den andern vermischt.

Bis ein Stand sich aus dem anderen ganz loschälet, setzt es aber Reibungen ab. Die früheren Zustände wollen fortbauern, die jüngeren sich geltend machen. Jeder Most muß gähren, bis er Wein wird. Diese Gährung und dieser Kampf des neuen Lebens stellt sich auch bei den Gestaltungen dieser Stände ein. Denn dem Jäger verscheucht der Hirte das Wild; dem Hirten zerstört des Bauern Pflug die Weide für seine Herden, und was hinter dem Pfluge wächst, nimmt der Bauer als sein Eigenthum für sich in Anspruch. Der Hirte thut zwar nicht dem Erwerbsleben des Jägers Abbruch — aber sein Wesen bringt es mit sich, daß er das Jagdwesen beeinträchtigt; ebenso geht der Bauer nicht darauf aus, dem Hirten seine Viehweide zu schmälern, aber sein Geschäft bringt es mit sich, daß dadurch die wilde Wiese auf engere Räume zurückgeführt wird. Eben weil die späteren Stände den früheren Abbruch thun, mag der Jäger nicht den Hirten und der Hirte nicht den Bauern. Die letzte und gewisse Hoffnung ist dann doch die, daß der Hirte gewiß den Jäger verdrängt, sowie der mühsame Bauer sicherlich den faulenzenden Hirten.

II.

Das Sachsenland.

Wir Bewohner des Sachsenbodens sind aus dem Jägerzustande längst heraus: niemand unter uns lebt bloß vom Fleisch erlegten Wildes. Diese erste Stufe ist also völlig, Gott sei Dank, überwunden. Das Hirtenleben lebt rein nur noch im Gebirge, wo kein Fruchtbau ist. Hier unten in den Thälern ist Bauernwesen, aber mit Hirtenwesen vermischt und im Kampfe. Die Strebung der Zeit geht zwar auf völlige Überwindung auch der zweiten Stufe; allein durch die Vermischung mit einer Bevölkerung, die im Hirtenleben hängen, wird der sonst leicht gethane Schritt sehr erschwert. So stecken wir also noch zwischen Thür und Angel und die meisten Bewohner sind keines von beiden ganz, sondern halbe Bauern, halbe Hirten, auch manchmal nur Viertelbauern und Dreiviertelhirten. Da treibt die Noth; wenn die Frucht reif ist, wird sie von selbst fallen. Damit aber meine Beleuchtung, daß wir noch sammt und sonders im Hirtenwesen und mehr noch, als man sich gewöhnlich schmeichelt, stecken, lade ich zu einer Betrachtung unserer Zustände ein.

Wir wollen die Beurtheilung unserer Zustände am sichersten Maßstabe nachweisen, an der Stufe, auf welcher sich das Eigenthumsrecht befindet. Wir erkannten als Eigenthümlichkeit des Hirtenstandes das gemeinschaftliche Recht der Bodenbenutzung; als Eigenthümlichkeit aber des Bauernstandes die Besonderheit des Bodenwesens, das eigentliche Privateigenthum. Wenn daher auf Sachsenboden noch beide Stände vorhanden sind und leben, so müssen am Bodenrechte diese Merkmale des gemeinschaftlichen und besondern Eigenthumes wahrnehmbar sein. Sind diese Merkmale da, so ist auch an dem Vorhandensein der beiden Stände in bezeichneter Art nicht zu zweifeln. Wir sehen nach.

Es finden sich auf Sachsenboden theils Allmenden, auch Gemeinweide genannt, und dann auch Privateigenthum. Auf der Allmende kann kein einzelner sagen, welches Stückchen aus der Gemeinweide ihm allein zugehöre. Wohl gehört es auch ihm, aber nur insofern, als sein Vieh darauf weidet. Wie sein Vieh vom Flecken fortgeht und wie anderes darauf kommt, wechselt auch das benutzende Recht, woran alle theilhaben, denn es gehört allen, es ist Allmende, ein gemeinschaftliches Eigenthum. Ebenso finden wir aber auch auf demselben Sachsenboden Privateigenthum, das besondern Personen zugehört. Hier kann der einzelne ein bestimmteres Stückchen Erde als sein beson-

des Eigenthum angeben, das ihm und nicht einem andern gehört. Diese zwei verschiedenen Rechte auf unserm Sachsenboden weisen mit Fingern nach, daß ein Theil unseres Bodens noch auf der Rechtsstufe des Hirtenstandes sich befindet, der andere aber schon auf der Rechtsstufe des Ackerbaues stehe. Inwieweit nun beide Eigenthumsarten, nämlich das allgemeine und das besondere, auf unserem Boden gelten, treiben die Bewohner dieses Bodens theils Hirtenwirtschaft, theils Bauernwesen.

Beide Arten des Eigenthums finden wir bei uns: mithin stehen wir auf zwei Stufen der Rechtsentwicklung. Diese 2 Stufen zeigen sich aber nicht in zwei gesonderten Ständen des Hirtenwesens und des Ackerbaues, sondern in den einzelnen Personen vermischt, so daß nur wenige bloß Hirten und nicht auch Bauern, und nur wenige bloß Bauern und nicht auch Hirten sind. Wären einige bloß Hirten und übten keinen Ackerbau, so gäbe es noch einen Hirtenstand, der als solcher rein dastände; gäbe es Bauern, die vom Hirtenrechte der Gemeinbeweidung keinen Gebrauch machten, oder vielleicht auch kein Recht darauf hätten, so hätten wir auch einen reinen Bauernstand. Nun aber sind die Bewohner des Sachsenbodens in die zwei Stände haarscharf nicht ausgeschieden, sondern es übt jeder die beiden Rechte aus. Man ist Hirte und auch Bauer, und wieder Bauer und auch Hirte. Es ist also eine Übergangsperiode, wo das Hirtenwesen verlassen und der Ackerbau ergriffen wird. Dieser Übergang ist bei den Walachen ein Fortschritt, denn diese thun aus dem Hirtenleben einen Schritt ins Bauernleben, also vorwärts; die Sachsen hingegen verharren auf dem vor siebenhundert Jahren schon errungenen Standpunkt des Überganges, sie befinden sich also im Stillstand. Unter dem König Matthias bis zur Reformation scheint aber die Bevölkerung so dicht gewesen zu sein, daß es wahrscheinlich ist, daß dazumal auch ein reines Bauernwesen unter ihnen stattgefunden habe. Die enorme Anzahl Gewerbsleute auf den Dörfern und die vielen Ackeraine, die wir jetzt zum Theil in Wäldern und andern Gemeinplätzen finden, lassen auf eine so große Ausdehnung des Ackerwesens schließen, daß damals vermuthlich hie und da kein Hirtenrecht unter ihnen gegolten haben mag. Wäre diese Muthmaßung wahr, so hätten diese Ortschaften nur einen Rückschritt gethan. Sie wären aus dem reinen Bauernwesen zum Theile wieder in das Hirtenleben zurückgefallen. Während also die Walachen offenbar im Fortschritt begriffen sind, stehen die deutschen Bewohner entweder im Stillstand, oder haben sogar einen Rückschritt gethan. Genug, auf Sachsenboden ist das Bodenrecht dermalen theils ein hirtliches, theils ein bäuerliches. Wir haben Privatgrund und auch Allmende. Ist aber

unsere Rechtsentwicklung ein Zustand, der auch das Merkmal des Hirtenwesens, auch das Merkmal des Ackerbaues hat, so ist noch zu fragen, ob wir in diesem zwitterhaften Rechtsleben mehr auf der Seite des Hirten, oder mehr auf der Seite des Bauern stehen? Oder ist unsere Stellung mitten zwischen beiden?

Wäre der letztere Fall: so könnte man sagen, wir wären halb Bauern und halb Hirten. Stehen wir aber nicht in der Mitte zwischen beiden Rechtsentwickelungen, so sind wir entweder dem Hirtenwesen näher, oder wir haben die Mitte überschritten und sind dem reinen Bauernwesen näher. Welcher dieser drei Fälle mag für uns gelten? Wir Sachsen sind in der Meinung, unser Bodenrecht habe die Mitte überschritten. Man täusche sich aber nicht durch eine oberflächliche Betrachtung, und scheue die kleine Mühe nicht, die Sache gründlicher zu untersuchen, um sich selbst besser kennen zu lernen. Selbstkenntnis ist niemals schädlich, und oft recht nützlich. Wir haben Allmenden mit Hirtenrecht, Privatgrund mit Bauernrecht, aber es haftet auf dem Privatgrund auch noch ein Communalrecht der gemeinschaftlichen, also hirtenthümlichen Benützung. Halb Bauern und halb Hirten sind wir also nicht, denn, wie die Sachen stehen, ist das Recht des Hirtenwesens wegen der Mitbenützung des Privatgrundes in größerer Ausdehnung, als das Recht des Ackerwesens.

Man wird nicht irren, wenn man, der gezeigten Rechtsentwicklung nach, die dermalige Population in $\frac{1}{4}$ Bauernschaft und $\frac{3}{4}$ Hirtenchaft eintheilt: nicht nach der Zahl der Ausübenden, sondern nach dem Grundsätze des unter uns im Gebrauche befindlichen Eigenthumsrechtes. Das Hirtenwesen, gleichviel, von wem es ausgeübt wird, hat nämlich dreimal mehr Antheil am Hattert oder seiner Benützung, als der Bauernstand. Wir wollen dieses näher nachweisen, um dadurch aus den Träumen über die Culturstufe, auf der wir zu stehen vermeinen, aufzuwecken, da wir noch ein gut Stück zurückhaben, ehe wir zu ganzen Bauern werden. Oder gilt das ganze Bauernrecht? Mit nichten! Welcher Stand also, oder welches Eigenthumsrecht hat denn das Übergewicht? Allerdings das Hirtenrecht, weil das Recht der allgemeinen Benützung sogar auf dem Privatgrunde gilt.

Übt denn nicht die Communität, nämlich zu gewissen Zeiten, ein Mitbenützungsrecht aus und geschieht dies nicht selbst der Form nach durch Beweidung? So ist zwar der Privateigenthümer ein besonderer Eigenthümer seines Bauerngutes, aber er hat einen Miteigenthümer. Der Bauer ist also nicht ein alleiniger und ausschließlicher Eigenthümer seines Privatgutes. Zu einer gewissen Zeit kann wohl der Eigenthümer

sagen: Diese Erde ist mein, ich kann sie allein benutzen! ich allein! Dann kommt aber wieder eine Zeit, wo er dieses nicht mehr behaupten kann, sondern er verschwindet mit seinem besondern Recht und seinen, wiewohl privaten, Boden benützt jeder aus der Gemeinde und er nur wie jeder andere, bloß als Mitglied des Ganzen. Die Communität gesteht also dem Privateigenthümer nur auf gewisse Zeit ein Privatrecht, ein besonderes Recht zu, hebt aber, wieder zu gewissen Zeiten, alle besonderen Rechte oder Privatrechte auf und tritt, durch das allgemeine Recht das Privatrecht verdrängend, in die Mitbenützung. Selbst auf dem Privatboden also, wo das bäuerische Recht zu gelten scheint, ist zeitweise auch das hirtliche im Mitrecht. Auf Privatboden sogar haben also die Rechtsansichten beider Stände noch Geltung. Dagegen benützt die Allmenden das Hirtenwesen allein. Denn diese werden nicht bebauet, sondern beweidet, auch nicht vom einzelnen als solchem, sondern von allen einzelnen, oder von allen. Dieser Boden ist nicht für den einzelnen in Theile zerlegt, sondern auf der Ganzheit ruht das Recht der Benützung und wird von allen gemeinschaftlich ausgeübt. Zwar benützt die Allmenden durch die allgemeine Beweidung auch der einzelne Eigenthümer, aber er übt es nicht als ein besonderes Recht, nicht als Ackerbauer durch Bebauung aus, sondern nur als Gemeindeglied, insoweit er auch Viehzucht treibt. Wären die Allmenden auf die Höfe, Familien, oder nach einem anderen Schlüssel, etwa der Lasttragung, in einzelne Stücke getheilt, könnte jeder seinen Theil für sich benutzen, sei es durch Sichel, Sense oder Haue; so wäre das Bauernrecht in Ausübung, das Privatrecht; so aber, da sie ungetheilt, nur als Ganzes, von allen, gemeinschaftlich, zur Viehweide benützt werden, hat dieser Boden in dieser Rücksicht nur die Rechtsstufe des reinen Hirtenwesens oder der Nomadenschaft.

Üben daher selbst auf dem Privatgrunde Bauernwirtschaft und Hirtenwesen ihre verschiedenen Rechte aus, kommt aber auf den Allmenden nur das bloße und reine Hirtenrecht in Anwendung, so folgt daraus unwidersprechlich, daß bei uns das Hirtenrecht die Vorhand hat, in größerer Ausdehnung ausgeübt wird, daher in offenbarem Vortheil ist, und als bevorzugter Stand auf Sachsenboden angesehen werden darf. Ist aber das Hirtenwesen vorgezogen und im Vortheil, so ist nothwendig das Bauernwesen nachgesetzt und im Nachtheile. Und solches Bewandnis hat es allerdings mit dem Ackerbau und Nomadenwesen bei uns, so ist es und nicht anders. Der Bauer zieht auf Sachsenboden den kürzeren, er hat weniger Recht. Das Hirtenrecht hat auf den sächsischen Gatterten noch immer die größere Ausübung: es hat mehr Recht

Man täusche sich dadurch nicht, daß auch der Bauer Vieh auf die Weide gibt. Er ist dadurch doch im Nachtheil gegen den Hirten. Ein reiner Hirte ist der, der sich bloß von der wilden Viehzucht nährt, ein reiner Bauer der, der gar kein Vieh auf wilder Weide hält. Ein reiner Hirte hat also gar keinen Privatgrund und lebt doch nicht bloß von der Allmende, sondern auch von der zeitweiligen Benützung der Privatgüter. Der reine Bauer macht keinen Gebrauch sowohl von der Allmende, als auch von dem Privatgrund und von seinem Privatgrund nur, insoweit er das Recht des Privateigenthümers ausübt. Sein Recht also sowohl auf der Allmende, als auf dem Privatgrund als Communalrecht übt für ihn der Hirte aus. Nun aber fehlt im dermaligen Benützungsrecht der Viehweide überdies noch die Proportion sowohl auf der Allmende, als auf dem Privatgrund, da jeder so viel Vieh auf beiden Weiden halten darf, als jeder kann. Denn es gibt Privateigenthümer, die weniger Vieh auf den Privatgründen halten, als sie nach ihrem Besitze von Privatgründen halten sollten, und hinwieder gibt es viele Viehzüchter, die mehr Vieh auf den Privatgründen halten, als auf ihren Privatbesitz kommen würde, wenn die Erlaubnis des Viehstandes nach der *Regula societatis*, nach dem Besitze des Privateigenthums ertheilet würde.

Wir wollen diesen Mißstand in eine hellere Beleuchtung bringen. Wir nehmen, um nicht weitläufig zu werden, nur 10 Dorfbewohner an, jedoch jeden einzelnen mit einem verschiedenen Besitze an Privatgründen. Der erste soll 10 Joch Privatgrund haben, der zweite 9, der dritte 8 und so fort, bis letztlich einer vorkömmt, der gar kein Grundeigenthum, oder was dasselbe ist, kein Privateigenthum hat; so wäre das nur wohl die einzig richtige und gerechte Auftheilung, wenn der Privateigenthümer von 10 Joch in der allgemeinen Herde auf Privatweiden ein zehnmal so großes Benützungsrecht hätte, als derjenige, welcher nur ein Joch zur Benützungsmasse hergibt. Der Eigenthümer von 9, von 8, von 7 Jochen müßte, im Verhältniß zu dem, der nur ein Joch eigener Erde zur gemeinschaftlichen Weide hergäbe, neunmal, achtmal oder siebenmal so viel Recht an der Benützung als dieser haben, oder neunmal, achtmal oder siebenmal so viel Vieh halten, als dieser. Es wäre dieses Recht nach der strengsten Gerechtigkeit! Nun aber finden wir hier gar keinen Maßstab. Denn, wer auch nur wenigere Joch zur Ernährung der Herden auf Privatgründen hergibt, oder gar keinen Privatacker hat, kann doch so viel Vieh in der Herde halten, oder so großen Antheil an der allgemeinen Benützung nehmen, als er will. Dieses ist doch offenbar ein Zustand ohne Recht, eine Unbilligkeit gegen die anderen

Besitzer, mithin eine Bedrückung des Privateigenthümers und eine Begünstigung des Nichteigenthümers. Da nur der Privatbesitz den Rechtsstand des Ackerwesens bezeichnet, und der Mangel an Privatbesitz den Rechtsstand des Hirtenwesens bezeichnet, so läßt sich wahrhaftig sagen: der Bauernstand sei im Nachtheile und das Hirtenwesen im Vortheile. Schon also durch diese theoretische Betrachtung springt es in die Augen, daß bei uns der Hirtenstand besser daran ist, als der Bauernstand.

Aber auch durch die praktischen Erfolge kommt die bevorzugtere Stellung des Hirtenwesens zutage. Denn es ist eine allgemeine Erfahrung und eine anerkannte Thatsache, daß der Viehzüchter den Pflüger auskauft. Der Hirte steckt den Bauern in den Sack. Nicht etwa, daß die Viehzucht an sich, und als solche, nützlicher sei und mehr abwerfe als die Pflugarbeit — keineswegs — sondern darum, weil der Hirtenstand bei uns begünstigter ist, als der Bauernstand. Erstens schon in Rücksicht des Ausübungsrechtes auf einem größeren Raume, da das Hirtenwesen nicht nur auf die Allmenden, sondern auch auf die Privatgüter ausgedehnt ist, zweitens aber weil des Bauern eigenthümlicher Grund mit Steuer, mit Zehnten, mit Naturalienlieferungen belastet ist, die der Eigenthümer, der Bauer, allein trägt; dann steckt im Boden noch ein Capital, das der Bauer allein verzinsset, überdies besorgt auch der Bauer allein die Verbesserungskosten, die schützenden Feldzäune u. s. w., zu dem allen der Hirte, als solcher, nichts beiträgt und nur den reinen Nutzen mitgenießt. Die Viehzüchter sind bei uns die Privilegierten, die Drohnen, die auf Kosten der Bienen leben.

III.

Die Aussicht.

Der Hirtenstand ist in der Rechtsentwicklung der Völker der zweite Schritt; er hat also einen Schritt mehr gethan, als der Jägerstand — aber doch einen Schritt weniger, als der Bauernstand. An seinem Orte und zu seiner Zeit ist der Hirtenstand der beste, weil der angemessenste. Da nämlich ist er an seinem Orte, wo das Verhältniß der Menschenmenge zu dem vorhandenen Boden für ihn spricht. Im allgemeinen findet sich dieses Verhältniß da, wo wenige Menschen sind und vieler Boden; oder, näher bestimmt: wo Boden durch Viehzucht auf natürlicher Weide so viel Nutzen abwirft, um gegen diese rohen

Producte die Lebensbedürfnisse befriedigend einzutauschen. In den Gegenden aber, wo die Bevölkerung so zugenommen hat, daß die bloße Beweidung der Erde nicht so viele Tauschmittel abwirft, um die vorhandenen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, da muß sich die Hirtenzeit schließen. Denn die Angemessenheit desselben ist vergangen. Darum ist auch auf Sachsenboden durch die vermehrte Bevölkerung ihre zeitgemäße Angemessenheit vorüber, und nur die eingefleischte Gewohnheit hält uns die Hand vor die Augen, daß wir Augen haben und diese Noth doch nicht sehen. Der Bauernstand bei uns, der so fleißig ist, wie irgendwo in der Welt, welkt sichtbarlich unter dem benachtheiligenden Einflusse des Hirtenwesens. Wie wilder Hopfen sich auf die Obstbäume zieht, mit seinen Ranken von Zweig zu Zweig steigt und die ganze Krone mit dem Blätterdache bedeckt, so hilft sich der Hirtenstand dormalen bei uns durch seine Ranken, daß er den ganzen Bauernstand überwuchert und erstickt. Ohne den Baum krümmt er sich auf der Erde, durch den Baum hilft er sich in die Höhe, an das Sonnenlicht; verdirbt aber diesen, daß er weniger und schlechtere Früchte trägt und verkümmert.

Jedoch ist der Grund dieser auffallenden Verkümmernng des Bauernstandes nicht allein darinnen zu suchen, sondern es hat der Bauernstand auch größere Bedürfnisse bekommen. Diese, natürliche oder künstliche, wahre oder eingebildete, lassen sich ohne Befreiung vom schmarotzenden Hirtenstande nicht mehr befriedigen. Was Privatgut ist, also, was des Bauern ist, muß auch allein vom Bauern genützt werden. Ohnedem hat jeder Mensch einen Hang zur Trägheit, eine Vorliebe zum Müßiggang. Eine Beschäftigung also, wo man das Geschäft der Erzeugung der Natur überläßt, und sich vom Viehe ernähren läßt, ohne dabei sich anzustrengen und abzumühen, sagt allen zu. Es ist ja leichter, im Schatten die Flöte zu blasen, oder hingestreckt zu schlafen und nur dann und wann das zerstreute Vieh zu sammeln, als hinter dem Pfluge zu gehen, oder gebückt in sengender Hitze zu arbeiten. Genießt das Vieh der Freiheit und Arbeitslosigkeit, immerhin: ich gönne es dem Viehe, solange der Mensch ohne Ackerbau leben kann; es weide im üppigen Grafe bis an den Bauch, meinethalben: ich gönne es ihm und noch mehr: ich gönne diese Gemächlichkeit auch dem armen Menschen. Wenn aber die Dichtigkeit der Bevölkerung ein so müheloses Leben nicht mehr zuläßt, wenn aber in der Bepflügung und Besämunng des Erdbodens das alleinige Mittel der Ernährung so vieler gegeben ist, dann verzeihe dem Menschen, Bruder Dchs, wenn du ins Joch mußt, von der Weide in den Stall. Dann verzeihe auch du, Bruder Hirte.

wenn ich dir wehre, hinter meinem Fleiße in Faulheit zu leben. Mein Eigenthum brauche ich für mich und meine Kinder. Du Menschenkind, thue mit deinem Eigenthum auch also, schwitze auch, um zu essen, plage dich auch, um dich zu kleiden, um Abgaben zu entrichten, um Weib und Kinder erhalten zu können. Nicht appelliere ich an deine Einsicht und Beurtheilung, welche Lebensart die leichtere und weniger anstrengende sei, siehe! die geänderten Umstände und die Macht der Verhältnisse gebieten es, wir können beim Hirtenwesen nicht mehr leben. Denn die Erde kann nur, wenn wir Erde bebauen, die Bedürfnisse der vielen befriedigen. Die Vorsehung hat in ihrem Weltgange dich und deine Zeitgenossen in die Nothwendigkeit versetzt, daß du den Hirtenstab ablegen mußt, daß du gezwungen bist, die Hörner des Pfluges zu fassen, die Wahl hast du nicht. Dir, als vernünftigem Wesen, ist nur dieses eine überlassen, welchergestalt du die von dir unabhängigen Verhältnisse vernünftig beherrschen willst. Es ist nicht die Frage: ob wir es thun wollen, sondern nur: wie wir es am vernünftigsten thun.

Mitten in solchen Verhältnissen leben wir schon. Das Hirtenrecht ist nicht mehr in seiner ganzen Wirksamkeit. Denn das allgemeine Eigenthum ist theilweise zu einem besonderen geworden. Selbst das besondere Eigenthum aber hat im Triftzwang noch das Hirtenrecht der Nichtbebauung an sich. Die vermehrte Menschenzahl kann ihre Bedürfnisse nicht befriedigen. So ist es also nothwendig, dem Bauernrecht mehr Ausdehnung zu geben. Zu allererst muß unser noch bestehendes Hirtenwesen geordnet werden, und wieder zuerst das Weidungsrecht des Privateigenthums.

Auf welche Art?

Um mögliche Fehler zu vermeiden, scheiden wir das Weiderecht in 2 Classen, und reden

1. vom Weiderecht auf Allmenden, und dann

2. vom Weiderecht auf Privatgütern, d. h. auf den bekannten

3 bebauten Hattertheilen.

Der Maßstab des Rechtes wird auf beiden Weideplätzen leicht zu finden sein. Also

1. auf den Allmenden haftet nicht das besondere Recht, nicht das Privatrecht, sondern das allgemeine Recht, das Communalrecht, nicht das Recht des einzelnen, sondern das allgemeine, das Recht aller.

Der Maßstab für das Viehhalten auf Allmenden oder auf der Gemeinerde muß daher auch ein allgemeiner sein. Will man in die Ausübung dieses Rechtes ein gewisses Recht bringen, so muß theils bestimmt werden, wer dieses Recht haben könne, und dann theils

in welchem Maße es die Berechtigten ausüben sollen. Also erstens: wer ist berechtigt zur Weidung der Allmenden? Jeder Dorfsbewohner, mit Bürgerrecht und Bürgerpflicht. Ausgeschlossen von diesem Weidegenusse ist nur, wer nicht Bürger ist und keine Bürgerpflichten und Lasten trägt. Die Communität kann aber auch die zur Weidung zulassen, die nicht eigentliche Bürger sind. *Volenti non fit injuria*. Sie treten nur vom ihrigen ab. Aufdringen kann sich aber niemand, noch aufgedrungen werden. Die zweite Frage war: in welchem Maße hat jeder Berechtigte das Weiderecht auf der Allmende auszuüben? Antwort: allen Dorfsbewohnern, die Bürgerrechte und Bürgerpflichten haben, gebühret das gleiche Maß an diesem Nutzungsrecht. Wer gleiche Pflichten erfüllt, hat auf der Gemeinde auch gleiche Rechte zu genießen.

Es fragt sich hier nicht um anderes, als um das Bürgerrecht. Jeder einzelne hat hier das gleiche Recht. So viel Vieh einer auf der Allmende halten darf, so viel ist auch jedem anderen erlaubt. Dieses ist ja auch bis jetzt beobachtet worden. Aber dieses Rechtsbewußtsein blieb bloße Theorie. Jeder hielt so viel Vieh, als er wollte, also ohne Maß. Daher genoß einer mehr, als ihm gebührte, und der andere weniger. Wer wenigeres Vieh hinthat, hatte nicht nur wenigeres Vieh, das mitfraß, sondern das Vieh dessen, der vieles hinthat, fraß auch die Weide ärger ab, daß die Weide weniger Futter gab, als sie bei gleichem Viehstand gegeben hätte. Da ist eine Proportion erforderlich. Man muß zuerst erfahren, wie viel Vieh im ganzen sich daselbst erhalten könne; es kann das Maximum des Weideviehes entweder durch Ausmessung oder durch Abschätzung, oder durch Erfahrung ausgemittelt werden.

Ist diese Summe festgesetzt, dann erst läßt sich auf die berechtigten Dorfsbewohner die Summe des daselbst zu haltenden Viehes leicht auftheilen. Ernähret etwa die Gemeinderde 400 Stück und der Berechtigten im Orte sind 100, so darf jeder 4 Stück halten; ernähret diese Allmende nur 200 Stück, und dasselbe Dorf hat wieder 100 berechnete Bewohner, so kann keiner mehr als 2 Stück halten.

Dieser Schlüssel zur Zulassung ist so gerecht, daß sich keine Einwendung dagegen machen läßt. Mit Einwilligung aller können auch hier Ausnahmen gestattet werden. Mögen die Unzufriedenen wohin immer mit Klagen und Bittschriften laufen — ist nur der Richter gerecht, so wird dieses Rechtserkenntnis über die Art der Allmendenbenützung nicht umgestoßen werden können.

2. Ist man mit der Berechnung und Zutheilung der Viehzucht

auf den Allmenden fertig, so kommt nun die Reihe an die Beweidungsrechte der bekannten 3 Felder des Privateigenthumes. Hier findet kein allgemeines Recht statt, sondern das Gegentheil davon, das besondere, das private Recht auf Eigenthum. Beim Genuße der Allmenden wurden alle ausgeschlossen, die kein Gemeinderecht besaßen, von der Benützung des Privateigenthums werden alle ausgeschlossen, die keine Privatgüter haben, oder nur solche, welche Weide abwerfen. Sie können z. B. Weingärten, Obst- und Gemüsegärten haben, Scheuer, Haus und Hof; das trägt nichts bei. Nur der bekommt Antheil an der Weidenbenützung der Privatgüter, der Privateigenthum hat, welches vom Viehe beweidet werden kann. Weil aber Wiesen mehr Weide gewähren als Acker, so wird im allgemeinen festgesetzt, daß ein Joch Wiese etwa für zwei Joch Ackergrund gerechnet werde. Zwar ist auch ein Unterschied zwischen Wiese und Wiese — Acker und Acker — aber hier genügt diese allgemeine Feststellung dieser Verhältniszahl. Um nun eine Berechnung machen zu können, wieviel auf des einzelnen Privateigenthum komme, so müssen zuerst alle eigenthümlichen Gründe zusammengerechnet werden. Hiedurch erfährt man, wie vieler Weidegrund im ganzen ist. Dann kommt zu bestimmen, wieviel Vieh sich darauf erhalten könne. Dies weiß man nach den Erfahrungen der Landwirthe, die sie bereits gemacht haben, oder machen werden, und erkennt dann, wieviele Stück Vieh sich auf dieser Weidefläche Jahr für Jahr ernähren können. In diese Summe des Weideviehes theilen sich nun die Besitzer der Privatgründe in dem Verhältnisse, als sie zur Viehweide Privatgründe hergegeben. Denn jeder bekommt dann nach Proportion seines Beitrages zur allgemeinen Weide auch seinen ihm gebührenden Theil. Mehr nicht, weniger nicht. Sein gebührender Theil ist eben bestimmt durch die Anzahl seiner Gründe, die er zur Massa dieser Viehweide hergibt.

Nehmen wir beispielsweise an, es betrüge die Weidefläche dieser Privatgüter 1000 Joch, darunter befänden sich 200 J. Wiesenerde, so erhielten wir im ganzen 1200 J., nämlich

1. 800 Joch Ackererde, und

2. 200 Joch Wiesenerde. Das sind nun in Beziehung auf die Weide nicht bloß 1000 Joch, sondern 1200 Joch, weil wir 1 Joch Wiese zu 2 Joch Ackerweide rechnen.

Die nähere Bestimmung trifft das Vieh. Denn großes Vieh verzehrt mehr Futter als kleines. Es kann also nicht ein Vieh schlechtweg gegen ein anderes gerechnet werden. Es ist wie zwischen Wiesen und Äckern ein Unterschied zu machen! Unmaßgeblich kann als Einheit eine Kuh angenommen werden. Auf sie rechnet man 1 Joch Ackererde,

zur Ernährung eines Ochsen und ausgewachsenen Pferdes das Doppelte, also auf 1 Ochsen 2 Joch. Auf einen starken Ochsen rechnet man 2 schwache Ochsen oder 2 Kühe, oder 2 dreijährige Kälber. Eine Kuh gilt soviel als ein dreijähriges Kalb, dieses ist gleich 2 zweijährigen oder 3 einjährigen oder gleich 5 Schafen u. s. w. Die ökonomischen Schriften geben hier hinreichende Winke; nur müssen für inländische Klassen und Ansichten von Ernährung Abänderungen zugelassen werden.

Auf diese Art kann man jedem seine Viehzahl auf der Weide nach seinem Besitzstande in gerechter Weise ausscheiden. Nach diesem Maßstabe also können auf dem angenommenen Hatterte sämmtlicher Privatgründe 600 große Ochsen leben, oder 1200 kleinere, oder ebensoviele Kühe und dreijährige Kälber oder 9600 Schafe u. s. w.

Weil wir aber nicht nur einerlei, sondern mancherlei Vieh halten, haben wir auch nicht nur aus einerlei Viehgattung die Herden. Dazu kommt noch, daß die verschiedenen Hauswirte verschiedenes Vieh haben. Es muß deswegen bei der Auftheilung für den einzelnen auch auf die Viehgattung Bedacht genommen werden. Es fragt sich dabei entweder nach dem Ackerbesitze, oder nach dem vorrätigen Viehstande.

1. Frage: Wie viel Joch Ackerland oder Wiese gibst du, oder hast du in der allgemeinen Weidefläche?

Antwort: 9 Joch Ackererde und 2 Joch Wiesenerde, das macht im ganzen 9 und 4, d. i. 13 Joch.

Bescheid: Du kannst also 6 große Ochsen halten und eine Kuh, oder 13 Kühe, oder ebensoviele dreijährige Kälber, oder 104 Schafe.

Oder 2. Er sagt seinen Viehstand und will wissen, ob er genug, zu viel oder zu wenig Vieh, nach seinem Besitzstande, hat.

Frage: Wieviel Vieh hast du?

Antwort: 2 große und 2 schwache Ochsen, 3 Kühe, 1 dreijähriges Kalb, 2 zweijährige, ferner 12 Schafe.

Berechnung.

2 große Ochsen sind gleich	4	Joch,
2 schwache " "	2	"
3 Kühe " "	3	"
1 dreijähriges Kalb "	1	"
2 zweijährige Kälber "	1	"
12 Schafe "	1½	"
	<hr/> 12½ Joch.	

Bescheid: Du hast weniger Vieh, als du halten kannst. Es gebührt dir noch Vieh auf 1 Joch.

Wenn also bei der Benützung der Viehweide die Gerechtigkeit berücksichtigt würde, hätten die Berechtigten, um die ganze Competenz zu erfahren, zu dem Antheil an der Allmende nach dem Antheile an der Weide auf Privatgütern hinzuzuthun, und könnten, ohne Beeinträchtigung anderer, ohne Schmälerung eigenen Rechtes, sich den Viehstand für beide Weiden berechnen.

Ob unsere Dorfcommunitäten den erforderlichen guten Willen haben, um zur Ausführung zu schreiten, oder um den Versuch zu machen! Es kommt darauf an, die Berechnung zuerst nur für sich zu machen und dann zur Besprechung anderen mitzutheilen, bis sich darüber eine Meinung bildet. Gar viele glauben, daß sie dann nicht soviel Vieh halten könnten, wie jetzt, und eben wegen dieser Befürchtung, die jedoch nur in der Luft schwebt, wollen sie es auch zu keiner Berechnung kommen lassen.

Diese Regelung des Viehstandes in den Herden ist zur Erleichterung und Unterstützung der Privateigenthümer ein sehr dringendes Erforderniß, und es werden sich in den vielen Communitäten doch auch Menschen finden, die für Verbesserungen soviel Zeit erübrigen, um eine solche Berechnung zustande zu bringen. Die Noth wird hiezu sicher einmal treiben. Schon unendlich hat der Besitzer liegender Gründe hiedurch gewonnen, und es ist zu wünschen, daß die Ausführung überall nicht lange anstünde.

Das Übel liegt aber tiefer, als daß dem Bauernstande hiemit gründlich geholfen werden könnte. Wenn auch diese Regulierungen geschehen sollten, so werden sie doch nicht von langer Dauer sein können, weil die Dichtigkeit der Bevölkerung gänzliche Abstellung des reinen Brachfeldes und aller Herden mit Ungeßüm verlangt. Diese Regulierung der Viehherden wäre also nur eine vorläufige Abschlagssumme auf eine erst künftige ganze Abzahlung. Die gänzliche Abstellung der Herden und Abschaffung der Brache ist da im Erforderungsfalle, wenn und wo die dermaligen zwei Florsfelder die vorhandene Menschenmenge nicht hinreichend ernähren, wo also mehr Erde zur Ernährung erforderlich ist. Größer aber kann man den Hattert nicht machen — man sieht sich also bestimmt, auch das Brachfeld zu besäen, und keine reine Brache mehr zu halten. So wächst der Raum der Tragbarkeit, ohne daß der Hattert erweitert wird. Durch die Losprechung der Privatgüter vom Triftzwang tritt das Eigenthumsrecht auf seine letzte Stufe: es wird Eigenthum im vollkommensten Sinne. Das Mitbenützungsrecht hört ganz auf. Es hat es weder die Communität noch sonst jemand. Der Eigenthümer wird vollkommener Herr seines Grund und Bodens.

Mit den Almenden wird dasselbe geschehen! Wenn es für die vermehrte Bevölkerung einer noch größeren Baufläche bedarf, so werden davon Auftheilungen gemacht werden, und alle einzelnen Stückchen der aufgetheilten Almende werden dadurch in Privateigenthum verwandelt. Zwar werden auch hier zu gewissen Zeiten die Herden gehen, bis sie auch von hier weichen müssen, und die Auftheilungen dadurch zum vollkommenen Eigenthum werden. Dies ist die Bahn der natürlichen Entwicklung des Bodenrechtes.

Jedes neugeborene Kind schlägt einen Nagel in den Sarg des Hirtenwesens. Unaufhaltsam geht es seinem Grab entgegen, so wie der Ackerbau seiner Erlösung und Vollendung. Nur Friedensjahre und gesunde Zeiten, es wird hiezu sehr schnell kommen. Die Entwicklung der Rechtsbegriffe, ihre Anwendung auf den Boden und dessen Verwendung kann nach den Erfahrungen anderer Länder und nach der Voraussage der besten nur mit dem vollkommenen Eigenthum, nur mit einem gartenmäßigen Anbau schließen. Bis aber der Ackerbau dem Hirtenstand den Grabeshügel macht, wird er noch genug von ihm zu leiden haben.

IV.

Das verschiedene Rechtsbewußtsein.

Der Nomade fühlt sich durch den Ackerbau in seiner Erwerbsart gehemmt und eingeschränkt. Ohne Einsicht in die Entwicklung menschlicher Zustände begreift er nicht, daß aus dem Hirtenwesen mit Nothwendigkeit sich der Stand der Ackerbauer und dadurch der Rechtsbegriff des Privateigenthumes entwickeln muß. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn er die Erwerbsart seines Standes, die ihm bei körperlicher Schonung große Vortheile in die Hände liefert, selbst dann auszuüben sucht, wenn sie dem Ackerstande zum Nachtheil gereicht. Den Wert des besonderen Eigenthumes für menschliche Ausbildung begreift er nicht, es leuchtet ihm nicht ein, daß es eine Entwicklung des Rechtsbegriffes ist, die der Vollkommenheit des Menschengeschlechtes zugute kommt. Daher kann auch in seinem Bewußtsein die Achtung dafür keine Wurzel schlagen. In den Hirtenköpfen steckt das Vorurtheil, daß das allgemeine Eigenthumsrecht, das in der Beweidung durch alle ausgeübt wird, ein menschlicheres Recht sei, als das ausschließende Privateigenthum. Wie wenn eine durch die Vermehrung der Menschen herbei-

geführte und von der Nothwendigkeit gebotene und von der Vernunft getroffene Einrichtung nicht eine menschliche, eine gleich gerechte und Gott ebenso wohlgefällige sei! Am liebsten hört daher der Hirtenbube den Großvater von der glücklichen Zeit erzählen, wo das Vieh das übergroße Weidegras nicht habe abweiden können, und, nach Ausgang des Winters, damals noch so viel Feld übrig geblieben sei, wie jetzt auf den Wiesen im Florfelde. Aber nun werde alles vom Pfluge und der Haue umgewühlt, und die guten Zeiten, wie er sie noch geschmeckt, seien vorüber.

Man sieht, des Hirten Ideale leben in den Zeiten der wenigeren Menschen, und der Compaß seines Herzens ist auf die Zustände der Vergangenheit gerichtet. Für den Hirtenstand war damals freilich die goldene Zeit, damals war für ihn auch die rechte Zeit. Die Verwandlung der Gemeinerde in Privatbesitz erscheint ihm daher als eine Verkürzung und Schwäherung des Menschenrechtes, als eine Versündigung an seinem Stande, weswegen er sich denn auch weniger ein Gewissen daraus macht, die Privatgründe hirtenthümlich zu benutzen und auszuheben. Da sein hirtlicher Lebensunterhalt durch den Ackerbau geschwächt wird, ist ihm Privateigenthum nicht nur eine verhasste Schranke, sondern auch eine Aufforderung, diese Schranken zu überspringen, so oft er es ohne Gefahr der Bestrafung zu thun vermag. Mit seinem Gewissen im Reinen, verlegt sich seine Moral auf das Gebiet der List. Macht man ihn darauf aufmerksam, daß Abweidungen jetziger Privatgründe Diebstähle seien, so will er nicht begreifen, wie die Sättigung hungrigen Viehes eine von Gott verbotene Sache sein könne. Weiden im Gras und Holzstehlen gilt ihm für keine Sünde, weil man ja nicht darum gehäufelt habe. Thut er in den Weizenfeldern Schaden, so beschwichtigt ihn der Gedanke: dem Eigenthümer bleibt noch genug, er spürt es nicht, er hat noch übrig. Treibt man ihn mit der Bemerkung in die Enge, daß hier geackert und gearbeitet sei, und zwar nicht durch ihn und auch nicht für ihn, so ist auch da noch ein Thürchen offen: arme Leute müssen auch leben.

Diese Behandlung des Privateigenthumes könnte zum Zeugnis dienen, daß der Communismus im Princip da sei, und es fehle nur die Organisation. Sei das aber auch nicht der Fall, so beweisen solche Äußerungen doch wenigstens eine große Geringschätzung des siebenten Gebotes.

Aus dieser Betrachtung geht hervor, daß zwischen Bauernstand und Hirtenwesen ein geheimer Krieg ist. Diese Feindseligkeit entspringt nicht aus dem Grundwesen der Personen, oder aus der Nationalität,

sondern aus den entgegengesetzten Lebensarten und Rechtsansichten vom Eigenthum.

Man hat sich oft gewundert und schon oft die Frage aufgeworfen, warum denn die sächsischen Aderbauer und die walachischen Viehzüchter sich nicht besser meinten und nicht besser vertrügen, und hat es der Fremdartigkeit der Nationalität zuschreiben wollen. Die Keime eben dieser Entgegensetzung liegen nicht auf der Oberfläche der Kleidung und der Sprache, sondern in der verschiedenen Rechtsansicht, in der Entwicklung des Begriffes über das Mein und Dein, im allgemeinen und besondern Eigenthum. Mithin liegt die Kluft in dem Punkte, wovon alle heutigen Staaten ausgegangen sind; die beiden Stände: Bauernwesen und Nomadenthum, gehen auf der Wurzel aller unserer socialen Verhältnisse auseinander. Zwei Stände, deren einer zurück ist auf dem allgemeinen Recht, der andere aber sich bereits durchgearbeitet hat bis zum besondern Recht, können in wahrer, innerer Eintracht nicht leben. Sie können wie ein zwistiges Ehepaar einen äußerlichen Ehestand bilden, aber bei aller sonstigen Gemeinschaftlichkeit der Arbeiten, der Ausgaben und Einnahmen, fehlt ihnen die Einheit der Seelenstimmung, welche das wahre Sacrament der Ehe ist.

Der Hirtenstand und der Bauernstand mahnen mich an zwei Nachbarn, die sich nicht schlagen, noch schimpfen, noch eigentlich sich Übles gönnen, aber doch nicht recht Freund sein können, weil einer viele Hühner hält, die dem anderen Nachbar über jede Planke fliegen und in seinen Gärten alles verscharren, der viele Schweine hält, die jenem Tag für Tag im Hofe sind und ihm alles verwühlen, und jedes Obst, das vom Baume fällt, wegfressen u. s. w. Man hält sich's ja zugute, man hat ja lange Geduld, aber so gut können sich diese Nachbarn nicht sein, als sie's wären, wenn sie gleiche Freude am Gartenwesen hätten, und gleichmäßig ihr Eigenthum gegenseitig respectierten. Die unausgesetzten, nur nach den Jahreszeiten wechselnden Beschädigungen und Belästigungen des einen durch den anderen legen zwischen ihre Herzen einen Keil.

Zufälliger, aber unglückseligerweise liegen nun diese zwei Verschiedenheiten der Rechtsansicht über Eigenthum unter uns zugleich auch in der verschiedenen Nationalität. Die walachischen Bewohner sind nämlich größtentheils der Viehzucht ergeben, die sächsischen größtentheils dem Aderbau zugethan. Das ist es, daß sich die innere Verschiedenheit der Rechtsprincipien äußerlich als nationaler Widerwille äußert. Nicht deswegen, weil dieser ein Deutscher und jener ein Walache ist, fließen die Elemente nicht ineinander, sondern weil der Deutsche als Pflüger, und der Walache als Viehzüchter von zwei verschiedenen

Grundansichten des Lebensunterhaltes ausgehen, und sich also das daraus fließende Leben im täglichen Verkehre als eine Entgegensetzung, als eine Ausschließung offenbart.

Wenn es aber zu bedauern ist, daß auf gleichem Boden der erwünschte Friede in den Gemüthern nicht durchgängig wohnt, oder die wahre Wohlmeinung und Gewogenheit fehlt; so drängt sich die Frage vor allen in den Vordergrund: wie bringt man denn hier nun eine Ausöhnung zustande, die so wünschenswert fürs Ganze, und so wohlthätig für beide wäre!

Meiner festesten Überzeugung nach nur durch die Hebung des Widerspruches, der in den beiden entgegengesetzten Rechtsprincipien des Eigenthumes liegt. Mit anderen Worten: das Romadenprincip der gemeinschaftlichen Güterbenützung (der älteste Communismus) muß gänzlich beseitigt und das bereits anerkannte Recht des besonderen Eigenthumes zum ausschließlichen und vollkommenen erhoben werden.

Es soll eine Rechtsansicht Geltung haben, nur einerlei liegendes Eigenthum sein. Dazu sind 2 Schritte nöthig. Die gemeinschaftliche Benützung des Privateigenthumes hört auf; oder, weil diese gemeinschaftliche Benützung in der Beweidung durch die öffentlichen Herden ausgeübt wird, so besteht der erste Schritt darinnen, daß fremdes Vieh vom Privatgrunde für immer für ausgeschlossen erklärt wird. Hiedurch wird das besondere Eigenthum zugleich ein ausschließendes und vollkommenes. Den zweiten Schritt kann man thun durch die Auftheilung der Gemeindeweide an die sämmtlichen Ortsbewohner. Der allgemeine Grund wird also zum Privatgrund gemacht.

Dadurch kommt der Ackerbau in den Zustand der Entfesselung, der Freiheit. Die Bevölkerung tritt hiedurch aus einem minder vollkommenen Rechtszustand in einen vollkommeneren über.

Die Obrigkeit hat ein Recht und eine Pflicht, ohne auswärtige Aufforderungen noch abzuwarten, diese neuen Einrichtungen zu treffen. Zum Begriffe einer christlichen Obrigkeit gehört nicht nur die Verwaltung einer bereits bestehenden Anordnung, sondern auch die Herbeiführung neuer Einrichtungen, wenn sie erforderlich sind. Nur in dem Volke, wo diese Organisationskraft thätig ist, lebt eine Zukunft. Wo bloß die Administrative noch in einem Volke lebt, jede Ersetzung abgestorbener Organe aber fehlet, da geht's bergab ins Grab. Sind daher die alten Feldeinrichtungen für unsere veränderten Verhältnisse nicht mehr ausreichend, so stellt sich die Nothwendigkeit heraus, neue zu schaffen.

Es ist eine recht traurige Wahrnehmung, daß unser Volk so arm an Selbstforge, Selbstrath, an Selbsthilfe sich bezeigt; daß man

nicht folgt, wenn es nicht heißt, es sei von höheren Orten befohlen, daß man so wenig unternimmt, wo man auch in seinem Rechte ist. Halt mich, Bruder, sonst fall' ich um, sagt wohl ein Trunkener oder den ein Schwindel anfällt; wer aber gesund ist, macht sein Rückgrat fest und steift sich auf die Füße und fällt nicht. Man hat uns zu viel gegängelt, zu viel auf dem Arme wie Kinder getragen, darum wanken die Beinchen so leicht, darum gehen wir so läppisch, wenn die leitende Hand fehlt.

Darum wollen wir auch oft nicht gehen, weil wir fürchten zu fallen. So wären wir beinahe zur Tretmühle geworden, die nur geht, wenn sie getreten wird, und alsbald steht, wenn sie nicht mehr getreten wird.

Die Gebote unserer Pflichten predigt man uns immerhin vor: Gehorsam muß sein; aber ein Unterricht zur Begeisterung für Recht und Befugnis thut uns noch mehr noth. Die Erziehung zur Selbstständigkeit geschieht aber nicht nur durch die Gewöhnung an Gehorsam, sondern auch durch die Gewöhnung an Selbstbestimmung. Der Staat muß Unterwerfung des Willens unter die Zwecke und Mittel der allgemeinen Wohlfahrt verlangen — aber einen bloßen passiven Willen, ohne eigenes Selbstgefühl, Selbstachtung, Selbstsorge, Selbstbestimmung haben nur die asiatischen Despoten verlangt und auch erzwungen. Darüber sind sie aber auch in Fäulnis gerathen und zugrunde gegangen. Eine christliche Obrigkeit macht sich zur Aufgabe, ihre Völker zur Vernünftigkeit zu erziehen, Erziehung zur Vernünftigkeit ist eine Erziehung nach Grundsätzen.

Darinnen besteht die rechte Freiheit, daß wir nach den Forderungen der Vernunft leben, oder nach dem Willen Gottes. Wie nun dieses die Aufgabe für die Erziehung jedes einzelnen ist, so ist es dieselbe Aufgabe für jede einzelne Gesellschaft.

Selbstständigkeit ist die Krone am Ziele; Angewöhnung zwar zum Gehorsam und — zugleich — zur Selbstthätigkeit sind die zwei Mittel hiezu. Diese Regel geht durch die ganze Welt, sie gilt in allen Verhältnissen, sie ist die Aufgabe aller Jahrhunderte. Als allgemeine Regel finde sie auch in unserem Volksleben — auch in der Volkswirtschaft statt.

Die Verwaltung allerdings sorgt für das Ganze durch Gehorsam gegen bestehende Einrichtungen, die Organisationskraft aber für die Wohlfahrt des einzelnen durch Erschaffung neuer Werkzeuge und Mittel und Formen, die sie, wie die Schnecke das Haus, selbst baut,

in dem sie leben soll. Zur vollkommenen Lösung der Aufgabe müssen beide beitragen.

Ist dies wahr, so hat die Verwaltung unserer landwirtschaftlichen Zustände zwar allerwege darauf zu achten, daß Gebote und Verbote befolgt und in Ehren gehalten werden — aber sie soll bescheiden auch der Selbstthätigkeit das andere Theil überlassen, neue Einrichtungen in der Feldwirtschaft zu treffen.



Der Sprachkampf in Siebenbürgen.

(1842.)

An den freundlichen Leser!

Vorliegende Abhandlung sollte als Abdruck einer allgemein verbreiteten Ansicht meines Völkchens, daher auch, ohne Nennung meines Namens, als unmaßgeblicher Zeitungsartikel, erscheinen. Meine Worte copierten bloß die öffentliche Gesinnung; ich bekannte mich nicht zur Vater-schaft, sondern genoß die Schuldblosigkeit eines bloßen Hebammendienstes. Auf besondere Nöthigung trägt nun das Werkchen meinen Namen an der Stirne, aus Gründen, die den Leser wenig angehen. Freilich — hätte ich dieses ahnen können, so hätte ich für die selbständigere Ausstattung vielleicht liebevollere Sorge getragen. Einem vorüberflatternden Zeitungs-blatt trägt man weder lange den Groll nach, noch setzt man eine scharfe Brille bei der Beurtheilung auf die Nase. Steht gleich manche dieser Ansichten auf festem Boden, so könnte es sich doch leicht zutragen, daß sie weniger bewanderten oder gar auswärtigen Lesern als in der Luft schwebend erscheinen. Daher Rückweisungen auf heimatlische Gesetze, Geschichte und Tagesereignisse nicht ohne gewesen wären. Mit dem ist's aber für diesmal vorbei. Als Blätter für die Aufrecht-haltung des Deutschthums in Siebenbürgen werden sie, um der Sache willen, die in Frage gestellt ist, auch ihre Gegenmeinung finden. Wollen diejenigen Herren, welche der allgemeinen Magyarisirung das Wort reden, zur gerechteren Beurtheilung dieses Gegenstandes mir das auch von ihnen geübte Recht einräumen, eine eigene Meinung haben und vertheidigen zu dürfen, so muß ich selbige nur um die Gefälligkeit bitten: meine persönliche Wenigkeit aus dem Spiele zu lassen, und ihre Waffen lieber auf das Werkchen selbst zu richten. Es wäre dieses nicht nur edelmüthig, sondern auch sachgemäß! Schütten Sie mir aber die Lauge demohnachtet über meinen Kopf: je nun, so

rein ist er nicht, daß nichts abzuwaschen wäre. Für die Haare fürchte ich aber nichts. Denn ich trage keine Perücke, und da meine Haare feststehen, ist mir vor einer Glaze nicht bange. Vale et fave.

Der Sprachkampf in Siebenbürgen.

Motto: Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Säusen wohl, aber du weißest nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Ev. Joh. 3, 8.

Vorwort.

Die Magyaren haben, als Volk, ihre Eigenthümlichkeit bewahrt, während zahlreichere Schwärme der großen Völkerwanderung mit Stumpf und Stiel ausgerottet und verschwunden sind. Ihre wunderbare Erhaltung verdanken sie nicht der Magyarisierung ihrer Mitnationen, sondern der Annahme und Aneignung dessen, was den Völkern Bestand und Zukunft gibt. Ihre orientalischen Götzen warfen sie weg und knieten vor das Kreuz: die orientalische Despotie gaben sie auf und machten sich einen erblichen, aber constitutionellen König: sie änderten ihre militärische, auf hin und her basirte Verfassung, und nahmen die fränkische Eintheilung in Comitate, also nach festbleibenden Orten, an: endlich schlossen sie durch Bündnisse und freundschaftlichen Verkehr, durch Künste und Wissenschaften, mit dem Abendlande sich die Thore der künftigen Erhaltung auf. Nicht also durch Ausstoßung des Fremden, sondern durch Annahme ward aus der reitenden Horde ein europäisches Volk. In diesem langen Zeitraume hat es nicht an Krisen, auch nicht an Rücksällen gefehlt. Mehr als einmal empörte sich der orientalische Geist und sehnte sich nach den alten Zuständen der Ungebundenheit. Der dermalige Sprachkampf ist eine neue Krise, wie ich fürchte, für sie und ihre Mitnationen eine bedenkliche und gefährliche. Als der magyarische Schwarm sich in Pannonia niederließ, drängten sich die slavischen Ureinwohner links und rechts und machten sich Platz. Da sie aber noch unbrauchbaren, wüsten Raum zwischen sich fanden, beriefen sie Colonisten aus Deutschland, diese Plätze anzubauen. Von hier schreibt sich die Verschiedenheit der Landesbewohner her. Die Slaven sind Ureinwohner — die Magyaren Eroberer — die Deutschen berufene und verbriefte Einwanderer. Diese drei Volksstämme haben in dem=

selben Lande nun seit geraumer Zeit gelebt. An Reibungen hat es nicht gefehlt. Die ungarischen Könige sahen sich oft in die Nothwendigkeit versetzt, den Slaven gegen seinen Brotherrn zu schützen, und die Inschrift auf dem Banner der sächsischen Comes, *Ad retinendam coronam*, heißt nicht nur: Zur Beschützung des Königsgebietes gegen außen, sondern auch gegen aristokratische Anmaßungen im Innern. Oft und oft, dies beweisen die *Articuli diaetales* und *Privilegia*, betrachtete sich der magyarische Adel im Verhältniß zum Slaven als: *fruges consummere nati*, und der Sachse galt ihm für ein *peculium*, d. i. für ein Lastvieh, das die Ausgaben des Landes durch Steuern erschwingen sollte. Bei alledem gab es auch ziemlichen Frieden, und die Zeit hat manches Eck und manche Spitze abgebrochen und abgeschliffen. Das mütterliche Land war gesegnet genug, diese 3 Nationen in Pannonien an ihren Brüsten zu säugen, und alle drei haben im Innern gebauet und die Haushaltung betrieben, und nach außen mit gleicher Aufopferung die Brust geboten. Die neue Lehre unserer Tage, daß man magyarisch sprechen müsse, um der Heimat würdig zu sein, ist bisher nicht erhöret worden. Der Magyare aß das Brot, wenn in die Furchen auch slavischer Schweiß getropfet worden; der Magyare kleidete sich in deutsche Erzeugnisse, wenn sie auch nicht von magyarischen Händen gewoben waren, und wenn das Schwert zu ziehen war, stieß der Magyare den Slaven nicht vom Schlachtplatz, weil er Gott nicht Isten hieß, noch verschmähte er die deutsche Burg, wenn er vom flachen Lande spornstreichs einsprengte, wenn ein deutscher Mund ihn willkommen hieß. Nun aber kommt ein neuer Wind geblasen, man höret sein Sausen wohl, man weiß aber nicht, woher er kommt und wohin er fährt. Dermalen gerade war Friede im Lande. Die Unterthanen ertrugen ihre Lasten. Denn die Hoffnung führte das *Urbarium* hinter sich, und uns Sachsen ward, als Bürgerlichen, philanthropischer und kosmopolitischer und humaner Weihrauch auf dem 1834er Landtag reichlich gestreut. Mittlerweile führt das Königreich Ungarn das *Urbarium* ein, beschließt aber zugleich, den anderen Nationen die Sprache zu nehmen. Ich weiß nicht, haben sie mehr gegeben, oder beabsichtigen sie mehr zu nehmen. Seit dies in Ungarn, unbegreiflicherweise, vor sich gegangen, steht auch der magyarische Adel in Siebenbürgen wie auf einen gegebenen Trompetenstoß auf, und läßt diesen nämlich, unglückseligen Gesetzesvorschlag, zum Verderben des Landes, wie Simson Füchse mit brennenden Schwänzen in die Kornfelder der Philister. Ungarn ließ zuvor dem Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren im *Urbarium*, und muthete nur nachträglich erst dem Nichts

magharen die fremde Sprache an. Es erschien demnach dieser Sprachzwang nebenbei doch als eine Zulassung zur Sprache des gnädigen Herrn, also immerhin als eine Art Vergünstigung. In Siebenbürgen hingegen lehrt es der magharische Adel um, er läßt die Unterthanen im bisherigen Mißverhältnisse, und will nur nachträglich, wenn der Unterliegende auf magharisch um Gnade und Erbarmung geflehet hat, dem besseren Gefühle nachgeben.

Der Klausenburger Gesetzesvorschlag in Betreff der Geschäftssprache hat eigentlich nur zwei Theile:

1. Wie Ungar und Szekler sollen alle anderen Nationen, die auf unserm Grund und Boden leben, freie, adelige oder unterthänige, hinfort magharisch reden.

2. Euch Sachsen lassen wir einstweilen das Rechtchen, zu Hause eure Muttersprache zu reden.

Noch ist dieser Vorschlag durch den Beitritt der Regierung nicht zum Gesetz erhoben worden, und die Deutschen, als dritte ständische Nation, haben dawider, zur Emporhaltung ihrer gleichen Gerechtsame, eine Protestation eingelegt. Kann ich daher auch nicht verbeißen, daß die Deputierten meiner Nation ihr Sigill unter den verhängnisvollen Vorschlag beigebracht haben, so lebe ich doch noch immer der Hoffnung auf die Gerechtigkeit des Allerhöchsten Hofes. Allerhöchst derselbe hat zwar denselben Vorschlag in Ungarn bestätigt, aber dort sind die Deutschen keine abgesonderte, integrierende Mitstandschast; hier aber, bei unseren eigenthümlichen Rechtsverhältnissen, stehet zu erwarten, die gesalbte Hand werde unter den vorgelegten Aufsatz ein gnädiges Displieet setzen. Dies erwarten wir von der deutschen Regierung aus ihrem eigenen Interesse und um unserer gerechten Sache willen. Der selige Kaiser Franz hatte nicht umsonst zu seinem Wahlspruche: *Justitia est fundamentum regnorum*, und sein gleichherziger Sohn handelt zuverlässig, wie er spricht: *Recta tueri*. Dieses, dieses verlangen wir, das *justum* und das *rectum*, nur nichts weiter. Denn

1. sind die Deutschen in Siebenbürgen ein Mitstand, ebenfogut, als Ungar und Szekler, und in Gerechtsamen der Landesstandschast um kein Haar geringer, als diese beiden;

2. ist der Artikel XXXI. des Landtages 1791 mit seinem Status quo, als Restitution der durch Kaiser Josef II. umgeänderten Verfassung, historisch zu interpretieren. Der Status quo ist nicht der allerletzte Status vor dem jetzigen 1842er Jahre, sondern der Status vor 1791. Dieser Status vor 1791 ist das Privilegium Andreanum — die Union — und das Diploma Leopoldinum.

3. Ungar und Szekler wollen, statt des Latein, hinfort ihre Muttersprache gebrauchen. Wir Deutsche nicht mehr und nicht minder. Ebenjowenig als wir euch, Landesbrüdern, unsere deutsche Sprache aufdringen wollen, ebenjowenig wollen wir uns euere aufdringen lassen.

Dermalen heißt's noch: *sub iudice lis est*. Der Gesetzesvorschlag wird sammt der Protestation an den Stufen des Throns niedergelegt werden. Es ruht mithin die Entscheidung in heiligen Händen.

Noch ist's nicht Gesetz — noch ist's also erlaubt, dafür und dawider zu sprechen, und die Stimme der entschiedensten Mißbilligung ist keine Aufreizung gegen Gesetz und Verfassung. Diese Frist benütze ich denn, *pro domo* zu reden.

Wären die magharischen Herren in Klausenburg auch einer deutschen Mutter unterm Herzen gelegen, wie ich, würden sie auch deutsch reden, und zugleich auch für das Deutsche reden, wie ich. Außer dieser Anhänglichkeit an die Muttersprache, vermöge deren jeder so spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, finde ich noch ein gemeinsames Kästchen, aus dem jeder Schnabel herauswächst. Bei Vögeln heißt dieses Kästchen: Schädel, bei Menschen: Kopf. Und hier in diesem Ladel finde ich nicht magharische Protokolle, sondern ein für alle Sprachgenossen verständliches Menschenrecht, das jedem gilt für seine Muttersprache. Denn der Mutterleib und das Elternhaus ist nicht nur die erste Stelle unseres Daseins, da, wo sich der allgemeine Strahl des Menschlichen prismatisch in die Farben der Nationalitäten spaltet und bricht, sondern aller Sittlichkeit und alles Glaubens *sanctuarium*. In dieses Allerheiligste kann kein Waibel eindringen, darf sich kein Gerichtsdiener wagen. Denn Gott hat da seinen Altar gebauet. Hier und sonst nirgends brennt die Opferflamme der reinsten Liebe im Mutterbusen, die Flamme des reinsten Vertrauens im kindlichen Herzen.

In der Überzeugung des Rechtes gehe ich daher meines Weges und rede so, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Möglich ist's, daß mein und anderer Wasserbächlein im Laufe gedämmt und dadurch aufgehalten wird — allein der ewige Zufluß aus der Quelle des Lebens wird bald eine Erhöhung des Dammes erfordern, und endlich einmal wird in dieses Gesetz, wie in den wohlverwahrtesten Damm, ein Maulwurf ein Loch schaufeln. Der Damm wird trocken stehen bleiben, und das gesammelte Wasser wird, nicht mehr murmelnd und plätschernd, zwischen seichten Ufern fließen. *Discite justitiam moniti, nec temnere divos*.

Noch ist der Gesetzesvorschlag nicht Gesetz — noch darf man dawider reden, frei und offen, wenn nur mit Achtung vor der heiligen

Krone, wenn nur ohne Kränkung der Ehre, des Gewissens oder der Rechte eines andern. Euch, ihr Edlen der Vorwelt, euch frommen und verstorbenen Ungarn, Szeklern und Sachsen, verdanken wir die Gewissensfreiheit, die Redefreiheit, die Lebensfreiheit. Wir können glauben, was wir hoffen dürfen, vor Gott verantworten zu können, viele Länder sind darin minder glücklich wie wir; unsere Schriftsteller dürfen in den gesetzlichen Schranken freien Fußes gehen, wie figura zeigt, und dürfen, wenn sie einen Fuß erhoben haben, nicht ängstlich umhersehen, wohin den andern thun, als ob die Straße mit Eiern belegt wäre. Wo ein gutgemeintes oder etwa schlechtgewähltes Wort den Hals brechen kann, da ist das Auge auf den Boden geheftet und der Ausblick, dieser Vorzug des Menschengeschöpfes, ist ein eitel Ding oder weißer Kabe. Ebenso haben sie dem Lande Segen, Segen die Fülle gebracht, daß diese Völker selbständigen Haushalt haben. Dank euch darum, euch edlen Männern der Vorwelt! Seht, eure Nachkommen sind des Friedens und der Eintracht satt geworden, und haben füreinander eine neue Art Kette, eine neue Gattung Fesseln erdacht. Sie wollen durch Gesetze Schöffner an die Mäuler legen, und nur das Wort, das auf den Anruf: *En vagyok!* antwortet, soll passieren. O wischet den Staub aus euren Augenhöhlen und steigt heraus, ihr heiligen Schläfer, und thut auf euern versöhnenden Mund zur Beilegung dieses Streites, der Wind säen und Ungewitter ernten wird. Doch ist eine zu große Kluft zwischen euch und uns befestiget, daß ihr nicht herüber könnet, so sendet wenigstens euren Rechtsinn, euern Geist der Versöhnung, daß die sich nicht den Rücken kehren, die Herz an Herz gehören, und die Hände nicht gegeneinander aufheben, die mit verschlungenen Händen am Altare des Vaterlandes beten sollen.

Ich jedoch, vom Tode noch nicht gehalten, will wirken, solange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, wo niemand etwas wirken kann, habe bisher aufmerksam zugehört, was andere, mehrbegabte Männer aus Gründen des Rechtes dawider und dafür gesprochen haben und werde auch ferner weder Baunmwolle noch Wachs in meine Ohren stopfen, wenn sie ein Übriges aus ihrem Schatze hervorholen werden. Wie die Witwe im Evangelio lege auch ich mein Scherflein in den ausgestellten Kirchenteller. Es ist mein bestes, wenn es auch an sich das schlechteste wäre. Was ich aber über den begonnenen Sprachkampf in Siebenbürgen, welcher dermalen Köpfe, Federn, Mäuler und Herzen in Bewegung setzet, zu sagen habe, stützt sich nicht sowohl auf irgendeinen Codex, sondern auf Geschichte, das Rechtsgefühl, die Klugheit und Politik und besteht in folgenden Abtheilungen.

I.

Vorwand=Schwindfucht oder Ruffensieber?

Exod. I. 9. Wohlan, wir wollen sie mit List dämpfen!

Englische Ideen sind es nicht und die Theorie der Sprachaustrichtung hat in der neuern Welt weder einen Grotius, nicht einmal einen v. Haller gefunden. Die Römer sind ja mausetodt und die Franzosen haben es bis jetzt zu keinem Ansehen in der Politik bei den Magyaren zu bringen gewußt. Sonst hätte es vieles von französischer Eitelkeit und Vorliebe an sich, die sich in Sachen des Geschmacks, Kunst und Sitten auch so für ein Stück ausgewähltes Volk Gottes halten, wie die Männer ohne Vorhaut. Auch ist der geplagte Ludwig Philipp seines kleinen Thiers für jetzt frei, sonst käme ich auf den Gedanken, es hätte dieser Taschenspieler, um des lieben Rheins willen, in Ungarn ein Feuerchen anzünden wollen, damit der österreichische Adler seinen Blick an die Donau richten müsse. Denn diese Herren verstehen es, fremder Regierung ein Dörnchen unter den Schwanz zu drücken, derweil sie das Ihre ins Trockene bringen. Der Säemann dieses Unkrautes der Zwietracht und Anfeindung mag also nicht von außenher kommen. Woher kommt also der Anstoß? Wie heißt die Mutter, die dieses Kind zur Welt gebracht hat?

Lache mich aus, wer Lust hat, ich gebe einer modernen Wissenschaft schuld, die seit nicht langer Zeit jedem Volke das Bewußtsein seiner Stärke und seiner Schwäche bringt. Ich meine die Statistik. Denn diese, mit ihren Populationstabellen unter dem Arme, sagt mit trocknen Zahlenverhältnissen zu den Magyaren: Ihr Magyaren seid ihrer wenige unter den Kindern des Landes! Dieses fatale Zahlenverhältnis wirkt wie Sauerteig. Es setzt den ganzen Süßteig in Bewegung. Der Gedanke der Versicherung ist natürlich und bei der Hand. Denn, wie kleine Familien leichter aussterben, als weitläufige und zahlreiche, so mögen auch die Magyaren denken, können wir leichter aussterben, wenn wir arm an Volk, als wenn wir zahlreich sind. Denn Völker sterben nicht aus, wie einzelne Menschen, auf dem Bett oder der Wahlstatt, sondern — sie verlieren sich in ein anderes Volk durch Annahme fremder Sprache, Sitten und Gebräuche. Die Sprache ist aber die mächtigste Sitte und der häufigste Gebrauch. Mit dem Verlust der Sprache verlißt die Nationalität und hiedurch auch die Nation selber. Die Magyaren, aus der ganzen Völkerwanderung das einzig erhaltene Volk, fürchten das Los ihrer asiatischen Kameraden, die auch

eindrangen, eine Zeitlang rumorten und dann wie Frühlingschnee verschwanden. Ich zwar halte diese Besorgnis für ein Gespenst, dem ich aber die Existenz nicht absprechen kann, nur ist es nicht außer uns, sondern in uns vorhanden. Dieses Gefühl eines Leiches, der keinen Zufluß durch Bäche hat, und bloß vom Regen des Himmels lebet, mag sich auch der Magyaren bemächtigen, wenn sie keinen Zuwachs von außen durch Zuzug ihrer Volks- und Sprachgenossen weder erhalten noch hoffen dürfen. Sie reden zwar viel von einem großen Volke, von dem sie sich abgelöst hätten, von einem friedlichen Volke abgekeilt, allein, wo dieses ist, wissen sie selber nicht, da sie außer den Zusammenhang gebracht worden sind. Mögen sie nach Atelkusu, den letzten Sizen blicken, wenn sie vor den Petschenegen Fersengeld gaben und hieher flüchteten, oder meinetwegen an die chinesische Mauer, wo das himmlische Volk wohnt — überall findet man keine Magyaren, wenigstens bis jetzt. Eine interessantere Erscheinung gäbe es freilich in der Welt nicht, als wenn man die Ursitze entdeckte und sehen könnte, wie sie sich da ohne europäische Hebammendienste entwickelt hätten. Entweder sind also unsere Magyaren der Kern des Kometen selbst und kein Kometensplitter, oder ihre Sprachgenossen sind in fremden Völkern bereits untergegangen. Herr Körösi flog wie eine Taube aus der siebenbürgischen Arche bis nach Tibet, allein es ist ihm auf seiner patriotischen Entdeckungsreise kein Magyare begegnet. Hier also und sonst nirgends sind sie zu Hause, wohl in einem schönen Garten ein schönes Pflanzengeschlecht, aber zwischen andern Geschlechtern, die ebenso zahlreich oder noch zahlreicher sind. Während nun die Mitnationen von den Stammgenossen entweder von außenher Verstärkungen wie die Deutschen erhalten, oder aus sich selbst durch größere Fruchtbarkeit, wie die Slaven, sich vermehren, die Proportionalen sich also noch übler gestalten, drängt sich leicht der Wunsch auf, auch ihrerseits auf Zunahme und Vermehrung zu sinnen und ein Mittel zu ergrübeln, welches eben die Magyarisierung wäre. Denn, nehmen wir nur die Empfindungen eines Magyaren an, der die isolierte Lage seines Volkes überdenkt, und einmal von diesem ansteckenden Gedanken an Versickerung und Verrinnung oder Austrocknung ergriffen ist. Sie und da träufelt ein Deutscher mit dem Bündel herbei. Er siedelt sich an und singt auf seinem Meisterstühlchen vom Vater Rhein oder dem Hause Habsburg; in den Kanzleien hat mancher Deutsche die Feder hinter dem Ohre; in den ungarischen Regimentern grüßen sich viele Officiere mit dem freundlichen: Guten Morgen! Auf den Puszten leget der Schwabe seine Kartoffeln in den jungfräulichen Schoß der Erde. Doch mit dem Deutschen hat es noch

eine begütigende Bewandtnis. Denn die Mutter nimmt der zureisende Deutsche doch meist aus den Landestöchtern und während der Deutsche einer Magharin das Herz stiehlt, stiehlt die Magharin ihren Mann seinem Volke oder wenigstens die Kinder. Mag der Vater auch noch Backenbart tragen, seine Söhne scheren ihn ab und tragen, wie der mütterliche Großvater, eine verbräunte Oberlippe. Aber — der Slave, dieses wuchernde, samenreichere Unkraut, ist zäher in seiner Nationalität, und wenn durch Samenmischung Kreuzungen entstehen, schlagen diese eher ins Slavische als Magharische. Überdies sind die slavischen Weiber fruchtbarer als das schöne Geschlecht ihrer magharischen Überwinder. Da ist immer ein Kind entweder an der Brust oder in der Wiege oder im Verborgenen. Ohne Milch ist keine Slavenhütte. Der Slave spricht zwar auch ungarisch, aus Klugheit, besonders mit seinem Dienstherrn, aber nur mit derselben Bereitwilligkeit, womit die gebotenen Illuminationen zustande gebracht werden. Wo aber der Slave Slave sein darf, da ist er es ganz mit Leib und Seele, in seinen vier Pfählen, mit Frau und Kind, im Kreise seiner Freunde. Es ist nicht gut, daß man dieses Volk noch einmal so schmerzhaft an seine Unterjochung mahnet, daß man den Groß, auf den Jahrhunderte versöhnlichen Staub geworfen hatten, noch einmal ausgräbt. Denn allen Unterdrückten, wenn sie auch nicht Slaven sind, wächst der Stachel der Rachsucht, den sie in einer sammelten Scheide der Heuchelei tragen. Was mahnt man den Slaven an seinen unendlichen Zusammenhang, an den sichern Hinterhalt einer befreundeten Macht, die wie eine Lawine wächst, an das unabsehbare Völkerneß, das nach allen Richtungen der Windrose die Nachbarländer bedeckt! Dazu nehme man seine Unverwüstbarkeit, seine Elasticität, seine Bildsamkeit, sein Gedächtnis, seine Phantasie und historischen Reichthum. Überdies hatte dieses Volk bereits eine Literatur, als die Magyaren noch kein A B C hatten, und Literatur ist ein Stab, an dem sich auch ein tiefgesunkenes Volk in die Höhe hebt, wie Griechenland zeigt. Zwar hatten sie das Geschick, von den Magyaren unterjocht zu werden, aber — seit mehr als 1000 Jahren überwunden — sind sie nicht zu Magyaren geworden, sondern Slaven geblieben. Sie wissen, daß sie die Urbewohner sind, daß der Ungar von ihnen, ehe noch der Deutsche kam, den Webstuhl und den Pflug annahm, und in diesem Stolge können sie zu den Magyaren sagen wie Christus der Herr zu den Juden: Ehe denn Abraham war, war ich. Dieses frühere Recht der Ureinwohnerschaft ist zwar in den Schlachten der Eroberung wie eine Geldbörse im Würfelspiel verloren gegangen. Natürlich kann hievon keine Rede mehr sein. Nur ist es nicht gut, daß man sie daran

erinnert, daß es ein gezwungenes Spiel war; es ist nicht gut, daß man ihnen in einem neuen Spiele eine andere und letzte Börse, ihre Sprache, abnehmen will. Dieses Slaventhum mit seiner reichen Zukunft erregt in den Magyaren Besorgnisse und sie stellen sich selbst die Alternative, es würde nicht sowohl von den Magyaren als den Slaven heißen: Ich bin der, der da war, der da ist und der da sein wird.

Die Slaven sind dermalen wie die Kinder Israels im Egyptenland, wie Sand am Meere, von ihren Herren gescheut, gedrückt und befürchtet. Im Exodus 1, 8—10 steht also geschrieben: „Pharao, der neue König, der nichts von Josef (und seinen Verdiensten um das Land) wußte, sprach zu seinem Volk: Siehe, des Volks der Kinder Israel ist viel und mehr denn wir. Wohlan, wir wollen sie mit Risten dämpfen, daß ihrer nicht so viel werden. Denn, wo sich ein Krieg erhöhe, würden sie sich zu unseren Feinden schlagen und wider uns streiten.“ Diesen Gedanken, wie ihn Pharao ausspricht und nicht anders, verstehe ich, falls ich es verstehe, unter dem Gemurmels und Geflüsters des Panславismus, zu deutsch das Russenfieber. Dieses bange Gefühl hieß den Pharao harte Maßregeln ergreifen. Die Pharao'sischen Risten aber, womit er sie dämpfen wollte, halfen nichts. Eben die Unterdrückung gab die Mittel der Errettung, und ohne diese Gewaltthätigkeit wäre Moses nie an den Hof gekommen, nie hätte ihm eine egyptische Prinzessin die Tempel der priesterlichen Geheimnisse aufschließen lassen, — er wäre geblieben, was sein Vater war, ein Jude — hätte nach Knoblauch gestunken und Ziegel geschlagen im Lande Gosen. — Die Vorsehung geht von menschlichen Spinnweben ungehindert ihren Gang und spottet der Pfiffe des Unterdrückers, und wenn dieser Ruthen zusammenbindet, seinen Bruder im Unrecht zu schlagen, läßt die Vorsehung erst Dörner dareinwachsen und dann — gibt sie sie dem Schuldmäßigeren selbst auf den Rücken.

II.

Eine Absicht legt man doch jeder fremden Handlung unter.

Denn uns ist nicht unbewußt, was er im Sinne hat.

2 Cor. 2, 11.

Daß die Magyaren es bei dieser Magyarisierung mit uns nicht übel meinen, am wenigsten mit sich, versteht sich von sich selbst. Sie

halten ihre Sprache für einen Edelstein, für eine Perle, für einen Schatz, für eine Goldgrube u. s. w. Und darinnen haben sie vollkommen recht, und hierinnen meine ich es so aufrichtig, daß ich das selbe nicht minder für wahr halte, als von meiner eigenen Muttersprache. Diese kostbare, unschätzbare Sache wollen sie nun, vor aller Welt Augen — nicht daß man allenfalls meint, es würde sie später gereuen und so das Versprechen zurücknehmen — durch ein Landesgesetz mit angehängtem Adlersiegel — allen Völkern des Landes zum unentgeltlichen und vollkommenen Eigenthume schenken. Diese ihre Sprache, die einzige orientalische im gebildeten Europa, wollen sie nicht, wie Egoisten thun, für sich allein behalten — nein, sie soll Gemeingut, die Muttersprache aller Seelen werden, mögen sie nun um die 3 Berge des patriarchalischen Kreuzes wohnen oder zwischen den Querbalken leben: mögen sie hausen, wo Sonne und Mond scheint, wo der schwarze Adler fliegt, ja, wenn das Glück günstig ist, auch in den sieben Burgen. Dafür verlangen sie nichts weiter, als ein bißchen Vergessenheit, die freilich schwerer sein soll, wie Kästner und Aretis in seiner Mnemonik sagt, als Erinnerung und das Gedächtnis. Nur weil wir nicht hastig aufs Geschenk herfallen, die Wohlthat nicht mit beiden Händen ergreifen, hält man uns für ein bißchen dumm und vernagelt. Als die sächsischen Deputirten im Landhause ihre Protestation einreichten, klang es ja vernehmlich auf der Gallerie: *Bak szász — marha!* Um daher unserer Unvernunft in etwas zu Hilfe zu kommen, damit wir die günstige Gelegenheit nicht etwa verscherzen, will man auch etwas Gewalt nicht scheuen, da man doch unser Bestes bezweckt.

Die Magyaren versichern hiebei, fremde Nationalität achten zu wollen und gar nicht die unterlegte böse Absicht zu haben. Wir verstehen sie nur nicht. Mit der menschenfreundlichsten Absicht von der Welt — mögen wir es nur erkennen und beherzigen, — wollen sie ja unser Wohl, unser Heil, unsere Errettung. Sie handeln hiebei, wenn man ihnen glaubt, mit derselben Herzlichkeit und Redlichkeit, mit der ein bigotter Christ Ketzer zu bekehren sucht. Es dauern diesen die ketzerischen Seelen und es wäre schade, meint er, wenn sie dem Teufel in den Rachen kämen. Darum läuft ein solcher menschenfreundlicher Erreter wie eine Gluckhenne ängstlich am Ufer auf und ab, wenn wir, ketzerischen Enten, noch mit den Schalen auf dem Rücken ins Wasser eilen, auf- und eintauchen, pladdern und schnattern. Die gute Henne meint in ihrer Trostlosigkeit: die Entchen würden leicht ersaufen. Wie blutet dem Seelenhirten sein christliches Herz, wenn er befürchten muß, daß die schöne Menschenbrut direct in den Schwefelpfuhl eilet. Lieber

daher ein Viertelstündchen im Autodafé gebraten, — nur mit Holz oder Stroh — auch nur den vergänglichen Leib — — als eine lange Ewigkeit, die man gar nicht denken kann — die Seele selbst — in der Hölle schmoren zu lassen. Darum bittet er, er beschwöret, verspricht und drohet, kofet und erniedriget sich, nur um alle seines Glaubens zu machen. Wollen die verlorenen Küchlein, wenn auch nicht aus Überzeugung und Herzensglauben, sich unter die warmen Flügel der mütterlichen, wohlmeinenden Henne selbst ducken, so ist auch für das bloße Maulbekenntnis in Hoffnung späterer besserer Besinnung wenigstens im Schatten noch Platz. Oder, kann es etwa ein solcher Proselytenmacher nicht redlich meinen? oder kann seine Kirche nicht etwa selig machen? Bei Gott! sie kann es, und er kann es auch ehrlich und redlich meinen. Auch seine Lehre von der alleinseligmachenden Kraft seiner Kirche unterschreibe ich aus inniger, fester und geprüfter Überzeugung, so wie ich ja oben bei der Muttersprache dasselbe that.

Wundere dich nicht, lieber Leser, wenn ich vom Sprachgegenstand abzuweichen scheine, habe ich doch nur parabolisch immer von der Muttersprache geredet, denn ist die gewaltsame oder listige Ausmerzung der andern Sprachen nicht bloß eine andere Art Inquisition? Die Versicherungen der Magyaromanen, daß sie es gut meinen, sind dennoch hier wie dort leeres Stroh. Diese Ultra haben sich für ihre Muttersprache auch so ein Stückchen Alleinseligmachung zum Gözen geschnitzelt.

Umsonst sind alle Bethenerungen der Liebe, des Wohlwollens, die Versicherungen der guten Absicht u. s. w. Ihr meint doch, ohne magyarisch zu sprechen, sei man kein echter Patriot und unwürdig Luft und Duft der Karpathen zu athmen, gerade wie quondam die Inquisitoren in Spanien, die da sagten: Ohne ihren Glauben sei man kein echter Christ und nicht wert, daß einen die Sonne am Ebro beschiene. Euer Bethenerungen, daß es nicht auf Vertilgung unserer Nationalität abgesehen sei, ist mir so einleuchtend und an sich so wahr, wie die Worte einer Hausmutter, die sie zum Weine spricht, den sie ins Essigfassel füllt: Sei getrost, mein Sohn, und vereinige dich vertrauensvoll mit dem Essig — du sollst Wein bleiben, aber schmecken mußt du so, wie der Essig schmeckt! Wahrhaftig: das ist doch ein Messer, das ohne Stiel ist und keine Klinge hat!

Wundern sich diese Ultra, oder, wie es nun beliebt zu sagen: Magyaromanen, wie es möglich sei, daß wir sie so schwer verstehen, ja mißverstehen, so mögen sie sich wenigstens darüber nicht wundern, daß auch wir uns darüber wundern, daß sie auch uns nicht verstehen. Wir wittern in diesem Gesetzesvorschlag so etwas vom Pharaonischen:

Wohlan, wir wollen sie mit Listern dämpfen! und glauben daher durch Annahme ihres Vorschlages unserer Nationalität das Todesurtheil zu unterschreiben.

Wie wir dieses für möglich und wahrscheinlich halten, will ich durch Ausmalen des einzelnen auch für denjenigen deutlich zu machen suchen, der für unsere Besorgnisse sehr blöde Augen hat: nur darf er nicht gerade den schwarzen Staar haben. Aus dem offenen Geständnisse eines rückhaltslosen Menschen werden sie am deutlichsten ersehen, daß etwas doch an unserer Furcht sei und der Vorschlag etwas enthalte, was das Selbstgefühl auf die Hinterbeine stellt. Unser Gedankengang ist dieser:

Gesetzt, der Vorschlag werde höchsten Ortes begenehmiget und erhielte gesetzliche Kraft — so sind alle Dicastereien dem Sachsen, als Sachsen, also uns, dem dritten Mitstande, als deutschem Mitstande, verschlossen. Eine Schlagbrücke ist aufgezogen, die nur für den sich niederläßt, der magharisch spricht. Da wir nun aus einer deutschen Mutter geboren worden sind und es eine mißliche Sache wäre für uns sowohl und noch mehr für die armen Magharinnen, wenn wir, wie der einfältige Nicodemus meinte, in den Leib einer andern Mutter umkehren sollten, um als Magharen geboren zu werden, so bleibt uns nur diese Alternative: Entweder allem Landesdienste zu entsagen, oder magharisch zu sprechen. Da wir ersteren nicht aufgeben wollen, müßten wir uns zum zweiten verstehen. Denn nach dem Landesgesetze schließt nur ein magharischer Schlüssel die Thüren zu Amt und Würden, zu Ehre und Einfluß, zu Einkommen und Brote auf. Bis ein Deutscher so gut magharisch spricht wie ein geborner Maghare, braucht es wohl Zeit, Sprachtalent und viele Mühe. Bis ein Deutscher es so gut spricht wie ein geborner Maghare, hat er immer eine schwächere Conduite. Was dem Magharen in der Geburt, sozusagen, im Schlafe zukommt — diese Gabe muß sich der Deutsche mit saurer Mühe durch jahrelange Anstrengung erwerben und erkämpfen. Und um sich im Magharischen zu vervollkommen, muß er magharische Gesellschaft ebenso fleißig aufsuchen, als die Gesellschaft seiner Sprachgenossen meiden. Während aber der Deutsche alle Mühe und Zeit zur Erlernung und vollkommenen Einübung des Magharischen aufwendet, bekümmert der Maghare in den übrigen Kenntnissen einen Vorsprung, auf die er sich mit ganzer, ungetheilter Kraft werfen kann. Hiedurch aber öffnet sich für den gebornen Magharen ein zweiter Vorzug in der Anstellungsfähigkeit und Beförderungswürdigkeit. Die Sachsen haben also durch dieses Sprachgesetz nicht nur die Schwierigkeit mit der fremden Sprache

zu überwinden, sondern die Überwindung dieser Schwierigkeit zieht ihnen auch eine Versäumnis und Verspätung in der Aneignung anderer Wissenschaften zu. Solange das Latein Geschäftssprache war, hatten Magyaren und Deutsche gleiche Schwierigkeiten. Beide hatten an der fremden Sprache einen Ballast in den Taschen, und wenn sie in gleicher Bahn und zum gleichen Ziele liefen, erschwerte eine gleiche Schwere ihren Lauf. Nun entlediget sich der Magyare des Lateins — der Deutsche nicht minder. Aber statt des Lateins bekommt er das Magyarische, d. h. statt eines halben Centners, den er ablegt, bekommt er nun 50 Pf. Dafs ein solcher Wettlauf ungleich sei, und dafs der Beschwerte eine schwerere Aufgabe habe, würde auch ein Thomas glauben, wenn man ihm auch das Gewicht nicht in seiner Tasche ließe, um den Lauf mit und ohne Gewicht zu vergleichen.

Ich bin ja geneigt zu glauben, dafs es einigen Sachsen, selbst bei diesen erschwerenden Umständen, möglich sein werde, sich dazu zu bilden. Immerhin mag es ein solcher Sachse am besten wissen, wie sauer es ihm geworden ist, und wie angestrengt er die Rinnladen aufeinander drücken mußte, um diese harte Nuss zu knacken, dafs er zum Kerne einer ehrenvollen Anstellung gelangte. Insonderheit muß er das als Fehler in seiner Standesbildung ansehen und erkennen, dafs ihm das Magyarische darum so schwer ward, weil er, etwas zu spät, auf die Erlernung des Magyarischen sich verlegte. Wollen also solche Beamten selbst, oder andere Sachsen, ihre Söhne in gleichen oder ähnlichen Diensten versorgen, da sie diesen ihren Unterhalt und Ansehen verdanken; so werden sie diese Erfahrung benützen und den Fehler bei ihren Kindern zu vermeiden suchen, der durch verspätete Erlernung des Magyarischen bei ihnen gemacht worden war. Solche Beamten, oder überhaupt sächsische Eltern, welche ihre Söhne dem Landesdienste weihen wollen, müssen sich daher, als Bedingung des Glückes und der Beförderung ihrer Kinder, die Aufgabe machen: diese, sobald als möglich, in die ungarische Sprache einzuführen. Zu diesem Behufe kommt eine magyarische Amme ins Haus, ein magyarisches Kindermädel plaudert dem jungen Papageien magyarische Wörter vor. Er plappert ungarische Gebete und sein Gedächtnis erhält magyarische Märchen zur Nahrung der Phantasie. Magyarische Knaben werden am meisten zu Gespielen erschen. Diese bekommen Semmel, und verirrt sich ein deutscher Knabe ins Haus, so sieht man ihn nicht so gern, und sucht seiner, bei häufigeren Besuchen, auf eine feine Art loszuwerden. Kurz, ehe das Bürschchen sich die Höschen selber zuknöpfelt, ist er schon auf gutem Wege. Dafs er in eine magyarische Schule geschickt wird, läßt sich leicht vorstellen.

Um ja vorwärts zu kommen, bekömmt er, falls das sächsishe Beutelchen es vermag, auch einen magharischen Mentor ins Haus, der die Lippen überwacht, daß sie nicht keizerisch sprechen. Selbst die Eltern auferlegen sich die Pflicht, in Gegenwart ihrer Kinder nun magharisch zu sprechen, nur daß die Absicht vollkommenlich gelinge. Ja, ich kann mir die Freude solcher Eltern so lebhaft vorstellen, daß ich glaube, die hellen Freudenthränen ihnen über die Backen laufen zu sehen, wenn der Herr Sohn von einem angesehenen Manne das Lob einerntet, derselbe sei ein ganzer Maghare. Sehet, meine Herren Magharen, dieses bewirkt euer Gesetz in den Herzen der Eltern. In der Überzeugung für das Glück ihrer Kinder zu sorgen, schlägt ihre Liebe von selbst den Weg der Magharisierung ein.

Doch wir sind noch nicht am Ende, sehen wir nun, im schnellen Überblick, auf den weitem Verlauf. Durch diese elterlichen Voranstalten wird dem Kinde die Erlernung der magharischen Sprache hundertmal leichter, als es dem Vater ward. Bei den Kindern dieses Kindes ist es vollends nur ein Spiel und keine Arbeit mehr. Wohlan, wir wollen sie mit List und Tücke dämpfen, hat Erfolg! Es gibt deutsche Häuser, wo nicht mehr deutsch geredet wird. Der deutsche Nationalkörper verliert, und der magharische gewinnt. Und nach den Gesetzen der Proposition gewinnen die Magharen immer 2, wenn die Deutschen 1 einbüßen. Diese Erfahrung ist schon oft, und gerade in unsern höchsten deutschen Familien gemacht worden, daß der Enkel seines deutschen Großvaters Sprache nicht mehr sprechen kann, wiewohl er sie noch versteht, daß aber der Überenkel auch das Verständniß verlernt, und sein deutschgebliebener Geschwisterenkel: Ebbata Nemet, schilt. — Auch darin steht der alte Baron Bruckenthal einzig da, der in sein Wappen den Wahlspruch stechen ließ: Fidem, Genusque servabo!

Diese Falle erblicken wir für uns Nichtmagharen in dem vorgeschlagenen Gesetze aufgestellt, kein Wunder, daß wir nicht hastig nach dem Rödter langen. Wie schön daher auch die Ultra auf der magharischen Wachtel locken und zirpen, wir Nichtmagharen kennen die funkelnden Ruthen, und sitzen, als Gimpel, nicht auf.

III.

Die Unnöthigkeit der Magharisierung und ihre Unvortheilhaftigkeit.

Wehe denen, so ein Haus aus andere ziehen, und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land benützen. Jes. V. 8.

Wiewohl es nun sicher ist, daß die Einführung dieses Sprachgesetzes die allmähliche Magharisierung der Mitnationen im Gefolge hat,

so ist durch obige Beweisführung doch noch nicht ausgemacht, ob die Magyaren eine solche Magyarisierung der übrigen Landesbewohner auch wirklich beabsichtigen und im Schilde führen. Auch ist es mir unbekannt, ob diese Absicht abgелеugnet oder eingestanden wird. Wo hätte ich es auch erfahren sollen? So was hängt man nicht jedem an die Nase. Selbst aus dem Haufen, der dafür sich heiser schreit, mag nicht jeder wissen, wem und was es eigentlich gilt. Die wenigen Eingeweihten gehen, bei Durchsetzung eines Planes, nur zuversichtlich voran, wohl wissend, daß dem durchgeschleppten Leithammel die furchtsamen Schafe auch durchs Wasser folgen. Die Annahme also, daß die Monopolisierung des Magyarischen zur allgemeinen Geschäftssprache die Magyarisierung der übrigen Landesbewohner bezwecke, ist also, meinerseits, bisnoch: Vorurtheil, Aberglauben, ja sogar Argwohn. Es kann auch nicht anders sein. Ich lese meinen Siebenbürger Boten, der ja, wie ich glaube, redliche Berichte über die Landtagsverhandlungen enthält, und was da nicht ausdrücklich stehet, ergänze ich mir aus der Zusammenstellung der einzelnen Thatfachen. Die wirkliche Absicht, die eigentlichen Gedanken, aus denen dieser Vorschlag geboren worden ist, kann ich hiebei freilich nur errathen. Oben habe ich etwas von der Furcht der Schwindsucht geredet — auch das Ruffensieber ist nicht verschwiegen worden. — — Vielleicht haben die Magyaren diesen Vorschlag bloß gemacht, um ihrer Sprache mehr aufzuhelfen. So übel wäre es für ihre Sprache freilich nicht, wenn sie das ganze Land allein füllte, und alle Lebensverhältnisse in ihr allein den Ausdruck und die Abbildung fänden. Je mehr eine Sprache in allen Verhältnissen des Daseins und Wirkens gebraucht wird, je mehr sie in alle Weisen des Verkehrs und der Gewerbe eingreift, je mehr sie alle Arten menschlicher Gesellschaft durchdringt, je mehr sie sich über alle Gattungen von Verfassung und Abstufungen der Stände ausdehnet und ausbreitet, umsomehr wird sie, nach Maßgabe der Gelegenheit, die vorhanden ist, mehrseitig, oder vielseitig oder allseitig sich ausbilden. Hierzu gehört 1. eine große geographische Ausdehnung und 2. auch eine große Volksanzahl. Eine hinlängliche Ausdehnung an Raum ist der Sprache wohl gegeben. Ungarland ist groß genug, wenn auch nicht alles dazu geschlagen wird, was dem großen Matthias Gold zu seinen Nabenducaten zuschoss. Dieser Länderstrich, den die Magyaren wirklich innehaben, besitzt die benöthigte Mannigfaltigkeit zur Gestaltung eines verschiedenartigen Lebens: es hat schiffbare Ströme; Berge zu Triften, zur Anpflanzung von Reben; im Schoße der Erde ein mineralogisches Quodlibet; Seen und Sandwüsten, holzarme und holzreiche Gegenden.

Diese Bedingungen einer mannigfaltigen Gestaltung der Lebensverhältnisse sind auch nicht ohne Einwirkung geblieben. Es wohnen in den ungarischen Räumen: Städter und Dörfler, Einsiedler und Nomaden, Herren und Knechte, Freie und Unterthanen, Bauern und Handwerker, Arbeitsbienen und Drohnen, kurz — alle Stände. Diese Gelegenheit, Sprache und Volksleben universell auszubilden, ist den Magyaren gegeben gewesen seit ihrer geschichtlichen Niederlassung in Europa, und datiert sich nicht erst von heut oder gestern. Verlangt daher ein Sprachbaum zu seinem völligen Gedeihen Raum und guten Boden; siehe, ohne die Nachhauere erst anzuwenden, hat der magyarische Sprachbaum Raum genug und eine günstige Lage. Wollen sie ihn umgraben, etwas düngen, die Raupennester fegen, die Wassertschosse ausbrechen — wer hindert sie daran? Nur fanget nicht damit an, andere Sprachbäume auszuhauen: denn diese stehen euch nicht im Wege. Wendet euere Mühe, euere Zeit und euren Fleiß nur an bei euerm Baum. Bedingungen einer vollkommenen Bildung sind hinlänglich vorhanden, wenn auch verschiedene Völkerschaften noch im Lande wohnen. Das Leben des magyarischen Volkes, welches eine breite Unterlage genug hat, kann seine Sprache ganz durchdringen. Die anderen Völker beabsichtigen keine Störung in der Ausübung, Anwendung und Ausbildung derselben. Freilich ganz ungeniert sind sie nicht, so schrankenlos können sie sich nicht bewegen, als wenn sie die alleinigen Landesbewohner wären. Wer kann dafür, daß in diesem Erdély-Ország zwischen der magyarischen Tanne eine Menge walachische Buchen und deutsche Eichen stehen! Die Weltverhältnisse, die der fromme Christ Vorsehung nennt, haben es so mit sich gebracht. Umso besser fürs Ganze! Denn während die Tannen gutes Bauholz liefern, sind die Buchen gut zum Kochen und Braten, und die Eichen zu Weinfässern und Piloten. Diese mannigfachen Berührungen mit verschiedenen Völkern, sollte diese etwa der Ausbildung einer Sprache nicht eher förderlich als hinderlich sein, und gehen etwa die Lebenserfahrungen dessen, mit dem wir Verkehr und Umgang haben, für uns spurlos vorüber, ohne uns zu bereichern? Wäre es etwa ein Glück für ein Volk, wenn eine chinesische Mauer es umschloße, daß nur fremde Vögel über dieselbe, aber kein fremder Mensch durch dieselbe Verbindung mit der übrigen Welt unterhielte? — Wenn man aber einen Vortheil aus der Nachbarschaft fremder Völker ziehen kann, warum sollte ein Verkehr mit fremden Völkern in näherer Berührung schädlicher sein? Diese völkerschaftlichen Berührungen im Inlande und Auslande bieten dem Magyarenthume große Vortheile dar, die man nicht übersehen darf. Nehmen wir die Anwohner seiner Grenzen. Da

ist der lebensfrohe Österreicher, der zähneknirschende Pole, der faule Bewohner der glückseligen Walachei. Welche Anschauungen bieten diese dar, welche Berührungspunkte reichen sie her! Welche chemischen Amalgamierungen von Gefühlen und Begriffen, welche Verwandlungen und Austausch, Niederschläge, Läuterungen, Gährungen und Producte führet nicht die Mitwohnerschaft der Sachsen, der Walachen, des Juden, des Armeniers, des Zigeuners der Charakterbildung, d. h. der Nationalbildung des Magyaren dar! Denn Völker stehen in einem Staate im nämlichen Verkehr zueinander, wie einzelne Individuen in einer Gesellschaft. Das Inland und das Ausland bietet, in seinen verschiedenen Charakteren, Lebensarten und Verfassungen, tausend Seiten der Berührung dar und üben einen Reiz auf die Lebensthätigkeit aus, daß nur der Unverstand eine Isolierung nach außen und eine Monopolisierung im Innern wünschen kann. Die Magyarisierung, wenn sie ganz gelungen wäre, stellte einen gesättigten Körper dar, der nichts mehr aufnehmen kann und auch nichts fahren läßt, und bringt das Volk auf das Isolierungstischchen mit gläsernen Füßen. Was reiche Leute bei einem geschulten, jungen Manne durch Reisen ins Ausland erzwücken wollen, das gewährt dem Siebenbürger und Ungar sein eigenes vielgestaltetes Vaterland, das bunte Kammetuch seiner Bewohner. Der Landjunker muß, um sich zu bilden, sein gleichförmiges Leben unterbrechen, die gewohnten Geleise des Alltagslebens verlassen und seinen Geist den störenden Einflüssen fremder Geister aussetzen. Darum verläßt er sein unterthäniges Dorf, wo er alle Leute kennt, wo er für alle dort geäußerten Einflüsse gesättigt ist. Eine andere Umgebung, eine andere Gesellschaft, verschiedene Leute schleifen und polieren dann den Landjuwel. Wie ist doch die Sprache eines gereiseten und vielerfahrenen Mannes so reich, und dagegen wie arm die Sprache eines Aschenbrödel's, wie unbehilflich, wie linkisch! Sobald über etwas mehr als Ochsenhörner und Maikäfer, Truthühner und den versoffenen Nachbar geredet werden soll, ziehen sie, wie Freitag im Robinson, aus Ungewohnheit, nicht aus Ungeschicklichkeit, die Gatchen an die Arme, und das Hemd an die Beine an.

Ich halte daher, dies ist mein Bekenntnis — diese Sprachverschiedenheit in unserm lieben Vaterlande für eine Begünstigung des Himmels, für einen Vortheil für das magyarische Volk und für uns alle. Man sollte diese Verschiedenheit herbeiwünschen, wäre sie nicht bereits auf dem Wege der Ereignisse factisch vorhanden. Die Magyarisierung der Neben- und Mitvölker hat daher nicht noth, sie ist für Charakter und Sprache der Magyaren, also für ihre Nationalität,

kein unumgängliches Bedürfnis, wie Feuer und Wasser, und führt eher noch ein: Wehe denen 2c. Jesaias V. 8, mit sich.

Suchen die Magyaren, wie einige sagen, in der Erhebung ihrer Sprache zur alleinigen Geschäftsführerin im Lande, was auch nur eine Hypothese ist, nicht sowohl die Magyarisierung eigentlich und an sich, sondern darinnen, für ihre Nationalität nur eine breitere und festere Basis des Lebens; so mögen sie, da extensive Mittel, Gelegenheit und Veranlassung genug vorhanden sind — hinfort lieber auf intensive Benützung dieser gegebenen Mittel, Gelegenheiten und Veranlassung hinarbeiten. An dieser Benützung hindert sie keine Seele im Lande, keine Neben- und Mitnation wälzet ihrer Volkserziehung, der Entwicklung ihres Volkscharakters, der Vervollkommenung ihrer socialen, kirchlichen 2c. Verhältnisse ein Sandkörnchen in den Weg. Selbst, wenn der deutsche Mitstand mehr zugestanden erhielte, als was er begehret, da er doch noch weniger verlangt, als wozu er ein Recht hat — bleibt dem magyarischen Adler Raum genug, den Anlauf zu nehmen, seine Schwingen zu strecken, um sich aufzuschwingen, und oben, im Geistesreich, wird doch Platz genug sein. Er thue es nur, er thue es in Gottes Namen! Der Deutsche hat Ursache sich darüber zu freuen. Denn Noheit ist ägend, um sich fressend, Scheidewasser; Bildung: Wein und Öl des Samariters, Menschenliebe. Ich bin sicher, je mehr das Ebenbild Gottes, durch christliche Weisheit und Liebe, in den Völkern hergestellt wird, desto mehr werden die Engel vom Himmel singen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Mögen auch immerhin unsere zwei Nationen wie zwei Bäume durch das Flüsschen unserer Sprache getrennt sein, in der Höhe der Humanität küssen und umarmen sich die Zweige und Äste und neigen gegeneinander die Blüten und Düste ihrer Wipfel, wie Brauteleute ihre Blumensträuße.

IV.

Die Sprachverwirrung oder der Thurm zu Babel.

Wohlauf, laffet uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache verstehe. 1. Mojes. XI. 7.

Ob die Sprache der Magyaren bereits so ausgebildet sei, um für alle Bedürfnisse der dermaligen Cultur auszureichen, weiß ich freilich am allerwenigsten. So viel höre ich aber von klügern und verständi-

geren Männern, daß es der magharischen Sprache weder Schaden, noch Schande gebracht hätte, wenn sie die alte lateinische Gouvernante, wenigstens eine Zeitlang noch, als Gesellschaftsfraulein beibehalten hätte, ehe man jene zur alleinigen und ausschließlichen Dolmetscherin zwischen Thron und Land, Volk und Völker gestellt hätte.

Schande wäre es nicht. Denn an Vollblut in der Literatur und Leben der jetzigen Völker ist nicht mehr zu denken. Wir alle haben von der Vorwelt geistiges Blut in unsern Adern; wir sind schon reich durch Erbschaft, und Narren wären wir, die überkommenen Millionen auf die Seite zu schieben, bloß aus dem Grunde, weil es nicht selbst erworbenes Vermögen wäre. Wozu mit dem Kreuzer den Anfang machen, so doch die Hinterlassenschaft der Vorwelt ein großes Capital ausmacht, das reichere Zinsen trägt! Christenthum, Geschichte und classisches Alterthum haben das Blut aller neuern Völker durchdrungen und gemischt. Kein Volk auf Erden ist ein Original mehr, sondern wir gehen auf den bereits gebahnten Wegen nur weiter. Ehre genug für uns, wenn wir auf dem Grund nur weiter bauen, und den Tempel des ewigen Jerusalems seiner Vollendung immer näher bringen. Der ganze Völkerzug der Menschheit hat am classischen Alterthum eine Magnetnadel, um des Weges nicht zu verfehlen. Denn classisch ist ja eben das, was die Menschheit an humaner Bildung erlangt hat. Vom größten Volke lebt nur seine Humanität, als gesegnetes Erbstück, fort — die Nationalität, d. h. die Individualität eines Volkes, fällt zu Boden, wie das Individuellste in einem Volke, seine Individuen. Wir sollen zwar Magharen, Deutsche, Italiener, Franzosen, Engländer u. s. w. sein, denn das eine Abstractum kann nur als Concretes, das Wesen nur als Form, in der Welt erscheinen. Aber obgleich die Humanität nur als Nationalität erscheinen kann, so hat doch jede Nationalität zur Aufgabe, in die Humanität zurückzukehren, und ich denke mir hiebei immer, die sonst schwer verständlichen Worte des Heilandes Joh. 3, 13: Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder kommen ist.

Die göttliche Vorsehung hat durch Compas, Presse und Pulver, wunderliche Herolde seines Willens, einen Weltverkehr herbeigeführt, und die Isolierung der Völker gesprengt. Die Altäre der Nationalgötzen sind umgestürzt, und das Christenthum schlingt, als Liebe Gottes, die Fleisch geworden ist, ein versöhnendes Band des Friedens um aller Völker Herzen. Auch der Magharengott des Herrn Szentivani wird dem Heiland der Welt seine Nische räumen müssen. Es soll kein Particularismus mehr auf Erden sein, und kein Volk wächst mehr aus einer abge sonderten Wurzel. Alle Bildung ist Gemeingut, Gut nicht eines

Volkes, sondern der Menschheit. Darum hätten die Magyaren keine Schande davon, wenn sie sich auch noch eine Weile der vollkommenen lateinischen Sprache bedient hätten, bis die eigene Kraft sich mehr geübet, mehr erprobt und erwiesen hätte. Was wir ja an Latiums Sprache verehren und hochschätzen, ist eben das Gemeinsame aller Völker, das, was wir auch erstreben, das Wesen in der flüchtigen Gestalt eines Volkes, das, was in der Nationalität das Bleibende ist, das Humane.

Die Hastigkeit aber, mit der im Magyarischen fremde Wörter ausgemerzet werden, läßt gerechter Besorgnis Raum, es möchte zum Theil diese Unüberlegtheit der Sprache selbst Schaden bringen. Die Emsigkeit, mit der der Armut der Sprache aus allen Winkeln der Dialecte zu Hilfe geeilt wird, läßt es wahrscheinlich werden, daß man das erreichen werde, daß alle Wörter magyarisch seien. Der Verkehr aber mit diesen Münzen alter und neuer Zeit, von verschiedenem Schrot und Korn, dürfte leicht darunter leiden, indem z. B. ein in Cours gesetztes Münzcabinet viele Mißverständnisse erzeugen müßte. Sprachbereicherung aus dem Schätze der Volkssprache ist eine löbliche, eine feine Sache. Die Sprachbereicherung gehe aber aus einem Volksbedürfnisse hervor, und nehme nicht sowohl durch das Lexikon seinen Weg in die Bücher der Schriftsteller, sondern umgekehrt, aus den Erzeugnissen des Talentcs in das Magazin der Sprache. Dr. Martin Luther nahm unzählige Wörter aus dem Munde des Volkes in seine Übersetzung auf. Das Bedürfnis hieß ihn sammeln, und der allgemeine Gebrauch ertheilte das Bürgerrecht. Wenn aber einzelne magyarische Gelehrte ausstoßen und aufnehmen, von keinem Volksbedürfnisse autorisirt, von keinem allgemeinen Gebrauche bestätigt, so wird zwar das Lexikon um viele Wörter, aber die Sprache der Sprechenden doch nicht reicher werden; weil die Schriftsteller auf Gedanken ausgehen und nicht auf Wörter Jagd machen werden und sollen. Ich will mich deutlicher machen.

Niemandem kann das Recht abgesprochen werden, aus dem Munde des Volkes Wörter in die Büchersprache aufzunehmen. Nur muß das Talent des Schriftstellers dem Einwanderer zur sicheren Empfehlung dienen. Bedienen sich dieses Rechtes viele mittelmäßige Köpfe in gleicher Zeit, so treten zu viele neue Wörter in Cours. Ihre Menge ist ihrer Befreundung und Aufnahme hinderlich. Kommt eine Zahl Herren in eine Gesellschaft, und jeder bedient sich geflissentlich seiner Provinzialausdrücke, so wird die allgemeine Verständlichkeit darunter leiden müssen. Über eins und das andere gibt der Zusammenhang, die Betonung — die erforderlichen Aufschlüsse. Wenn sie aber so häufig wie Hagelförner

vom Himmel fallen, ist's unmöglich, sie alle im Sinn zu behalten, unmöglich, sie alle, nur am gehörigen Orte, da sie nur einmal oder zweimal gehört worden, anzuwenden. Es muß eine Wort-, eine Begriffsverwirrung entstehen. --

Diese zusammengegrafften Wörter: edle und unedle, derbe und feine, poetische und prosaische zc. stehen nur dann am rechten Orte, wenn sie am geeigneten Orte stehen. Gebraucht man sie so, wie sie der Syllabus des Lexikons anbietet, so reißt man leicht Wörter aneinander, die so zueinander passen, wie eine Mistgabel auf die Toilette, oder ein Schurzfell neben einer Spitzenhaube. Das Lächerliche und Erhabene, das schmutzige und das keusche Wort, das heilige und das profane, das ernste und das spassige — wollen erkannt sein in ihrer Eigenthümlichkeit, um, in den besonderen Stilgattungen, gehörig angewendet zu werden. Provinzielle Wörter haben nun allerdings ihre feste Bedeutung, allein da die Aufnahme in der Eile einer Insurrection geschieht, ist da an keine Feststellung des Begriffes zu denken. Daher entstehen Doppelbedeutung und Zweideutigkeit. Die Contouren des Sprachgemäldes sind nicht scharf, über die ganze Welt, inwieweit sie in Büchern sich abspiegelt, ist ein Schleier gehangen. In einem Zeitpunkte, wo das Magyarenvolk mit sich ins Klare kommen will, wo keine vorhandene Literatur das Richteramt ausübet, und Gelehrte nur Inseln im Weltmeere sind, können solche Wechselbälge, Wort-Chamäleons, auf die Bildung der Sprache, und durch die Sprache auf das Volk nur einen nachtheiligen Einfluß üben.

Gefährlich für die magyarische Sprache ist schon dies übereilte Bestreben der Bereicherung, wenn auch durch Wörter aus ihrem eigenen Schoße. Beabsichtigen aber diese Gesetzesvorschläge eine Magyarisierung der Landesbewohner, zu Gunsten nicht sowohl ihrer Sprache allein, als auch ihres Volkes selbst, so können sie wohl dies nur mit Emporhaltung ihrer Eigenthümlichkeit, ihrer magyarischen Nationalität, wünschen. Daher ich mich umso höflicher wundern muß, daß keiner ihrer Landsleute auf die weit größere Gefahr aufmerksam macht, die, eben aus diesem Bestreben, für sie und ihre Sprache, für die Verwischung ihrer Eigenthümlichkeit, erwächst. Ein fremdes Wort wollen sie nicht zwischen den ihrigen leiden, mit unerbittlicher Strenge scheiden sie es aus, aber sie tragen kein Bedenken, fremde Völker in sich aufzunehmen. Sie ahnen nicht, daß die fremdartigen Elemente eines oder mehrerer Völker ihrer Originalität eher den Garaus, als fremde Wörter machen. Es wird ihnen wie den Römern gehen. Die fremden Völker jener Zeiten ahmten, zum Theil gezwungen, zum Theile freiwillig, römische Sitte,

Sprache und Verfassung, also das Römerthum, nach: aber von ihrer Eigenthümlichkeit konnten sie sich nie ganz frei schälen und drückten daher der Sprache, den Sitten und der Verfassung der Römer auch ihren Stempel auf. So entstand die Zeit des Verfalles, die man, nach dem minderen Werte der Metalle, das goldene, silberne und eiserne Zeitalter nennet. Im goldenen war das Römerthum rein; im silbernen überwog Rom noch die Barbarei; im eisernen blieb römische Cultur in der Minderheit, bis es verschwand. Sehen wir näher dieser historischen Chemie auf die Finger. Wir nehmen ein umgekehrtes Beispiel, und ein Beispiel ganz aus der Nähe, die Walachen. Sie sind keine Römer, oder sie heißen sich mit demselben Rechte Römer (*Rumuni*), mit dem ich mich, in der Schweiz und Frankreich, einen Österreicher nannte. Der Mensch nennt sich nämlich, entweder nach seiner Heimat, seiner Nation, oder nach seiner Regierung. Ein hiesiger Karlsburger, dem aber eine Kleinigkeit fehlt, die andere Männer haben, kann sich einen Siebenbürger — einen Juden — und zugleich einen Österreicher nennen. Die Walachen wußten, daß es keine Schande sei, von Römern überwunden worden zu sein, und fühlten, daß der Name eines römischen Unterthanen, bei Barbaren, noch eine Ehrenempfehlung war. Sie nannten sich also, jeweil nach ihren Herren, Römer, *Rumuni*, bis sie den Namen, der die Unterthänigkeit anzeigt, für ihren Nationalnamen hielten. — Aber wozu führe ich dies an? Das will ich gleich sagen: Um an den Walachen zu zeigen, welche Gefahr es für die Originalität und Eigenthümlichkeit zweier Völker hat, wenn sie sich en gros mischen und einander einverleiben. Die Römer theilten den Völkern an der Donau von ihrer Sprache mit, wie es dermalen die Magyaren auch thun wollen. Das ist wahr: es erhielten die lateinischen Wörter eine größere geographische Ausdehnung hiedurch. Aber diese Völker behielten doch von ihrer ursprünglichen Sprache auch ein gut Theil bei. So entstand, durch die Mischung des Lateins und der Ursprache der Donauanwohner, die walachische. Mag sich die Magyarmanie, bei erstem Anschein, damit täuschen und trösten, daß hiedurch den Donauvölkern doch das Latein aufgedrungen worden sei, also mehr Menschen als früher lateinisch redeten. Nur ein wenig! Die lateinischen Colonisten, die ja ursprünglich reines Latein geredet haben mögen, standen mit denselben Donaubewohnern, die das Latein verhunzten und verpfuschten, in beständigem Verkehre, wie etwa jetzt die Magyaren mit den Walachen, nahmen von diesen Völkern im Verlaufe der Zeit auch ihre Wörter, ihre Sitten an, verschmolzen in ein Volk, d. h. wurden auch Walachen. Römer und Urvölker sind verschwunden, und Walachen

bedecken den Boden. Die Literatur also und das Volk der Lateiner gewann hiedurch nicht nur nichts, sondern es verlor auch das, was bereits vorhanden war, eine Massa reines lateinisches Blut. Hier an diesem nahen Volke, das zwischen uns wohnt, an den Wallachen, können die Magharomanen ein lehrreiches Beispiel sehen, dass ihr Bestreben thöricht und eitel sei. Die Römer konnten aus den Anwohnern der Donau wohl Römer (Rumuni) machen, d. h. Unterthanen des römischen Reiches, aber keine Lateiner (Latini). So haben die Magharen aus diesen freien Walachen auch Siebenbürger und Ungarn machen können, d. h. Unterthanen der Herren von Siebenbürgen und Ungarn — aber mit dem Vorhaben, sie zu Magharen zu machen, wird es nie und nimmer gehen. Es gehe denn auch das Magharische mit in den Kauf und werde denn daraus ein neues Mischlingsvolk, eine neue Sprache.

Eins hätte ich beinahe vergessen. Wenn die Römer, an der Donau, ein Land voll lateinredender Colonisten auch einbüßten, so wimmelte noch die ganze Welt von hier und dort zerstreuten, anderen lateinredenden Colonisten. Wenn aber die Magharen in Ungarn und Siebenbürgen sich mit Sprache und fremdem Volke mischen, wo findet man dann mehr Magharen, die durch Reinerhaltung ihrer Sprache dem Gemengsel heraushelfen könnten? Nirgends! Auch den Römern half es nichts. Denn dasselbe, was jenen an der Donau begegnete, begegnete ihnen im ganzen Orbis terrarum. Auf der lieben weiten Welt redet keine einzige Seele mehr Latein als Muttersprache. Wollen die Magharomanen, dieser Weltlehre zum Troste, ferner und demohnenerachtet auf dem Vorhaben bestehen, die Mitbewohner des Landes zur Annahme der magharischen Sprache zu nöthigen, so mögen sie mir gefälligst vom Welttheater in die Werkstatt des ersten besten Seifensieders folgen. Dieser bedeute den Weltgeist. Er vereinigt Talg, Salz und Asche in einem Bottich. Lassen wir ihm etwas Zeit. Talg sei der Maghare, Salz der Deutsche und Asche der Slave oder Walache. Der Kessel kocht und mit dem angezündeten Span leuchtet bisweilen der Meister in die schäumenden Dämpfe. Ob alles zu Talg wird, oder alles Salz, oder lauter Asche? Nur Geduld! Der Meister gießt den Brei in die Ladel. Was ist daraus geworden? Weder dies, noch das, sondern — Seife — ein neues chemisches Product = nicht Maghare, nicht Deutscher, nicht Walache, sondern eine Mischung.

Darum lasset ab, die Ziegeln zum Thurme von Babel zu streichen. Ihr bauet ihn nicht. Der Herr wird herniederfahren und eure Sprache verwirren. 1 Mos. XI., 7.

V.

Die römisch-katholische Kirche.

Verstehest du auch, was du liest?
Apostelgeschichte 8, 30.

Lateinisch wird zwar auch ferner in den magyarischen Schulen gelehrt werden, aber Latiums Musen haben hinfort sicherlich auf eine dünnere Züngerschar zu rechnen. Ehedem sprach in Ungarn und Siebenbürgen jedermann Ciceros Sprache, wenn auch so gewässert, daß man es Küchenlatein nennen mochte. Demohnachtet erhob sich aus diesem Patois so manches edle Reiz der Poesie und Rhetorik, das seinen Gipfel wohl vor den classischen Palmen neigen mochte, aber im modernen Europa vielleicht gleichen Wert vorfinden, die Vergleichung aber nicht scheuen durfte. Das Christenthum, welches beim magyarischen Königs-throne Pathestelle vertrat, hat die lateinsprechenden Apostel, Künstler, Ritter u. s. w. eingeführt. In der Kirche war das Missale Romanum und die Vulgata des Hieronymus; in den Schulen Cicero, Virgilius und Horatius; in den Rechtsfälen Justianus &c. Jedes Schulkind wußte Bescheid und Auskunft in lateinischer Sprache zu geben. Die diplomatische Sprache mit dem Auslande und im Umkreis der Karpathen war vorzugsweise, vielleicht sage ich nicht zuviel, auch ausschließlich das Latein. Mehrere Jahrhunderte von Stephan herab findet man alle juridischen Verhandlungen lateinisch geschrieben. Da diese größtentheils von geistlichen Schreibern aufgesetzt sind, komme ich beinahe auf den Einfall, auch minder wichtige Dinge seien lateinisch verhandelt worden. Wenn dieses etwa früher nur bei vornehmerer Erziehung stattfand, so brachte es endlich Amos Comenius mit seinem Orbis pietas dahin, daß man mit dem Latein beinahe durchs ganze Land reisen konnte. Bürger und Bauern in jedem Krähwinkel und Eipeldau sprachen mit Fertigkeit die Sprache Roms. Dieser Unterricht in den Schulen und Gebrauch im Leben wirkte so nachhaltig auch auf die spätere Zeit, daß noch in meiner Kindheit mich als jungen Studenten viele Bauern mit ihren lateinischen Anreden in Verlegenheit setzten. — Bis auf Basedom ward in allen Schulen Latein gelehrt, selbst die ABC-Bücher in deutschen Schulen hatten das Pater noster, Duae tabulae Mosis, das Credo, Gratias u. s. w. Mit diesem Manne trat in allen Ländern eine Reaction gegen das Latein als todte und für die Muttersprachen als eine lebende ein. Allmählig gieng es dem Latein wie einem ausgebrannten Papierstreifen, wo ein Fünkeln nach dem andern zur Kirche hinausgeht, bis das letzte, als Räucher, die Kirche verschließet. So sehen wir die lateinische Sprache,

nach dem Sprachabschlusse des heurigen Landtages, ihres Dienstes in Gnaden entlassen, nachdem die erwachsene Tochter schon seit längerer Zeit ihre leitende Hand losschüttelte und ein Hinlängliches gethan zu haben wähnet, wenn sie ihr das Zeugnis bisher treuerfüllter Pflicht ertheilet.

Durch das Latein hieng bisher das Alterthum und die Neuzeit zusammen. Durch diese Gesetzesvorschläge schneidet man beide, wie mit einer Schere, voneinander. Der katholische Priester, der mit der Welt ehemals schon nur in loser Verbindung stand, wird durch Abolirung des Lateins zu einem Insulaner. Der römische Messpriester vor 300 Jahren, verrichtete er gleich sein Amt in lateinischer Sprache, ward doch von jedermann verstanden. War gleich das lateinische Volk ausgestorben, seine Sprache lebte verstanden und gesprochen unter den Magyaren.

Auf die Religionserkenntnis der Protestanten hat das Verlassen der lateinischen Sprache keinen nachtheiligen Einfluss. Denn die Reformation führte in den Gottesdienst die Muttersprache ein. Jeder bekam die Bibelübersetzung in die Hand und die aufkeimende Reformation konnte sich nur dadurch befestigen, daß sie die Finger auf die schlagenden Bibelstellen legte und sagte: Siehe, so spricht Gottes Wort! Ließ daher auch der Protestantismus ein Antikes (das Latein) fahren, so öffnete sich ihm dafür durch die Bibelübersetzung ein anderes Alterthum, hebräische Einfalt und griechischer Tiefsinn. Die von der Zeit bedungenen Controverspredigten schlugen die Brücke der Andacht über den scholastischen Graben, aus der modernen Begriffs- und Verstandeswelt in die orientalischen Anschauungen und Verkörperungen. Die nämlichen Kanzelreden kamen der rohen Muttersprache sehr zustatten. Wenn auch der gemeine Mann seine Muttersprache in keinen Büchern las: so hörte er, wenigstens an Sonn- und Festtagen, die werthen Töne in der Kirche erklingen. Die Prediger gaben sich hiebei Mühe, in gewählteren Ausdrücken zu reden und befließigten sich feinerer Wendungen als im gemeinen Leben. Sie haben daher auf die Denk- und Gefühlsweise, wie nicht minder auf die Ausbildung und Veredlung der Sprache einen großen Einfluss ausgeübt und haben auf die Dankbarkeit aller Magyaren, um der Sprache willen schon, den gegründetsten Anspruch.

Raum könnte irgendetwas dem katholischen Ritus eine tödlichere Wunde, als dieses Sprachgesetz, schlagen. Solange das Latein, in dem dieser Gottesdienst gehalten werden muß, von den Laien verstanden ward, war der katholische Ritus mehr als der protestantische ein lebendiger Verkehr zwischen Volk und Priester, so wie er es noch jetzt für

denjenigen ist, der diese Sprache versteht. Selbst dem, der nicht lateinisch geschult worden, dienten die in der Volkssprache erhaltenen vielen Brocken von Latein zu einer Krücke. Einzelne Worte verstand man — die andern errieth man aus dem Zusammenhange. Durch die Ausstoßung aller lateinischen Wörter entzieht man dem armen Laien auch diesen Nothbehelf. Noch verstehen die ältern katholischen Christen wenigstens einen Theil davon, was der Priester am Altare singt oder bei anderen gottesdienstlichen Handlungen spricht. Ehe ein Menschenalter vergeht, wird es dahin, bei der unermesslichen Menge der Ungelernten, gekommen sein, daß sie nichts davon verstehen werden. Es sind zwar Worte voller Sinn und Salbung, aber für sie haben sie keinen Sinn. Der arme Laie muß selbst den Sinn hineinlegen. Die Worte des Ritus bringen nicht, wie es doch sein sollte und bisher geschah, in den Gläubigen Leben, sondern der Gläubige belebet die Worte. Der Priester könnte ebensogut lateinisch das Einmaleins beten. Er sieht Verbeugungen, Wendungen — aber wozu diese äußerlichen Geberden gemacht werden, was sie bedeuten, ist ihm ein Räthsel. Die sinnvollen Begleitungen der Worte mit dem Körper, als äußerer Abdruck und mimische Darstellung des in der Sprache enthaltenen Gottesgefühles, sind ihm Schalen, Hülsen geworden. Denn die Worte als Dolmetscher des innern, unsichtbaren Gefühles versteht er nicht. Jetzt erst wird die lateinische Sprache für die katholische Kirche der Magyaren eine völlig todte. So stellt denn ein in Ungarn schon zum Gesetz erhobener Landtagsabschluß und ein in Siebenbürgen noch nur in Vorschlag gebrachtes Gesetz die römisch-katholische Kirche auf den bedenklichen Scheideweg: Entweder beim befohlenen, aber unverstandenen Latein zu verbleiben — oder aber zur verbotenen, aber verständlichen Muttersprache zu greifen.

Wie war es möglich, daß die katholischen Bischöfe Ungarns so willig ihre bejahende Stimme zu einem Abschlusse gaben, der ihren Gläubigen das Verständnis ihres Gottesdienstes verschließt? Wenigstens dermalen waren in ihnen der Magyar besser, als der Bischof!

VI.

Panславismus oder Wallachen und Adcl.

Denn sie säen Wind und werden Ungewitter einernnten.

Hoſea VIII, 7.

Die Herren auf dem Landtage in Klausenburg mögen eine Kanſelſprache gebäret haben und ſich nun freuen, daß das Kind zur Welt

gebracht ist — — eine Sprache zur Landessprache zu erklären, hat nicht noth. Denn eine Landessprache haben wir schon. Es ist nicht die deutsche, aber auch nicht die magharische, sondern die wallachische! Mögen wir ständische Nationen uns stellen und geberden wie wir wollen es ist nun einmal so und nicht anders. Pst! Pst! sagt man und zupft mich am Ärmel: Einfältiger Kerl, so etwas sagt man ja nicht! Diesen Ehrentitel mag ich vielleicht verdienen auch um meiner andern Streiche willen — aber hier grade, scheint mir, belohnte man mich über Verdienst. Denn ich und du und er, wir, ihr, sie alle haben diese Überzeugung. Wenn man von einer allgemeinen Sprache des Landes redet, glauben wir, daß damit keine andere gemeint sein könne als die wallachische. Umsonst steckt der gejagte Strauß seinen Kopf in den Strauch, der Meinung, weil er nicht sehe, würde auch er nicht gesehen. Umsonst, meine ich, sagt man so etwas nicht: wenn man's auch nicht sagt, ist es deswegen doch. Lieber gesagt und darüber gedacht, als nicht gesagt und nicht gedacht. Es ist diese Thatsache nicht zu leugnen. Sobald zwei verschiedene Nationsgenossen zusammenkommen, die ihre Sprache nicht können, ist gleich das Wallachische als dritter Mann zum Dolmetschen da. Man mache eine Reise, man begeben sich auf einen Jahrmakkt. Wallachisch kann jedermann. Ehe man den Versuch macht, ob dieser deutsch, oder jener magharisch kann, beginnt die Unterredung in wallachischer Sprache. Mit dem Wallachen kann man ohnedem nicht anders reden, denn gewöhnlich redet er einzig die seinige. Das kommt daher, um magharisch oder deutsch zu lernen, bedarf man des Unterrichts und der Schule, wallachisch lernt man auf der Gasse — im täglichen Verkehre — von selbst. Die Leichtigkeit ihrer Erlernung beruht nicht nur in der großen Menge lateinischer Wörter, welche dieses Mischlingsvolk durch die Verschmelzung mit römischen Colonisten in sich aufnahm, und welche uns Siebenbürgern bei unserer bisherigen lateinischen Erziehung von selbst verständlich sind — sondern das Leben selbst bringt uns alle Tage in Verkehr mit diesem zahlreichen Volke, welches beinahe die Hälfte der gesammten Bevölkerung bildet. Heute bleibt ein Wort hängen, morgen das andere und nach einiger Zeit bemerkt man, daß man wallachisch kann, ohne es eigentlich gelernt zu haben. Würde es einem aber auch nicht so leicht, so empfiehlt deren Erlernung ein tausendfältiges Bedürfnis. Will man mit einem Wallachen reden, so muß man sich zu seiner Sprache bequemen oder man halte sich gefaßt auf sein achselzuckendes Nu stiu!

Hätte ich die Populationstabellen zur Hand, die im Cabinet liegen, so wüßte ich die Verhältnisse der Landesbewohner genauer anzu-

geben, so aber denke ich mir nur ungefähr in runden Zahlen folgendermaßen die Bevölkerung des Landes:

Ungarn, eigentlich Magyaren	400.000
Szekler	300.000
Sachsen	300.000
Wallachen	900.000
Übrige Völker	100.000
	<hr/> 2,000.000

Etwas drüber, etwas drunter. Hier, an diesem Orte, kommt es nicht auf große Genauigkeit an. Diese Ziffern geben hinlänglichen Aufschluss über meine Behauptung, dass die Sprache der Wallachen die eigentliche Landessprache sei.

Wären nun die Wallachen, welche ursprüngliche Slaven sind, insgeheim Anhänger des mächtigen slavischen Kaiserreiches, worauf die Magyaromanen mit ihrem Panславismus verdächtigend hinweisen, so wäre das freilich eine missliche Sache. Denn Pharao sagte: Wo sich ein Krieg erhöhe, würden sie sich zu unsern Feinden schlagen und wider uns streiten. 2 Mos. 1, 10. Ehe man aber dieserwegen Besorgnisse empfindet und Maßregeln ergreift, muß doch zuvor ausgemacht sein:

1. die Absicht des auswärtigen Slavenreiches, alle Länder, wo Slaven wohnen, als Bekleidung des Stammkernes an sich zu ziehen;

2. die Neigung der österreichischen Slaven, den bestehenden Verband zu lösen und eine neue Verbindung einzugehen.

Eine wachsame Politik kann sich ja immerhin diese Fälle als mögliche vorstellen, um nicht überrascht und dadurch außer Fassung gebracht zu werden. Hat man doch die kluge Vorsicht, die Feuerpistolen in Bereitschaft und in bestem Stande zu erhalten, bevor die Flamme ausschlägt. Dies also auch zugegeben — hat man doch noch nicht noth, dermalen schon Feuer! Feuer! durch die Thäler des Landes zu schreien. Abgesehen davon, daß ein Verdacht, wie er im Panславismus erhoben worden, eine Beleidigung gegen eine befreundete Macht ist, die sich, wenigstens jetzt, auf dem Boden der ehrbarsten Rechtlichkeit befindet; abgesehen davon, daß eine solche Verschwärzung mehrerer Millionen im Kaiserstaate eine unverantwortliche Gefährlichkeit ist, so muß doch jeder es einsehen, daß eine solche Verdächtigung, nach innen und außen, keine Beschwörung enthält, die auswärtigen Absichten und inländischen Wünsche, wenn sie bestehen, zu vernichten. Wir fürchten uns vor den Mitterbissen, aber dadurch, daß wir es sagen, bleiben die Giftzähne im Rachen noch unverseht stecken, und werden durch dies

Geständnis nicht ausgerissen! — Äußerungen der Furcht sind aber auch Geständnisse der Schwäche, des Mangels an Vertrauen in die eigene Kraft. Äußerungen der Furcht sind Einladungen für den Beschuldigten, zu Versuchen, zu Benützung der eingestandenen Schwäche. Statt also die Rechtlichkeit der Nachbarn in beleidigenden Zweifel zu ziehen; statt, auf bloßen Verdacht, Mitunterthanen der Verrätherei zu bezichtigen und zugleich dem Gefürchteten über seine Furchtbarkeit die Augen aufzuthun; statt sich durch Äußerungen der Furcht als Schwächling oder Feigling an den Pranger zu stellen — — hätten die Magharomanen besser gethan, vor ihrer Thüre zu stehen, zu schweigen und diese Sorge der Regierung zu überlassen, deren tausend Augen nie alle schlummern, noch schlafen.

Ist nun aber einmal das Ungehörliche geschehen, und haben einmal nun die Magharomanen dieses unüberlegte Gerede in Umlauf gesetzt, so ist es beinahe zu einer öffentlichen Pflicht geworden, diesem nebelhaften Ungethüm ein klares Bewußtsein zum Begleiter zu geben. Hierbei kann keine Rede von Widerlegungen sein, so könnte es heißen: *qui s'excuse, s'accuse*: vielmehr dürfte es eine ehrenvollere Aufgabe sein, auf die Mittel einer präventiven Politik bedacht zu sein, um, wenn ein Miasma in der Luft ist, der Ansteckung oder dem Ausbruch der Krankheit selbst vorzubeugen.

Wenn es ja einmal zur Entscheidung kommt, wem die Slaven gehören sollen, so wird dieser große Kampf an den Donaumündungen eröffnet werden. Hier ist der Fleck, wo der Norden und Westen ernstlich aufeinander stoßen werden. Deutschland wird seine Interessen bewahren, Rußland seine Sympathien benützen. Germanen kämpfen da um ihre Existenz — die Slaven um die Oberherrlichkeit der europäischen Welt. Selbst Constantinopel fällt nur, wenn zuvor eine russische Kette die Ausmündung der Donau versperrt. An den Ufervölkern der Donau findet Rußland seine Glaubens-, seine Stammgenossen = Millionen, die der Erlösung, der Aufrichtung des neuen Reiches warten. Sind die Siebenbürger Wallachen auch nicht den Russen als solchen zugethan, so sind sie doch gewohnt, in der Wallachei ihre eigentliche Heimat zu ehren. Richtet sich daher die Magnetnadel ihres Herzens auch nicht nach Rußland, so weist die Spitze doch immer in die Zara, ins Land, in die Wallachei, das unseren Wallachen, trotz der früheren Gesetzlosigkeit, jetzt wie früher für ein Kanaan gilt, wo Milch und Honig fließen. Will man nun unsere Wallachen von Rußland abziehen, auf das sie nur das Gerede der Magharomanen aufmerksam gemacht haben, so ist wohl die nächste Aufgabe, sie von der Wallachei zu entfremden. Es

wäre also diese Frage politisch zu lösen: Wie entfremdet man den Wallachen dem Wallachen? Im allgemeinen könnte darauf keine befriedigendere Antwort gegeben werden, als: Man trenne sie durch Verschiedenheit der Religion, — der Sprache, — und des Interesses. Letzteres, nämlich das Interesse, halte ich für das geeignetste und einzige Mittel: auf die anderen zwei lege ich kein besonderes Gewicht. Doch wollen wir sehen.

Die Religion ist schon seit längerer Zeit in der Arbeit: die Magharomanen wollen ihr Glück mit der Sprache versuchen. Das Wort für die Interessen führen diese Zeilen in bescheidener Rückhaltung.

Die Religion der Wallachen in beiden Ländern ist zwar die christliche. Wären die auswärtigen Slaven und Wallachen Nichtchristen, so würde das Christenthum die wallachischen Christen unseres Landes von den nichtchristlichen Slaven und Wallachen des Auslandes abziehen. Die christliche Kirche bildete den Anziehungs- und Abstoßungspunkt. Nun aber die auswärtigen Slaven und Wallachen ebenfalls Christen wie die zu Hause sind, so geschehen zwei entgegengesetzte Anziehungen, nach innen und außen, gleichmäßig: es bleiben also unsere Wallachen in der Mitte, unbewegt.

Die Confession macht aber einen Unterschied. Gleichwie der Mensch, dem Wesen nach, nur einer ist, in der Form der Erscheinung aber sich nationell verschieden gestaltet, so hat das Christenthum auch seine ideelle Einheit im Wesen, seine Erscheinung in der Außerlichkeit aber wird zugleich, eine Mehrheit, zu verschiedenen Confessionen. Diese verschiedenen Christenparteien hängen zwar alle, als Glieder des Christenthums, zusammen, in der Einheit ihres Wesens, in Christo, nicht anders, als die verschiedenen Nationen, wie Glieder am Leibe der Menschheit, mit den ersten leiblichen Menschen (Adam = Mensch) zusammenhängen. So wie nun die Nationen oft, über ihrer Nationalität, das Gemeinsame der Humanität aus den Augen setzen, so heften auch die verschiedenen Confessionen, mit Übersehung ihrer gemeinsamen Wesenheit, ihre Blicke oft starr und stier nur auf das Besondere ihrer Confession. Wie nun der Mensch an sich nur ein Gedanke ist, der nirgends oder eigentlich überall zu finden ist, indem der unsichtbare Mensch, um zu erscheinen, in der Form eines Engländer's, Deutschen, Franzosen u. auftreten muß — ebenso muß das unsichtbare Christenthum, um in der Welt als Thatsache, als Kirche, sich zu offenbaren, in der Form einer Confession sich gestaltet darstellen. Der Kosmopolit ehret in jeder Nation das Menschengeschlecht, im besondern das allgemeine.

Das Gegentheil thut der Ultranationalismus. Über die Form seiner Nationalität geht ihm nichts, sie ist ihm alles. Der echte Christ gibt jedem Christen den Bruderkuss, denn er erkennt in jeder Confession eine allgemeine Grundlage, das Christenthum. Der Ultraconfessionist sieht in einer andern Besonderheit nur den Nebenbuhler, den er hasst. Den Christen hat er aus den Augen verloren: sein Confessionsverwandter ist ihm alles, der Christ der Liebe Niemand.

Diese große Wahrheit, wie langweilig sie auch sei, ist der Schlüssel zu allen Volks- und Religionsympathien. Das Verwandte zieht sich an — und stößt das Fremde ab. Europäer, die sich hier fremd find, schütteln sich in Asien, zwischen Nichteuropäern, freudetrunknen die Hand. Sie erkennen das Gemeinsame. Galt es gegen die Türken, so beseele alle Christen der Gedanke an ihr gemeinsames Haupt. Alle Confessionseitelkeit verbleichte, ein Sternenlicht vor dem Glanz der Sonne des Christenthums. Entfernte sich der Halbmond im Staub der fliehenden Kasse, so kehrten sich die jüngst vereinigten Christen den Rücken, oder, wenn die Gemeinsamkeit sich aus dem Bewusstsein ganz verlor, standen sie sich wohl mit den Gesichtern gegenüber, aber Faust gegen Faust. Welches der höhere Standpunkt sei, brauche ich nicht zu sagen. Es versteht sich von selbst.

Wollen wir nun den Wallachen aus seiner besondern Confession her austreiben, ihm eine andere eingeben, um die verlassene anzuseinden, so stellen wir ihn auf keine christlich höhere Stufe, sondern der Confessionshass, der bisher von a nach b gieng, soll nun hinfort von b nach a wirken. Denn es ist ja bekannt, dass sich die beiden katholischen Kirchen des Morgen- und Abendlandes wenig vertragen und sich alles übel auslegen. Diese erwiesene Antipathie soll nun zum politischen Hebel dienen. Gelingen es, die Wallachen zu römisch-katholischen Christen zu machen, so verspricht sich die Politik, es würde der Wallach im Russen den morgenländischen Christen hassen. Der Wallache verlöre nichts, denn er träte aus einer katholischen Kirche in die andere über. Freilich müsste alsdann der Glaubenswechsel nicht auf der Oberfläche, sondern im Innern liegen, auf der Überzeugung des Besseren, der Schritt müsste eine Frucht der Wahrheit sein. Es dürfte dann die Ansicht *Kă tot una!* nicht geduldet werden. Sonst hat man den Zweck nicht erreicht. Die angenommene neue Kirchenlehre erzeugt ja keine Antipathie: Ist es alles eins, römisch oder griechisch, so ist nichts gewonnen, nämlich für den Staatszweck. Sieht der convertierte Wallach, auch nach seinem Übertritte, den Religionswechsel als eine gleichgeltende Sache an, so übersetzt sich das walachische Sprichwort: *Kă tot una!*

ohngefähr also: Ich bleibe meinem Glauben treu, wenn ich auch einige Dinge dermalen bekenne, die mir in meiner Lage nützlich sind, und an sich gleichviel gelten. Als solche gleichgeltende Sachen erscheint ihm eine Vermehrung seiner Heiligen. Denn die alten behält er bei. Ebenso macht ihm die Angelobung der Glaubenstreue an den Papst, als *Conditio sine qua non*, kein Herzklopfen, denn er ist schon gewöhnt, in Religionsfachen die Entscheidung über wahr und falsch aus dem Munde seines Popen, sonder Zweifel, zu erwarten, den er, sei er auch der letzte seines Sprengels, *Sintzia sa*, „Seine Heiligkeit,“ nennt. Bei solcher kindlichen Hingebung in die Unfehlbarkeit seines Dorfspfarrers ist sein Glaubensbekenntnis an die höchste entscheidende Glaubensstelle des Papstes kein Merkmal seiner römisch-christlichen Gesinnung, keine Bürgschaft seiner abendländischen Gesinnung. Der Übertritt ist noch nicht vollkommen. Denn der Übertretende steht noch immer im Wahn; in seiner Kirche zu sein. Solange aber dieser Wahn nicht gehoben ist, hat der Staat mit seiner Politik keinen Fuß vor den andern gethan.

Ist aber ein Widerwillen zwischen morgenländischer und abendländischer Kirche, wie doch diejenigen anzunehmen scheinen, die auf diesen Widerwillen, als Mittel der Entfernung, ihre Politik bauen, so ist nun die andere Frage bei der Hand: wie überwindet man, behufs des Übertrittes, diesen Widerwillen? — Nicht anders, als durch innere oder äußere Vorthelle, die mit dem Übertritt verbunden werden. Innere Vorthelle sind: die Überzeugung der Vorzüge, des größeren Antheils am Wesen des Christenthumes, am allgemein Christlichen. Das ist ein langer, ein steiler Weg! Für die Beurtheilung fehlt dem Wallachen die Vorschule der Erkenntnis. Offenere Augen hat er für äußere, irdische Vorthelle. Diese begreift er, diese ergreift er leicht. Will man Körper in der todten Natur aus ihrer Zusammensetzung in die Bestandtheile zerlegen, so bringen die Chemiker einen andern Stoff in Berührung, der mit dem einen Theile mehr Verwandtschaft hat, als die zusammengesetzten Körper zu ihrer Zusammensetzung. Hiedurch läßt der eine Theil seinen bisherigen Kameraden fahren und schließt mit dem dargebotenen eine neue Verbindung. So wirken auch die Neigungen auf die Seele. Es muß des Wallachen Neigung zu seiner Kirche, mit der er in Verbindung steht, von ihm, durch eine größere Neigung, losgemacht werden, damit seine Seele eine neue Verbindung eingehe. Eine solche größere Neigung, die größte, die der Mensch hat, ist das Interesse, die Eigenliebe, der Vortheil. Diese werden die Anhänglichkeit aufheben und eine Verbindung mit dem Angebote eingehen. Der Vortheil wird das alte Bündnis lösen, das neue schließen,

d. h. der Vortheil, das Interesse, wird den Wallachen von seiner alten Kirche scheiden, und eben der dargebotene Vortheil ihn mit der neuen Kirche verbinden. Eigentlich aber geht nur ein Bündnis mit dem Vortheile und nicht mit der römischen Kirche vor sich. Daher eine noch größere Befriedigung der Eigenliebe wieder imstande wäre, das eben jetzt geschlossene Bündnis aufzuheben und eine neue Verbindung einzugehen. Venalem certe urbem, sagte Jugurtha, eantorem modo si inveneris!

Wie sehr ich die Zwecke der Aufklärung durch die Union für erreichbar und darum auch für wünschenswert halte, so wenig verspreche ich mir durch sie eine Förderung des politischen Zweckes, der ja ohnedem nicht im eigentlichen Plane der Union liegen kann. Denn der Religionswechsel soll eine verdächtige Anhänglichkeit an den Kaiserthron in Wien zu einer sicheren und zuverlässigen machen. Das ist ja die politische Seite! Der beim Wechsel mitbekommene Widerwillen gegen Verbindungen mit griechisch-katholischen Christen soll ihn in der Anfechtung und Verlockung stark machen, daß er die schuldige Treue bewähre. Da man dies erreichen will, so wäre vor allen Dingen noth, seine Gewissenhaftigkeit empfindlich, wie eine Ducatenwaage, und unerschütterlich, wie der Surul, zu machen. Die Ehrenhaftigkeit der Sprichwörter: Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort; die Gottesvergeffenheit des Meineides; daß Unterthanentreue Gottes Wille sei — müßte ihm nicht als äußerliches Gebot erscheinen, es müßte nicht als historische Wahrheit im Gedächtniskasten liegen, sondern das Mark seines Lebens, der Odem seiner Seele, das Blut seines Herzens sein! Da ist also die Aufnahme durch die größte Feierlichkeit wichtig zu machen, der Übertritt aus Leichtsinn, aus Furcht vor einer Strafe zu verweigern. Denn kann der Staat auf den bauen, auf dessen Treue sich verlassen, der in leichtsinniger Untreue seine Treue anbietet? Welche Bürgschaft hat der Thron; werden die, die eine Kirche aus Treulosigkeit verlassen, ihre Treue dem Throne besser behalten? Ist nicht die Kirche etwas Heiligeres und Größeres, denn der Staat? Wird etwa der die für kleiner angesehene Sünde, den Staatsherrn zu wechseln, scheuen, der vor der größer geachteten nicht zurückbebt, im Muthwillen aus einer Kirche in die andere überzutreten?

Will man den Wallachen, ohne etwas mehr in dem Kauf zu bekommen, als Treue für den Thron, mit größter Sicherheit dem Panflavismus entziehen und sein Herz, mit dem Munde obendrein, für den österreichischen Staat, das Vaterland, gewinnen, so biete man ihm, nach meiner Ansicht, Befriedigung seiner Nothdurft, Achtung seiner

Menschenwürde, Ehrfurcht seinem Christenthume, selbständigen Haushalt, Mittel der Erziehung u. s. w., mit einem Worte: Befriedigung seiner Interessen. Denn diese binden, und diese trennen. Hoffnungen, diesseits befriedigt, haben nichts vom Jenseits zu hoffen. Die heimische Regierung sättigt den Hunger und Durst dieses Volkes, daß es sich nicht der zukünftigen zu getrösten brauche. Speise der Gerechtigkeit brauchen sie und den erquickenden Trank menschlicher Behandlung. Durch Wohlthaten fesselt sie ans Land und an euch: gebt ihnen, daß sie durch Krieg etwas zu verlieren, durch Einfälle einzubüßen haben. Gebet ihnen alles, was Recht und Billigkeit verlangt, daß sie nichts mehr zu begehren haben, wenn die Fremden sich zeigen. Der Fremde wird versprechen, er wird geben; aber von dem euren wird er's nehmen und ihnen geben. Jetzt wird der Empfänger Dank im Herzen empfinden, dann erhaltet ihr die Schadenfreude und das Hohngelächter. Sind die Interessen befriediget, werden sie sich zur Ruhe legen und satt den Frieden suchen. Der Wallache wird sich dann nicht auf die Fußzehen stellen und sehen, ob die Erlöser noch weit sind, und nicht die Ohren spitzen, ob nicht mit der Sprache des Fremden die Fahne der Hoffnung einherzieht. An euch, magharischen Edelleuten, ist es, die wallachischen Unterthanen zu begütigen, zu befriedigen, durch Liebe Liebe zu gewinnen, durch Vertrauen Kindesliebe zu erzeugen. Wehret ab künftige Missethaten durch jetzige Wohlthaten, besänftiget sie durch Sanftmuth, machet sie dem Lande eigen durch Eigenthum!

Gabe und Zugeständnis sei ein Kind des freien Willens, ohne saures Gesicht, aus offener Hand gereicht. Eine solche Gabe ehret den Geber und auferleget dem Empfänger die Verpflichtung — das Rückständige in Geduld zu erwarten. Was ertrogt worden ist, was mit unwilliger, furchtsamer Hand gereicht wird, reizt zu neuen, unverschämteren Forderungen, zu größerem Troge. Eins ist vor allen Dingen noth: das Urbarium! Es sei dasselbe aber eine Wohlthat, eine Wahrheit ohne Hinterthüren; wahrhaftig Brod und nicht Stein; Fisch und keine Ratter. Will das Land den Wallachen zum Landeskinde haben, will es seine Zuneigung sich erwerben, so sei es eine gerechte Landesmutter gegen Unierte und Nichtunierte. Denn beide sind Wallachen. Es wende das bißchen Grund und Boden auch an diese Kirche, die sich für die eigentliche wallachische Kirche ansieht, und gebe auch den nichtunierten Geistlichen die *portionem canonicam*. Sonst ergrimmen sie innerlich als Märtyrer des dem Wallachenthume treugebliebenen Wallachenthums, das übermenschlich dulden und unmenschlich fein kann. Hiemit liefert ihr dem mißtrauischen Wallachen den

nöthigen Glauben in die Hand, die Wohlthat gelte dem Wallachen und nicht der Confession. Durch diese und ähnliche Gaben stopft ihr Baumwolle in die Ohren für die verführerischen Schmeicheleien, verlockenden Verheißungen etwa ausgesendeter Emissäre, früher oder später. Haben sie, was sie entbehren, besitzen sie, was sie verlangen — wirbeln dann einmal russische Trommeln auf den Karpathen — laffet sie wirbeln, bis die Hundsfelle springen. Der Dankbare, der Glückliche, der Zufriedene kämpft mit euch für den Besitz, für die Gewissheit, für den Wohlthäter, für den Stifter seines Glückes, für den Urheber seiner Zufriedenheit, für Land, für Volk, für Thron. Sie sind unter uns und die Unsrigen, wie wir früher schon ihnen und die Ihrigen waren. Gebet, gebet, so wird euch wieder gegeben; ein voll, gedrückt und überflüssig Maß wird man in euern Schoß schütten.

Was soll ich von der Sprache sagen? Nicht viel, und doch nicht wenig! Gebt eure magharische Literatur mit Bausch und Bogen dem Wallachen, in ganzem Franzband, mit Goldschnitt, meinetwegen auf die Haut des Esels Bileams selbst gedruckt — es stillt ihre Wünsche, befriediget ihre Erwartungen, sättiget ihre Hoffnungen nicht. Die Hoffnung, durch Magyarisierung die Wallachen zu gewinnen, ist auf Sand gebauet. Wenn die Därme vor Hunger kollern, wird von einem Blumensträußchen nicht satt. Mit diesem Anbot treibet ihr nur Spott, es ist Hohn. Sie werden euch ins Gesicht lachen und den Rücken kehren. Dies schon, wenn ihr als Ersatz für andere abgeschlagene Bitten euere Sprache zum Geschenke anbötet, das man ausschlagen oder annehmen könnte. Wollt ihr aber nach zehn Jahren, wie der Vorschlag will, auch Gewalt üben, und selbst in die Kirchen dringen, so es doch nichts helfen wird, so sehet zu, was ihr thut, und werfet nicht in frevelndem Übermuthe glühende Kohlen ins Stroh.

Ihr säet Wind, und werdet Ungewitter ernten. Hos. VIII., 7.

VII.

Magharia oder die Verdächtigung, als erste Frucht der Magyarisierung.

Prüfe doch die Geister, die Dich erhitzen, und erfahre, ob sie aus Gott sind. 1 Joh. IV., 1.

Die erste und bittere Frucht, welche dieser Ultraismus der mütterlichen Sprachvorliebe getragen hat, ist die Verdächtigung der Magyaren durch die Slaven, als führten die Tonangeber im Schilde, Ungarn

zuerst mächtig und dann unabhängig und selbständig zu machen. Es ist dies nur eine freundliche Beantwortung des Vorwurfs, den die Magyaren kurz zuvor den slavischen Bewohnern des Landes mit dem Panflavismus gemacht hatten. Der Stoß ließ den Rückstoß erwarten. Bahn um Bahn ist orientalisches Recht.

Weber glaube ich, daß die Magyaren ernstlich an den Panflavismus glauben, noch kann ich annehmen, daß die Slaven mit dieser *Magyaria* etwas mehr als Erwiderung des einen Verdachtes mit Hinschiebung einer anderen Verdächtigung im Sinne haben. Sie zeigen nur der Welt, wie sehr sie sich lieben und wie liebenswürdig sie sind. Ist denn das ehrenvoll, wenn sich Brüder also katzbalgen, und dem Auslande das Schauspiel schadenfroher Ergötzung geben! Zu was schimpfen die Slaven zurück, solange der Hof schweigt, und warum machen die Magyaren beim Publicum den Kladderer, da treue Unterthanen ein solches Geheimnis der Regierung allein anzuvertrauen hätten. Ist nun dieses einmal am ungehörigen Orte vorgebracht und zum Volksgespräche gemacht worden, so ist nun wohl kein gehörigerer Ort, als eben die Zeitungen, solches Gerede oder Beginnen in seiner Thorheit, Albernheit und Unwahrscheinlichkeit, kurz als Nonsens darzustellen. Das ganze Volk der Slaven wird es nicht gesagt haben, auch nicht das ganze Volk der Magyaren. Es thun es immer nur einzelne, von allzugroßem Eifer hingerissen. Dem ganzen Volke muß es aber lieb und willkommen sein, obgleich wieder nur durch einen einzelnen, vor demselben Publicum eines schmerzhaften Verdachtes reingewaschen zu werden.

Den Schein einer bösen Absicht, oder den Verdacht haben sich die Magyaromanen durch ihren allzuheftigen Liebeserker und überspannte Forderungen für ihre Muttersprache selbst zugezogen. Sie begehren alle ehemaligen, zur Krone Ungarn gehörig gewesenem Länder wieder damit zu vereinigen. Selbst nach einer Verjährung von 300 Jahren, seit wann Siebenbürgen seine Unabhängigkeit von Ungarn erwarb, ermangelt Ungarn nicht, Einladungen an Siebenbürgen ergehen zu lassen, sich mit dem Mutterlande wieder zu vereinigen. Sie reden von Serbien und Bulgarien, von der Moldau und Wallachei, als ob in der Weltgeschichte seit der Zeit kein Jahr vergangen wäre, und man den König Matthias nur gestern begraben hätte. Hierbei reden sie immer von einer Vereinigung mit sich, und nicht mit dem österreichischen Kaiserstaate. Man kann diese Sprache nicht anders als eine unvorsichtige, unüberlegte nennen, wenn sie solche Provinzen, die im nämlichen Staate mit ihnen, als Glieder eines und des nämlichen Staates, leben, auf-

fordern: sich mit ihnen zu vereinigen. — Verlangen sie nun in kurzer Frist, gleichsam in einem Odemzuge, ungarische Siegel, ungarische Umschrift auf den Münzen, ungarisches Commando, ungarische Sprache selbst von oben, ungarische Wanderbücher u. s. w., so muß man stutzen, und der verdächtige Slave konnte leicht hierauf weisen und sagen: *Ex ungue leonem!*

Die österreichische Regierung fühlt sich stark genug, manches hievon ohne Besorgnisse gewähren zu können, und ist auch gutmüthig genug, manches zuzulassen, was eine eifersüchtigere Regierung schon übelgenommen hätte, wenn es ihr auch nicht angemuthet, sondern nur obenhin zu Ohren gelangt wäre.

Wie viele Widerstrebungen hat Ungarn und Siebenbürgen den menschenfreundlichen Absichten der Regierung in Betreff dieser eigenen Länder entgegengesetzt; wie vielen Widerstand haben diese Länder der Einführung besserer und zweckmäßigerer Einrichtungen geleistet, bis endlich, in neuester Zeit, der harte Boden sich von selbst aufschliesst und dieselben Pflanzen, die nun Früchte trügen, wenn sie früher aufgenommen wären, die ersten Blättchen zeigen.

Ungarn, wollte es sich aus den liebenden, beschützenden und väterlichen Armen Österreichs losreißen, wiederholte nur die alte Fabel von der erstarrten und im Busen des Bauern aufgethauten Ratter, die zum Dank den Bauern biß, oder die lehrreiche Geschichte vom verlorenen Sohne im Evangelio. Wenn der Sohn seinen Wohlstand mit Fremden verzehrt, wenn er seine Selbständigkeit an einen fremden Herrn eingebüßt hätte, käme dem zerlumpten Schweinehirten schon die Reue am Treberntroge, daß er der Tafel seines Herrn Vaters gedächte. Zu was also den Tanz mit H**** beginnen, da eine väterliche Aufsicht und Überwachung dem geliebten magharischen Sohne so zuträglich, so unentbehrlich, eine Losreißung so verderblich sein würde! Ja, wenn Österreich auf die Zerstörung der Nationalitäten ausginge, wenn es ein Regierungsprincip befolgte, welches die Eigenthümlichkeiten seiner verschiedenen Völker absichtlich mit Kchwasser zerstörte. Österreich ist zu einem großen Reiche geschichtlich aus verschiedenen Reichen erwachsen. Die Zeit hat ihm diese Bahn, diese Einrichtung vorgezeichnet, die Zeit deren Vortheilhaftigkeit bewährt und damit die Verpflichtung ihrer Beibehaltung auferlegt. Das Haus Habsburg begreift diese seine Aufgabe und Bestimmung und handelt gewissenhaft danach; es ehret, achtet und beschirmt diese Eigenthümlichkeiten, läßt jedes Volk nach seiner Weise leben und regieret ein jedes nach dessen Gesetzen. Daher hat sich Ungarn nicht zu beklagen, daß die Vorsehung auch seine Völker, mit anderen

zu einem Blumenstrausse gebunden, dem kaiserlichen Hause am Hochzeitstage überreichte. Die Mitgift der Braut, Ungarn, war von Janitscharen umstellt, die Töchter des Landes fürs Serail und den türkischen Harem, die Krennitzer Ducaten für die Beutel der Bassen, die Jünglinge Ungarns zum Kanonenfutter für islamitische Zwecke, die ganze Bevölkerung zu Lastthieren bestimmt. Diese Mitgift war schön und herrlich, aber in fremden Händen, ein Schatz von großem Werte, jedoch vergraben und von türkischen Drachen bewacht. Nur der Rechtsanspruch, die Verschreibung, war in Händen — — der Besitz mußte erkämpft, mit Gewalt ergriffen werden. Da galt es Geld, — Blut — und Sorgen. Läßt sich von einem Kauffchilling bei Länderverwerbungen reden, so hat Oesterreich dafür den höchsten Preis erlegt. Die Procente mag dieses Landgut wohl tragen, aber diese Erwerbung war kein Zweck kaufmännischer Berechnung. Der Gedanke einer Gebietsvergrößerung reicht nicht hin, die Anstrengungen zu erklären, die Oesterreich und Deutschland machen mußte, um Ungarn dem Halbmond zu entreißen. Weniger war es Wunsch der Politik, als Sache des Gewissens. Mit dem mohammedanischen Fanatismus konnte sich nur christliche Begeisterung messen; der prosaische Gedanke an Länderzuwachs, oder die nüchterne Berechnung des Einkommens wären nicht imstande gewesen, auch nur Widerstand zu leisten, geschweige den Sieg an die Fahne des Doppeladlers zu fesseln. Die Begeisterung fürs Kreuz, der Glaube, für Gottes eigene Sache zu streiten, vermochte allein den christlichen Herren die Aussicht auf die Möglichkeit zu eröffnen, ihnen die Zuversicht zu geben und die Ausdauer: dies Christenland dem Erbfeind zu entreißen. Ein Schaf, das dem Wolfe aus dem Rachen abgejaget worden, darf seinem Lebensretter die seit der Errettung gelieferte Milch nicht nach Maß und Seidel, die abgegebene Wolle nicht nach Pfund und Loth vorrechnen und her zählen. Wahre Dankbarkeit hat nur ein Gedächtnis für die Wohlthat und führt keine Rechnung für die Erkenntlichkeit und kein Register über den Dank selbst. Eine Goldbörse, die ein Erretteter seinem Erretter am sichern Ufer in die Hand drückt, wenn jener die schöne That an dem Ertrinkenden mit Gefahr des eigenen Lebens vollbrachte, kann wohl den Geber als Erkenntlichkeit ehren: die Schuld selbst läßt sich nie bezahlen. Zur Abtragung solcher Schulden gehört ein lebenslänglicher Dank, d. h. die Länge des ganzen Lebens hindurch, bei einzelnen, wie bei Völkern. So gehöret Ungarland dem Wienerhof und Kaiserthron, weil es aus Todesnöthen mit Lebensgefahr gerettet worden, zum lebenslänglichen Danke, nicht als Siegespreis, sondern als verlorenes und gerettetes Leben. Sollten daher je die Magyaren ernstlich den Wunsch im Herzen

hegen, sich von Oesterreich loszureißen, um ihresgleichen auf den Königsstuhl in Ofen zu setzen, weil sie nun glaubten, dem Erretter abgezahlet zu haben, so wäre das der schwärzeste Undank, wert, das den Aufwüthern die Hände verdorrten und Raben das Gehirn der Verführer zerhackten.

Muthete die Ultra dem Wienerhofs so viele Leichtgläubigkeit zu, daß er sich den Panславismus als Bären aufbinden lasse -- könnte dann nicht dieselbe Leichtgläubigkeit auch für das Hirngespinnst der Magharia ein williges Ohr haben? Würde in diesem Falle Oesterreich seine sichersten Anhänger, die Deutschen, magharisieren lassen und uns blindlings aufopfern, deutsche Interessen vertilgen und so zur leichteren Ausführung des Verrathes einen Handlanger abgeben? Würden die Wallachen und unterthänigen Slaven, die in der Krone allein ankern können, um nicht im Feudalismus zerfchelt unterzugehen, etwa ihren Herren noch einen Lederstreifen reichen wollen, um die Peitsche voll wichtiger zu machen? Da häufte sich Wahnsinn auf Wahnsinn, reis zum Narrenhaus.

Zum Glück ist dieser Verdacht ohne Grund und Boden und nur eine hervorgerufene Schmähung zur Vergeltung für die Verdächtigung der Slaven mit dem Panславismus, die erste herbe Frucht, die die Magharisierung trägt. Andere Früchte sind noch in der Blüte.

Doch spricht jedermann bei uns die ehrenwerte Nation im ganzen von diesem Verdachte frei; aber wer mag dafür die Bürgschaft übernehmen, ob nicht in einigen Sprudelköpfen ein solches Gelüsten vorhanden? Der Ausbruch eines solchen Unternehmens, das, wie ein Irrlicht nicht zünden, sondern nur scheinen würde, wäre aber einer mehr machiavellischen Regierung eine nützliche und willkommenene Geisterprobe. Dann fielen die Masken, dann würde sich zeigen, wer es mit Oesterreich hielte und wer nicht. Diese Aufklärung über wahre Anhänglichkeit und Sympathie bedarf nun eigentlich Oesterreich nicht. Denn sonst könnte es noch den aufwüthrerischen Zwecken in die Hände arbeiten, sich selbst schläfrig, matt und sorglos stellen -- ja den feurigen Pferden durch Concessionen noch verdoppeltes Haferfutter reichen, damit sie nur ja durchgehen, um sie alsdann niederzureißen und statt der bezottelten Trenze den eisernen Kappzaum auf die Nase zu legen.

Wäre die ungarische Constitution dem Wienerhofs ein Dorn im Auge, wäre ihm diese Constitution eine Unbequemlichkeit, deren er loszuwerden wünschte, obgleich tausend Beweise für dessen Zuneigung und Aufrichtigkeit zeugen, wohl an, ein Aufruhr wäre das sicherste Mittel, diese Constitution in den Sarg zu legen.

Ein selbständiges Ungarn gibt es — ein unabhängiges wird es nie geben. Dagegen spricht die Geschichte der Vergangenheit, die jetzigen Weltverhältnisse und dieses Volkes Lage, Leben und Zustände. Dieses Volk ist zu klein — eine von den benachbarten Sonnen zieht es immer als Mond in seine Begleitung. Dieses Volk ist mit zu verschiedenen Völkerschaften durchspielt, um als Staat den erforderlichen Einen Willen zu haben. Die Eifersucht der menschenreicheren Slaven, das gekränkte Ehrgefühl der Deutschen 2c. werden nie die erforderliche Anziehungskraft entwickeln lassen, um als kräftiger Kern fernere Stoffe anzuziehen und festzuhalten. Der ungarische Magnat hat zu viel Pole, die sich ihre Einflüsse gegenseitig stören. Ungarn kann nur glücklich sein in Verbindung mit Oesterreich.

Ist aber die Hoffnung des Gelingens, die Aussicht auf größere Beglückung durch die Posseßion nicht vorhanden, so ist darüber kein Wort zu verlieren, als ob das uneinige, schwache Ungarn allein gegen Norden einen sichereren Damm bilden würde, als Oesterreich in Verbindung mit eben diesem Ungarn. Das Ruthenbündel ist doch jedenfalls stärker und läßt sich in seiner Gesamtheit schwerer zerbrechen, als die einzelne Ruthe, selbst wenn sie eine magyarische wäre. Gelänge es auch den Magyaren, sich unabhängig und selbständig zu machen, ihre Unabhängigkeit gäbe dem Westen keine größere Sicherheit. Das unabhängige Ungarn, die Magyaria, wäre in seiner entfremdeten Stellung eine leichte Siegesbeute dem verschrieenen Riesen. Seine Überwindung würde die gefürchtete Lawine nicht aufhalten, höchstens nur vergrößern helfen.

Wären aber alle diese Betrachtungen in den Wind geredet und verhallen spurlos wie die Stimme eines Predigers in der Wüste, und sollte die Magyarisierung demohnerachtet die Segel spannen, um an dies Ziel zu gelangen — was hat nicht Ungarn zu befürchten, wenn das Wagnis mißlänge? — — —

Polen kam durch den Völkerfrieden zu Wien unter russische Oberherrlichkeit mit Beibehaltung aller Eigenschaften eines Nationalreiches. Es hatte seine polnische Armee, seine polnische Verfassung und Verwaltung. War auch das Joch mit keinem Sammt gefüttert und schloßen die Polen auch auf keinen Rosen — war doch noch eine Eigenthümlichkeit vorhanden, noch Bedingungen da, das Leben der Nationalität zu fristen. Dajs es nicht besser war — sie büßten nur die Schuld ihrer Väter, die an den Säulen der Königsmacht so lange schabten, fägten und raspelten, bis der Thron über den Haufen fiel und aus seinen Brettern ihrer Nationalität ein Sarg zusammengeschlagen ward. Ehe noch die Theilherren kamen, war ja der polnische Groschen aus

Schuld der aristokratischen Übergriffe in drei Kreuzer zerfallen. Die Nachbarn durften sich nur bücken, um sie aufzuheben. Nun diese Kreuzer aufgetheilt waren und es keinen Groschen mehr gab, wollte der einzelne Kreuzer den russischen Rubel überwiegen! — Statt in der gegebenen Lage, wie sie geschichtlich gegeben war, sich zu stärken durch Versöhnung der Gemüther in Glaubenssachen — statt den dritten Stand zu pflegen, daß er gedeihe — statt den Unterthanen des Adels zum Unterthanen des Staates heranzubilden und in der leutseligen Behandlung der eigenen Unterthanen dem Petersburger Hof ein Beispiel zu geben, wie auch sie behandelt zu werden wünschten — benützten sie diese Friedensjahre nicht zur Heilung der alten Schäden, nicht zu ihrer Wohlfahrt, sondern griffen zum Schwert der Empörung — zu ihrer eigenen völligen Unterjochung. Frankreich hat sie auf dem Gewissen! Wie Feinde eine Gegend in Brand stecken, um sich den Rückzug zu decken, versetzte Paris die Polen in Flammen, um unterdes seine Juliusrevolution ins Trockene zu bringen. Frankreich hatte Hilfe versprochen, half aber nur sich. Denn dazwischen lag wohl das mitleidige, aber fürstentreue Deutschland. Darum mußten sie singen: der Himmel ist hoch, und die Franzosen sind weit! Ohne französische Aufwiegelung und Aufhetzung wäre Polen, wenigstens eine Zeitlang noch, wie 1. Petri 2, 18 fordert, unterthan gewesen wie Knechte, in aller Furcht des Herrn; nicht allein den gütigen, sondern auch den wunderlichen. Es wäre noch ein polnisches Königreich: im sibirischen Schnee bleichten nicht die Gebeine der edelsten Geschlechter und die andern wanderten nicht wie ewige Juden umher. Es wäre noch ein Königreich Polen, das vorhanden gewesen, wenn die gesalbten Häupter eine nochmalige Wiederherstellung für nöthig erachtet und beschlossen hätten, gebildet, stark, mächtig. Aber nun scheint's aus zu sein. Europa hat eine Hoffnung weniger und Polen — gar keine. Die Uneinigkeit hatte es geschwächt, die Revolution hat es vernichtet.

Also: Halte, was du hast — daß niemand deine Krone nehme. Offenb. 3, 11.

VIII.

Gütlicher Ausweg und Schluss.

Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen! Ps. 133, 1.

Zum Vorrecht des diplomatischen Gebrauches gelangte die Sprache Latiums nicht auf dem Wege einer Unterhandlung oder infolge eines

Landtagabschlusses, so viel mir bewußt, sondern auf dem Wege des Geschehens, der Geschichte. Ehe und bevor noch der ungarische Edelstein in die österreichische Krone eingesetzt ward, hatte die lateinische Sprache bereits Besitz von Kirchen, Schulen, Gerichtsstuben, dem Comitatssaale u. s. w. genommen. Das Sonnenlicht des Christenthums, das dem magharischen Eroberer am Morgen seiner Civilisation von der Spitze der Sophienkirche in Constantinopel herüberleuchtete, ward bald durch die türkischen Heuschrecken verdunkelt, und hinfort konnte nur aus Rom's glücklicherer Entfernung christliche Aufklärung nach Ungarn dringen. Die Türken setzten den Magyaren den römischen Informator ein. Ohne die Unsicherheit der Gegenden zwischen Ofen und Constantinopel wäre jetzt vermuthlich Ungarn griechisch-katholisch. Als durch Heirathsverträge Ungarn an Oesterreich kam, war schon alles latinisirt. Durch die Reformation, die fast gleichzeitig mit dieser Vereinigung begann, entspann sich zwar schon damals das Geplänkel zwischen der lateinischen Geschäftssprache und der magharischen Volkssprache. Hätte der Katholicismus in Ungarn nur mit eigenen Kräften sich erhalten wollen, so wäre schon längst der Sprachkampf entschieden. Während die Reformation auf Seite der Muttersprache stand, hieng die alte Mutter fest am Latein, aus einleuchtenden Gründen. Die Entscheidung blieb dadurch in der Schwebe. Eben der Gang der Dinge, welcher dem Latein in Ungarn und Siebenbürgen eine zweite Heimat zuwege gebracht hatte, gab dieser fremden Sprache durch die Bekämpfung, welche der Protestantismus erfuhr, noch eine verlängerte Frist von 300 Jahren. Freilich war das Magyarische zur Zeit der Mohács'er Schlacht (1526) noch wenig geeignet, die ausgebildete Vorgängerin zu ersetzen. Das Bedürfnis hieß also diese Sprache länger behalten, welche, durch die frühere Lage der Welt, in diese Gegenden eingeführt worden war. Kaiser Ferdinand II., der zuerst das ungarische Wappen in das Brustschild des doppelten Adlers heftete, sprach mit seinem neuerworbenen Reiche Ungarn in der nämlichen Sprache, in der der Wienerhof mit allen andern Völkern sprach und mit dem auch unbefessenen Ungarlande gesprochen hatte, in der lateinischen; und das Königreich Ungarn, nun sein Ungarn, schrieb an den neuen Landesvater auch in keiner fremderen Sprache, sondern jetzt, wie früher, gleichfalls in der lateinischen.

Wäre aber auch die lateinische Sprache damals nicht im allgemeinen Gebrauche gewesen, so hätte es schon das gute Einvernehmen, die feinere Lebensart mit sich gebracht, daß Volk und Regierung lateinisch verhandelt hätten. Aus diesem Gefühle des Anstandes und der Schicklichkeit, eine Kette aus Goldbraut für Gebildete, sprach der deutsche

Landesherr nicht deutsch, sprachen die magyarischen Unterthanen nicht magyarisch. Sie hätten sich sonst nicht verstanden. Es blieb mithin, auch nach der Verbindung Ungarns mit Oesterreich, beim bisherigen Gebrauche. Insoweit der ausschließliche Gebrauch des Lateins durch die Unbehilflichkeit der magyarischen Sprache zuvor und in damaliger Zeit bedungen war, insoweit könnte der Grund der ferneren Beibehaltung dormalen wegfallen. Das Gefühl des Schicklichen bleibet aber noch immer stehen und erheischt seine fernere Befriedigung.

Wäre der Kaiser von Oesterreich nichts mehr und nichts weiter, als König der einzigen Magyaren, so dürfte der Wunsch, vom Throne nur magyarische Worte zu vernehmen, in Gestalt einer bescheidenen Bitte noch angehen. Aus Liebe zum alleinigen Besitze könnte der Landesherr seine Muttersprache zum Opfer bringen. Wenn er aber ein Herr mehrerer Länder ist, die verschiedener Zunge sind, möchte es seine eigene Schwierigkeit haben, mit jedem Volk in dessen eigener Sprache zu verhandeln. Die Erziehung eines Prinzen könnte beinahe nur allein aus Unterricht in den Sprachen bestehen. Französisch muß doch unumgänglich gelernt werden. Es ist die diplomatische Sprache der ganzen alten Welt. Das Latein fordert die Humanitätsbildung und der Kirchenglaube. Das Italienische bedingt die Verwandtschaft und die Bewandnis, daß die großen Erinnerungen Italiens begämelt werden müssen, daß es ruhig sei und nicht eine Beute Frankreichs werde. Vom Englischen und Russischen rede ich nichts. Verlangt nun aber der Böhme, der Pole, der Magyare gleichfalls die Erlernung seiner Sprache und dringt er darauf, aus dem kaiserlichen Munde die eigene Sprache zu vernehmen — wo läuft das hinaus?! Wird auch jedem gegeben sein die Gabe vieler Sprachen? — Ungarn stoße sich nicht an Italien. Denn, wenn der Kaiser italienisch lernt, kann er mit allen Italienern reden und hat obendrein den Dante und Petrarca — aber, wenn er auch magyarisch lernte, könnte er doch nicht mit allen Ungarn reden, sondern nur mit einem einzelnen Volke in Ungarn, den Magyaren. Denn eine ungarische Sprache gibt es ja nicht, so wie es auch keine siebenbürgische gibt. Wollte man also auch in der Lehre der allgemeinen Staatsgrundsätze als ausgemacht annehmen: Jedes gekrönte Haupt solle mit seinen Reichen in deren Sprache sprechen, so kann dieser Ausspruch, wenn er auch zugegeben würde, für und bei uns keine Anwendung finden, weil Ungarn und Siebenbürgen nur Sprachen, aber keine Sprache hat. Sollte es in Siebenbürgen heißen, a potiori fit denominatio, so käme es entweder auf das Recht oder die Anzahl der Sprechenden an. Sieht man auf das Recht, so kann das kein

anderes sein, als das Recht der Standschaft. Hier aber sind die Sachsen mit den Magyaren gleichberechtigt. Sieht man auf die Anzahl der Sprechenden, so muß der allergnädigste Kaiser wallachisch zu den Siebenbürgern sprechen. Denn der Kinder Israel sind mehr wie wir. Wendet man gegen die Wallachen ihre Unterthänigkeit ein — gut — so dehne man dieses Princip nur immerhin auf alle Unterthänigen aus. Zieht man alsdann gleichmäßig, in Folge dieses Grundsatzes, alle Lose der Unterthänigen aus der Urne der Entscheidung und stellt alsdann eine Zählung nach freien Köpfen an, so möchte, nach Abzug der magyarischen Unterthanen, das Mißverhältniß zwischen Deutschen und Magyaren nicht mehr wie im Landhause so ungleich sein.

Beruft sich der Magyar zur Erlangung des Vorrechtes und Bevorzugung seiner Sprache auf sein Schwert und die Eroberung, steht es dem Deutschen frei, auf Verträge und Bebauung des Landes zu weisen. Zeigt er auf frühere Beschützung des Landes, wir haben dasselbe gethan. Während der Adel aber jetzt auf den Lorbeeren seiner Ahnen ruhmreichen Andenkens ruht und nichts zu den Lasten und Bedürfnissen des Landes hergibt, sorgen andere für Brücken und Straßen und unterhalten im stehenden Heere, die Sicherheit des Landes. — Doch wozu das? Ehe diese unglückselige Disjunction deutsch oder magyarisch gemacht und beantwortet wird, möchte es zweckdienlicher sein, sich umzusehen, ob es außer diesen zwei Fällen, die erbittern und entzweien, nicht noch einen dritten gebe, der da versöhnet. Nämlich den, daß beide nebeneinander bestehen. Dieser gütliche Ausweg bestände in einer Huldigung, die man dem Fürsten gebührendermaßen und der gleichen Berechtigung der Stände gerechterweise brächte, in Folgendem:

I. Die Gesetze werden in drei Columnen gedruckt, vorne lateinisch, in der Mitte magyarisch, zuletzt deutsch.

II. Auf den Landtagen wird ausschließlich magyarisch verhandelt, da die wenigeren Sachsen der magyarischen Mehrheit diesen Vorzug gerne einräumen und in den Verhältnissen gleicher Berechtigung auch sonst der Gebrauch eingeführt ist, daß die Minderheit der Mehrheit nachsteht. Der königliche Commissär eröffnet und schließt die Landtage in lateinischer Sprache.

III. Sprechen Deutsche und Magyaren unter sich ausschließlich in ihrer Sprache, so möchte im Verkehre beider Stände folgender Ausweg am versöhnlichsten sein. Ist der Deutsche höflich, so schreibt er an magyarische Behörden magyarisch; — will der Magyar höflich sein, so schreibt er an den Deutschen deutsch. Ist ein Theil so unhöflich und schreibt an den andern nicht in dessen Sprache, sondern in seiner —

je nun — so hat er sich nicht zu beklagen, wenn ihm dasselbe widerfährt. Sind die Deutschen so unartig und schreiben an ein Comitats deutsch, so antworte es magharisch; hat ein Comitats nicht Feinheit genug, so antworte der sächsische Stuhl ihm deutsch.

IV. Die hohe Landesstelle läßt sich in magharischer, deutscher, lateinischer und wallachischer Sprache schreiben und schreibt, was für alle gilt, in den zwei Sprachen, magharisch und deutsch, was nur ein Volk angeht, nur in der einen, welche dieses Volk spricht, deutsch an die Deutschen, magharisch an die Magyaren.

V. Die Correspondenz zwischen Thron und Land ist und bleibt Latein.

VI. Das General-Commando, als dem deutschen Heerwesen zugeheilt, und das Thesaurariat, als dem deutschen Herrscher zugehörig, bleibt deutsch.

Die Sprache bei anderen Stellen ordnet sich bei Annahme dieses Grundsatzes der Gerechtigkeit und Billigkeit von selbst.

So wäre keines ständigen Volkes Sprache nachgesetzt und keine bevorzugt; jeder Sprache bliebe ihre gleiche Berechtigung und Ehre. Es bliebe Ruhe im Lande, die gestört ist, und der Frieden kehrte in die Herzen wieder, der jetzt getrübt ist.

Siehe, wie fein und löblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen! Ps. 133, 1.

Zum Schlusse noch eine warme Bitte an die Vorsteher des deutschen Volkes in Siebenbürgen.

Auf unsere deutschen Brüder in den Comitaten traget weise Vorsicht, und das Blut vergeße des Blutes nicht. *Unus sit populus!* Der Ausdruck aber im Andreano: a Varos usque ad Boralt bedeutet nicht ein Längenmaß, sondern sagt so viel als: überhaupt alle, überall. Deswegen hatte es auch nicht noth, die Breite anzugeben.

Dixi. Nimesch, im Mai 1842.



Wünsche und Rathschläge.

Eine Bittschrift fürs Landvolk.

(1843.)

Vorwort.

Der Bauernstand ist ein Ehrenstand. Wollen wir's eingestehen so ist er der Grundstein, auf dem das Gemäuer, der Dachstuhl und zuletzt der goldene Thurmknopf des ganzen Staatsgebäudes ruht. Er trägt aber schwere Lasten; Fesseln hindern seinen freien Gang in seiner Genährung, und wie summendes Sommergeschmeiß will mancher fingerlange Nichtbauer ihm zur Ader lassen. Seine Noth ist deshalb groß, beinahe so groß, als seine Verdienste um uns alle, die wir, aus seinen Händen, unser täglich Brot empfangen. Drum, wer zu helfen vermag, wer einen Rath weiß, diese Noth zu lindern, komme herbei. Mich aber bestimmt dazu eine doppelte Pflicht, da ich, vermöge meinem Beruf, zwischen Bauern, von Bauern und für Bauern zu leben habe. Liebhaberei zur Landwirtschaft, die ich einige Jahre leidenschaftlich trieb, ließ mich manchen Übelstand gründlicher erkennen, als ich in stande gewesen wäre, hätte ich Brot, Milch, Fleisch und Wein genossen, ohne zu fragen, wie man dazu gelange. Das Wissen hätte ich wohl, aber als der geringsten einer im Reiche, das nicht von dieser Welt ist, fehlt mir die Macht, die andere haben. Darum komme ich doch nicht ohne Hilfe. Denn wie der beseligende Glaube aus der Predigt kommt — also kommt die Abstellung des Übels aus der Erkenntnis. Was ich nun in dieser Hinsicht, der Landwirtschaft zu Lieb und Nutzen, gedacht und empfunden, wieder gedacht und niedergeschrieben habe, hast Du, freundlicher Leser, in diesen Blättern beisammen.

Habe ich in der Vertheidigung des Guten und Angriff des Bösen manchmal fehlgeschossen — es könnte sein, verzeihe! Nahm die Kugel eine falsche Bahn, das Auge war immer aufs rechte Ziel gerichtet. Hat jemand einen sichereren Schuß: hier ist das Gewehr, triff

Du ins Schwarze! Wenn nur das Wahre getroffen wird, mir rührt's die Galle nicht auf, wenn auch die Hahnenfeder auf einem fremden Hute prangt. Geht der Völler nur los: der erste will ich freudig rufen: Es ist getroffen!

Nimesch, den 31. December 1842.

Landwirtschaftliche Wohlmeinungen.

Allgemeines.

Nicht derjenige Staat ist am reichsten, der das ausgedehnteste Gebiet besitzt. Sonst wäre Rußland der reichste Staat, weil er auf Erden dormalen der größte ist. Denn Gebiete werfen nur dann etwas ab (reichen etwas her — daher Reichthum), wenn sie bebauet werden, wo sich also Bebauer, Bauern, finden. Die Menge der Bewohner thut's allein aber auch nicht. Einen Bienenkorb, der größere Haufen Drohnen als Arbeitsbienen hat, hebt man im Herbst vom Standort mit leichter Mühe auf. Was der Fleiß einsammelt, verzehrt das große Maul der Faulheit, ohne daß Honig übrig bleibt. Also — welcher Staat ist am besten daran, der an Boden reichste, oder der die meisten Einwohner hat? — Keiner von beiden. Nur da finden sich die Bedingungen des Wohlstandes, wo Hände und Erde im Verhältnisse stehen. Nicht mehr aber, als Bedingungen; denn zur Erzeugung des Segens wird noch Bebauung erfordert, der Himmelsthan des Schweißes. Arbeit macht reich. Nun liegt's am Tage, daß eine große, aber faule und dumme Bevölkerung weniger zum Tausch und Absatz erzeugt, als eine kleinere Bevölkerung, die gescheit und fleißig ist. So lange in einem Staate durch Bebauung des Bodens nur dem Hunger und der Blöße gewehrt, darüber aber nichts mehr erzeugt wird — kann nicht nur von keinem Wohlstande die Rede sein, sondern der Staat thut auch keinen Schritt aus dem Ackerbau ins Gewerbewesen. Das Volk kann auf dieser untern Stufe ruhig und zufrieden sein — aber es kommt zu keiner Entwicklung der höhern Anlagen im Menschen. Ein bloß ackerbauendes Volk, ohne Gewerbe, wird wie ein glückliches Thier, wenn es sich gesättiget hat, auf den Ruheplatz ausgestreckt, wiederkäuen — ein verschönertes, menschlicheres Dasein gewähren nur die Gewerbe, die aber wieder nicht die Spitze sind, sondern nur ein Untergestell der himmlischen Künste und Wissenschaften. Um den Gewerben die Wege zu bahnen, auf denen sie ins Land ziehen sollen, rühre sich der Landbau

mit der Geschäftigkeit eines Wirten, der gewünschte Gäste erwartet. Wenn er sie mit dem Überflusse seiner Erzeugnisse nach ihrem Gefallen bewirten kann, werden sie festgehalten werden, bleiben und ihre Wohlthaten zum Danke geben. Ist daher Boden vorrätzig und Hände hinlänglich dazu, so müssen, um zum Überflusse der Landeserzeugnisse gelangen zu können, die Hände fleißig, die Köpfe verständig und die Herzen sittlich sein. Diese drei letzteren Erfordernisse bilden die heiligende Verbindung zwischen Volksmenge und Boden. Ohne diese Heiligung ist nicht nur das Ganze, als Ganzes, immer in Frage gestellt, sondern die irdischen Leidenschaften lassen es auch nie zu einem Ganzen kommen. Nehmen wir das Gesagte zusammen: Der Wohlstand eines Staates erfordert zu seinen Bedingungen: **Boden**, **Bebauer**, und als **Heiligung** beider die Einsicht, den Fleiß und gute Verwendung.

Macht sich ein Staat die Aufgabe, in seinen Unterthanen alle Anlagen zu entwickeln, die menschliche Natur heißen, so wird er streben, aus dem Ackerbau zum Gewerbetwesen sich zu erheben. Dieser Schritt kann nur dadurch geschehen, wenn die Landwirtschaft zu einer solchen Entwicklung und Höhe gediehen ist, daß Rohstoffe im Überflusse erzeugt werden. Denn, wo der Bauer an Körnern nur so wenig erzeugt, als er braucht, um den Magen zu füllen, alle Wolle und Hanf, die ihm das Schaf und die Au liefert, zur Bedeckung des eigenen Rückens bedarf — der Winter also alles frisst, was der Sommer gebär — da werden die Gewerbe keinen Aufenthalt suchen oder finden. Wenn sie auch etwas erzeugten, wer würde es kaufen können? Sie, die Geschäftigen, lassen sich nur da nieder, wo Stoffe zur Bearbeitung, Wohlhabende als Käufer sich einfinden. Je mehr also die Landwirtschaft den Reichthum hebet, je größere Fortschritte der Überfluß macht, je näher ist die menschliche Pflanze der Bildung der Zeit gerückt, wo sie in die Blume schießt und in den Gewerben ihre Blütenkelche öffnet. Der Landbau ist in der Entwicklung menschlicher Thätigkeit der erste Schritt — ohne diesen ersten kann ein Volk den zweiten Schritt zu den Gewerben nicht thun. Daher mich immer bedünken will, es sei unser ungestümes Begehren nach Erweiterung und Vervollkommenung der Industrie im Vaterlande, dermalen noch, ein vorzeitiger Wunsch, eine Rechnung ohne den Wirt. Unser Landbau, im ganzen genommen, ist noch zu sehr zurück. Die Industrie kann, wieder als Ganzes genommen, nur soviel vorwärts gehen, als der Landbau in seinem Kreise vorwärts gegangen ist. Denn beide halten gleichen Schritt. Die Industrie kann nur insoweit sich heben, als der Landbau sie dahin

erhebet. Sie laufen parallel. Erzeuget man auf künstlichem Wege etwa einen Gewerbszweig, so dauert seine Blüte nur so lange, als die künstliche Aufmunterung dauert; geht das Feuer im Glashause aus, erstarren in der Kälte die Kinder des Südens, wie der Kunst. Schließt hingegen die natürliche Sonnenwärme des Jahres die Blumentronen auf — so braucht es keines Ofenheizers. Wenn die Erzeugung des Überflusses den Wohlstand erzeuget, begnügt sich der Wohlstand mit der einfachen Befriedigung der Nothdurft nicht mehr — er macht höhere Anforderungen ans Leben — weil er die Mittel, sie zu befriedigen, besitzt. Will er also mehr, als bloß leben: siehe da, die Gewerbe eilen herbei und befriedigen die Bedürfnisse der Nothdurft mit Bequemlichkeit, gefälliger Form und Geschmack. Daher machen reiche Bauern reiche Bürger; arme Bauern arme Bürger. Nur der Kreuzer kann aus der Bauern Hände in des Bürgers Tasche kommen, den er für andere nöthigere Ausgaben nicht auszugeben hat. Nimmt die Nothdurft die ganze Einnahme des Bauern in Anspruch, fehlt dem Bauern von Jahr zu Jahr der übrige Kreuzer zur Verschönerung und Bequemlichkeit seines Lebens, so kommt er nothgedrungen vom stattlichen Stiefel zur Roheit des Bundschuhs, vom Kammertuch zur Hausleinwand, vom eisenbeschlagenen Wagen zum Blockrad, vom lebernen Zügel zum Leitseil, vom Kessel zum Erdtopf u. s. w. Nur der Reichthum des Bauern rufet die Gewerbe ins Leben, er ist die Bedingung zum Entstehen, zum Gedeihen des Gewerbestandes. Blühet die Feldwirtschaft nicht, ist der Bauer außerstande Abnehmer zu sein, was können Gewerbeschulen, Kunstausstellungen, polytechnische Institute? Ich brauche es nicht zu sagen. Sie helfen wenig, bei gänzlichem Mangel, gar nichts! Diese Anstalten befähigen zwar die Gewerbe, vollkommeneren Erzeugnisse zu liefern — das ist wahr, wer aber kauft die vollkommenern ab, da schon die unvollkommenern ohne Käufer bleiben? Es sind solche Anstalten zur Hebung der Industrie, Gebäude, die in der Luft schweben. Denn es fehlt ihnen die Grundlegung in einem gedeihlichen Zustande der Landwirtschaft. Es muß zuvor die Verbesserung der Lage des Bauernstandes in der Vervollkommenung seines Geschäftes vorgehen, dann erst tritt die Blütezeit des Gewerbewesens als Mittel der Befriedigung eines höhern Bedürfnisses von sich selber ins Leben. Unser dermaliges Treiben und Zeitungsgeschrei nach mehrerer und vollkommenerer Industrie ist eitel Geschwätz und Maulwerk: unsere Sucht darnach eine Krankheit. Wir wollen Trauben essen im Junius oder gar ohne Nebenbau! Halten wir doch den für einen voreiligen und thörichten Wirten, der, statt zuerst für seine Genährung einen Gemüse-

garten herzurichten, sein früheres Geschäft sein läßt, ein Glashaus zu bauen. Nicht also, mein Freund, würden wir sagen, sondern zuerst Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, dann erst die Befriedigung der künstlichen und künstlerischen, das ist der Gang einer naturgemäßen Entwicklung. Lebensmittel sind Lebensbedingung. Man fange also mit der Sicherstellung des Lebens, mit Erzeugung roher Stoffe an, mit der Landwirtschaft, die die Mutter der Gewerbe ist. Unsere Landwirtschaft ist aber noch weit davon, Lebensmittel und Rohstoffe die Hülle und Fülle zu erzeugen. Schnellst nicht jedes einzelne Fehljahr die Preise der Lebensmittel in die Höhe — folgt noch ein mageres Jahr, so ist Theuerung, Mangel und die Hungerzeit da. Ist ein, zwei Jahre gesegnet, so ist der Landmann durch Spottpreise gleich übel daran. Woher kommt das? Es ist noch kein Wohlstand unterm Landvolke, der in gesegneten Jahren den Überfluß versorgen könnte, um in Fehljahren den neuen Mangel durch die alten Vorräthe zu decken. Schnelles Steigen und Fallen der Fruchtpreise deutet immer bei uns auf Mangel, da es die Nachfrage nie thut. Wüßte ich auch nicht, daß ehemals unsere Industrie besser sich gestanden, man könnte darauf schon aus der Größe der alten Fruchtmagazine in Städten und Dörfern schließen. Den Bauern kostet seine Fehlung noch immer so viel, daß er die Jahreseinkünfte rein verzehret. Soll er zu dauerndem Wohlstande kommen, so muß er leichter zu arbeiten wissen und sicherer erzeugen; sein Kopf muß verständiger, seine Handgriffe vortheilhafter, sein Geräthe berechneter werden: es muß sich, mit einem Worte, die ganze Ökonomie seiner Ökonomie neu gestalten. Zwar werden wir solche Jahre wie 1816 und 1817 vielleicht nicht mehr zu erleiden haben. Wir könnten sie aber auch nicht mehr überstehen. Denn größtentheils sind die Schulden der Bauern aus den Hungerjahren immer noch nicht bezahlt. Wie elend muß aber der Ackerbau betrieben werden und wie wenig abwerfen, wenn er von 1817 bis 1842 diese Scharte, ohne daß der Krieg viel Gebäude und Geräth verbrannte, bis heute nicht auswegen konnte? Was wird uns aber erretten, wenn die Körner noch einmal fehlschlagen? Was? Ein Fortschritt, den wir mittlerweile in der Landwirtschaft gemacht haben, ich meine den erweiterten Anbau der Kartoffeln. Auf diesen Fortschritt in dem Ackerbau haben wir uns allein zu stützen; die Kartoffel gibt uns Muth und Hoffnung, Mißjahre zu überstehen. Ihre Zigeunernatur und Wohnung unter der Erde verspricht uns Hilfe. Was half es, daß die Entdeckung von Amerika diese Wohlthat der alten Welt bot, hätten nicht auch wir sie angebaut? Wir sind durch ihren Anbau vorwärts geschritten in einer

Art in der Sicherung der Lebensmittel, und wer diese Wohlthat für Arme und Reiche, für Mensch und Vieh überleget, wird beim Einsammeln des Erbsiegens nicht nur des bequemeren Geschäftes wegen niederknien, sondern auch aus Dankgefühl und mit dem Blick gen Himmel. Ein einzelner Fortschritt in der Landwirtschaft hat uns schon so große Hoffnung gebracht, was haben wir erst für Segen zu erwarten, wenn die Fortschritte in der Landwirtschaft rudelweise ihr Füllhorn übers Land ausleeren? Die Kartoffeln sind nur die ersten Schwalben, die Boten des nahenden Sommers; wenn sie alle kommen, wenn die veredelte Landwirtschaft in allen Richtungen ihre Segensfurchen zieht, dann werden auch die Gewerbsgöttinnen, wie wir verlangen, einherziehen. Auf die Frage also, wo anzufangen sei, daß den Gewerben geholfen werde, kann nur die eine Antwort sein: Unten, unten, im Landbau! Helfet dem Bauern, so ist dem Bürger geholfen! Hebet den Landbau, ist auch das Gewerbewesen gehoben.

Der Landwirtschaft kann aber auf zweierlei Art geholfen werden: theils durch Hinwegräumung der im Wege liegenden Hindernisse, theils durch begünstigenden Einfluß auf ihre Vervollkommenung. Die hauptsächlichsten Hindernisse ihrer Entwicklung sind: die Zerstücklung — die Dreifelderwirtschaft — Vorspannslast — Eigenthumslosigkeit im größern Theile des Landes, u. s. w. Wären, wenn auch nur diese erst beseitiget, so würden die andern Fesseln, vom Noth der Zeit zernagt, schon auch abfallen. Schon ist es als ein Gewinn zu achten, daß diese Hindernisse im Volksbewußtsein, als solche, in ihrer Verderblichkeit erkannt werden. Denn der Gedanke hat über die Welt bereits eine solche Übermacht erlangt, daß was einmal in der öffentlichen Meinung gefallen ist, über kurz oder lang auch in der Wirklichkeit fällt. Ist das nicht Schimmer der Morgenröthe, wenn Grundherren, nicht immer aus Furcht, öfter noch aus Trieb des Rechtes, selbst eingestehen und unverhohlen äußern: Es sei an der Zeit, die Klugheit rathe es, die Gerechtigkeit dringe darauf, dem Tobaghen Erleichterung zu verschaffen? Der Tobaghy ist, um bloß den Eigennutz sprechen zu lassen, nie Abnehmer der Gewerbszeugnisse, daher rührt der natürliche Antheil her, den die Bürger an dessen Schicksal nehmen. Wie England, um seines Handels willen, alle Völker reich und frei wünschet, so müssen auch wir die Lage des Tobaghen bessern helfen. Wir helfen damit auch uns, sein Wohl ist mit unserm Wohl verknüpft, denken wir auch nicht daran, daß er ein Landsmann und Landesbruder ist. Wenn er weint, können wir daher nicht lachen, sein Wohlstand — obgleich im Comitате, obgleich in anderer Sprache, zum Theil eines andern

Glaubensbekenntnisses — bedingt das Blühen des Bürgerstandes, ja des ganzen Landes. Humanität und Landesnutzen, Himmel und Erde, verlangen Gerechtigkeit, nicht Fortdauer erschöpfenden Drudes. Doch halt! Es schwirren die Morgenlerchen, das Tagesgestirn naht. O wenn wir doch alle bedächten, daß ein Bergfranz uns umziehet, wir alle aus einer Taufe geweiht sind, zu einer Wirtschaft gehören, nur wohlleben können im Frieden und Segen, die Sonne gienge rosenroth, nicht blutig auf. Die Leibeigenschaft hat aufgehört. Noch ein Schritt: Ablösung, Freikauf! dann kommt für die Gewerbe die bessere Zeit! Der Adel soll nichts verlieren; er hat Rechte, worauf Jahrhunderte das Siegel gedrückt haben. In positiven Verhältnissen müssen positive Gesetze herrschen. Nur nicht mehr Körperpflicht, sondern eine Ausgleichung, ein Äquivalent in Geld. Steht das nicht mit der Landwirtschaft und ihrer Veredlung in Verbindung? Eigenthumslosigkeit ist Muthlosigkeit. Wird der adelige Unterthan seinen Grund gut bauen können, solange er seiner Zeit nicht Herr ist? Wird er ein Land, das unfruchtbar ist, fruchtbar machen, das nicht sein ist? Hat je ein gezwungener Arbeiter also gearbeitet, wie ein freier in seinem Eigenthum? Man taxiert im höhern Landbau die Erfolge und Güte der Arbeiter also: eigener Herr = 4; Gesinde = 3; Tagelöhner = 2; Sobagy = 1. Darum thut die Freiheit der Person soviel zur Hebung der Landwirtschaft! Darum eben haben wir kein Hehl daraus zu machen, daß wir einer gewaltsamen Fesselsprengung der Unterthanen ebenso feind, als einer friedlichen Ausgleichung und Beglückung der armen Unterthanen die wärmsten Freunde sind. Bürgerfinn ist Gemeinfinn, wer wahrhaft frei ist, wünscht aller Welt die Freiheit und dadurch sein eigenes Glück. Einzelne verlaubliche Äußerungen aus der Mitte des Adels, die Ablösung der Robotten betreffend, sind zwar nur Edelgefühle einzelner. Sie mahnen mich an das Vorgeschaß der Instrumentenstimmung eines Concertes. Es geht eine Zeitlang wirr durcheinander: man schraubt hinauf, man schraubt hinunter: was hier und da für sich erklang, fällt, wenn die Stimmung im Reinen ist, alles nun in einen Accord zusammen: es rauscht die Symphonie harmonisch. Menschen aus Unterthanen dazu gemacht, werden vor Freuden weinen und Engel in die Hände klatschen.

Dreifelder — oder Wechselbau?

Wenn die Römer eine Landschaft erobert hatten, zogen mit den siegreichen Adlern die Götter Latiums, ihre Sprache und Gesetze und

zugleich die Ackerwirtschaft mit 3 Feldern ein. Überall, wo sie festen Fuß setzten, ward der Hattert in ein Sommerfeld, Winterfeld und Brachfeld eingetheilt. Vermuthlich schreibt sich auch im hiesigen Lande die Dreifeldwirtschaft entweder von ihrer hiesigen Herrschaft noch her, oder es brachten sie, als angenommene Römerlehre, aus der Heimat unsere Väter hieher. Nur Rom selbst mit seiner nächsten Umgebung machte eine Ausnahme und trieb den Wechselbau, wie die alten Schriftsteller klar es sagen. In dieser langen Zeit blieb diesem Ackerystem beinahe in dem ganzen Umfange ihres ehemaligen Weltreiches die Geltung. Nur im Mecklenburgischen und Holsteinischen erhielt sich die altdutsche Sitte, nur um das Haus die Felder zu haben, und keine dreijährigen Brachfelder zu halten. Aus diesen Gegenden zog sich diese besondere Art Wechselwirtschaft — die Koppelwirtschaft — nach England und, weil hier am ersten mit großem Erfolge und Umfang getrieben, führt sie den unverdienten Namen: Englische Felderwirtschaft. Englands Beispiel wirkte auf Deutschland zurück, und die für ausländisch gehaltene Wirtschaftsart fand in ihrer alten Heimat bald Anklang und allgemeine Nachahmung. Dermalen ist sie die ausgebreitetste und erfolgreichste Art, die Felder zu bebauen, in allen civilisierteren Ländern.

Solange der Boden nicht erschöpft, also sehr fruchtbar oder im Überflusse vorhanden ist, nähret die genügsamere, spärlichere Bevölkerung sich von jeder Wirtschaftsart. Da der Ackerbau aus dem Hirtenstande hervorgegangen ist, so gründet auch der Anfang der Ackerperiode seinen Hauptunterhalt auf Milch, Fleisch und Felle. Die anfangs unermessliche, fette Weide wird mit der zunehmenden Bevölkerung enger, durch beständige Abzählung ohne Dünger magerer. Solange es nur angeht, bleibt die Ackerkultur mit einem Fuße im Hirtenstand und behält daher viele Viehköpfe. Ist auch die Weide im Brachfelde fortgehend schlechter, gibt doch das viele Vieh aus vielen Eutern noch Milch genug zur Ernährung des Eigenthümers, und die Bebauung des Brachfeldes ist kein Bedürfnis und Zwangsnoth. Wenn aber die Bevölkerung in der Zahl und den Ansprüchen an Lebensgenuss wächst, verringern sich die rohen Weideplätze für die Herden und der Pflug bringt immer mehr Boden unter die Furche. Zuletzt entsteht ein Kampf zwischen Pflug und Herden. Man vermisst mit Schmerzen die Brache, als den dritten Theil der Ackerfläche, dem Körnerertrage entzogen und findet in den latschigen Eutern und dem verkrüppelten Viehschlag keinen genügenden Ersatz dafür. In diesem Zustande, den die gestiegene Bevölkerung in den Friedensjahren, die Pockenimpfung und das Verhüten der Pest hervorgerufen hat,

befinden wir Siebenbürger uns eben diesmal. Die Menschen haben zugenommen, die Hattert können nicht mehr wachsen; die Erweiterungen durch Roden haben ihre Grenzen erreicht. Auf diesem durch die Volksmenge kleiner gewordenen Hattert ist die Arbeit schwieriger, der Ertrag geringer geworden. Durch die Bepflügung der Berge wird der unfruchtbare Sand, das Eingeweide unserer Berge, bloßgelegt. Wir brauchen deswegen mehr Mist als unsere Vorfahren und die verschlechterten Weideplätze geben weniger: die ärmeren Äcker erzeugen weniger Halme, und so versinkt unsere Feldwirtschaft in immer tiefere Verarmung, denn der Futtermangel nöthiget uns, die Herden von Jahr zu Jahr, früher im Frühjahr und später nach dem Herbst auf die Wiesen zu treiben. Diese in der Winterfeuchtigkeit, zu Anfang und Ende des Winters, durchtreten und zerkneten, liefern immer weniger Graswuchs und dieser ist von immer schlechterer Beschaffenheit. Denn die edleren Pflanzen sterben in der Mißhandlung aus, und nur die zäheren Unkräuter überstehen sie und breiten sich auf Unkosten der edleren aus. Zudem flößet jeder Regen aus den Berggrillen mit dem herabgeschwemmten Sande Siedthum und Tod in die Thäler. Die Dammerde liegt bald den Saatenwurzeln unerreichbar unter der Sanddecke. Denn die Gebüsch- und Gesträuche an den Rainen sind durch Ziegen und Äste ausgerodet worden und der Tropfen, der dem Berg auf Stirne, Scheitel oder Wangen fällt, kugelt sich, mit Sand vermischt, bis an seine Füße, ohne von einem Strauch aufgehalten, ohne von Wurzelwesen gesichert, ohne von Blattfäulnis wieder ersetzt zu werden. Welche unerschöpfliche Gelegenheit, über unsere landwirtschaftlichen Mißstände tagelang Klage zu führen! Der Bauer geht zugrunde; nur dieses sehen wir; er arbeitet härter als seine Großväter und wird dabei ärmer von Tag zu Tag, bei Mühe und Plage nährt ihn sein Pflug nur kümmerlich, nicht besser, als einen Bettler. Dieses alles könnte nachgewiesen werden, wenn es gelungen werden könnte. Doch wozu? Wer könnte, bei fortdauernder Dreifelderwirtschaft, diesem Stand der Dinge zu rathen wissen, oder helfen können? Einige Mittel könnten vielleicht im einzelnen nachgewiesen werden, aber sie helfen nur wie gewärmte Tücher im Fieberfrost, auch gehören sie mehr in eine rein wirtschaftliche Zeitschrift. Was aber hier vom Verfall des Landbaues gesagt ist, berührt es die Sache auch nur oberhin, genügt schon hinlänglich, um zu sehen, wie es um unsere Dreifelderwirtschaft steht, auch wird die Uneinträglichkeit des Landbaues in jetziger Gestalt von den einsichtsvolleren Landleuten als Thatsache eingestanden, ohne daß sie aber bis zur Heilquelle, zur Änderung des Wirtschaftssystems, zu steigen gemeiniglich vermögen. Ich bin weit entfernt,

mehr wissen zu wollen als jeder meinesgleichen und bringe diesen Gegenstand nur darum zur Sprache, weil ich Gelegenheit gehabt, Versuche zu machen und durch Geburt, Erziehung und Lebensart in die Nähe unserer Landwirtschaft gebracht, meine in Deutschland und der Schweiz gebrauchten Augen verloren haben müßte, wenn ich, durch Vergleichen aufmerksam gemacht, die Übel nicht erkannt hätte, welche der Aletag mir in vielfältigen Erscheinungen darbot. Die auffallendsten Nachtheile der Dreifelderwirtschaft überhaupt, also auch unserer, sind ohngefähr folgende:

1. Der dritte Theil der Äcker und Wiesen liegt beinahe nutzlos da.

2. Die Vertheilung der Grundstücke in drei Feldern erschweret die Aufsicht des Herrn.

3. Mit dem Hin und Her aus einem Feld ins andere geht viel an Zeit für wirkliche Arbeit verloren.

4. Diese Eintheilung in drei Felder läßt dem Eigenthümer nicht freie Hände, das zu bauen, was er will, sondern er muß das bauen, was an der Reihe ist, Sommer- oder Wintergetreide. Aleebau sammt Gesehwister ist rein unmöglich.

5. Die Äcker besämen sich mit Unkräutern, der Boden verwildert durch Verdreesung.

6. Die Entfernung der Gründe voneinander, und daß sie von Äckern anderer Eigenthümer umschlossen sind, verhindert oder erschweret den Mistwagen.

7. Die Wirtschaft mit allgemeiner Hutweide ist die Mutter der Pferdediebe und der Teigsamen oder Sauerteig für Viehseuchen.

Diese sieben Punkte sind nur ein Theil der Schädlichkeit der Dreifelderwirtschaft. Ich rede nichts vom Verderben der Wälder, von der Noth des Viehhütens, vom Absüttern der Wiesen und Saaten 2c., ich rede nur von den Nachtheilen, die mit dem Landbau in nächster Beziehung stehen und bisnoch unter uns immer noch von zu wenigen in ihrer Verderblichkeit gewürdigt worden sind. Die Einsicht und Wünsche einzelner stehen noch zu einsam da in der Menge der Gegenfüßler. Die Lobredner der Dreifelder kennen gewöhnlich nur das Herkömmliche und haben weder gesucht, aus Schriften etwas zu lernen, noch die Gelegenheit gehabt, Besseres zu sehen. Die Stimme der Besserbelehrten wird noch zu sehr überschrien vom Vorurtheil und Mißverständnis. Diese Leute, die des Viehes wegen dem Brachjahr das Wort reden, scheinen zu vergessen, daß der Mensch die Hauptsache ist, selbst wenn die Wechselwirtschaft das Entweder und das Oder zwischen Mensch und Vieh wäre, dem

aber nicht also ist. Denn Erfahrung hat außer Zweifel die Thatsache gesetzt, daß bei der Wechselwirtschaft auf das Vieh so gut Bedacht genommen ist, daß hier Menschen und Vieh besser als bei unserer dermaligen Dreifelderwirtschaft leben. Dieser Versicherung geben Hans Schlendrian und Michel Vorurtheil kein Gehör. Ihre Überzeugung gründet sich auf ihre Erfahrung — eine fremde haben sie nicht kennen gelernt und ihrem Verstande trauen sie nicht so weit, als ihren Sinnen. Sie bedürfen zur Änderung dieser ihrer Ansicht und Berichtigung ihrer Beurtheilung, mehr als Wortlehre, Wortüberweisung, sie bedürfen zu ihrer Widerlegung des Augenscheines. Wären die Dampfwägen dermalen schon bis an unsere Grenze im Gange, man sollte sie sammt und sonders ausladen und die öffentlichen Kosten nicht scheuen, sie dahin zu schicken, wo sie sehen könnten, was sie nicht glauben wollen oder sich nicht vorstellen können. Weil aber die Afahrt zu hoch kommt, verwende man diese Unkosten lieber auf Gründung von Wechselwirtschaften hier bei uns im Lande, um sie dann bei der Hand nehmen und sprechen zu können: Siehe her, Thoma, sei gläubig und nicht ungläubig. Wenn hiebei die strengste Buchführung über Ausgaben und Einnahmen vorgelegt wird, wie etwa im Dickson; wenn sie das fettere Vieh sehen, die strotzenden Euter, die geilen Äcker, den wogenden Klee, die vollen Kornkästen, das gute Mehr in den Büchern, würden sie die Vortheilhaftigkeit dieses Systems nicht mehr leugnen können. Die überwiegenden Vorthelle lassen sich so mit Augen sehen, daß man sie beinahe mit Händen greifen kann. Augenschein muß doch endlich Überzeugung wirken! Augenschein muß Einwürfe und Zweifel niederschlagen, die jetzt alle bessere Einsicht um den Erfolg bringen. Dieser Weg des Augenscheines mußte auch anderwärts, an gar vielen Orten, eingeschlagen werden, um zum Ziele der Überführung zu gelangen. Veinahe überall, wo beide Wirtschaftssysteme in Hader geriethen, wurde lange dafür und dagegen in Wort und Schrift geeifert und es entschied sich gewöhnlich das Publicum für die Aufhebung der Dreifelder und Einführung des Wechselbaues erst dann, wenn einzelne Versuche durch den Augenschein erwiesen hatten, daß die Wechselwirtschaft möglich — räthlich und — nützlich sei. Gegen die Thatsachen des Augenscheines, gegen die Beweisführung durch Erfahrung ist Widerspruch doch nicht mehr möglich — lächerlich oder — verächtlich.

Um aber einem mehrfach gehegten Vorurtheil den Widerwillen gegen die Wechselwirtschaft in etwas zu benehmen, muß zur Beruhigung der Herdenliebhaber dies flüchtig erwähnt werden, daß Stallfütterung oder die Auflösung der Herden bei der Wechselwirtschaft nicht unumgängliches

Erforderniß sei. Herden können auf benarbter Gemeinerde (Rasenerde), mit Betreibung der Wechselwirtschaft zugleich, recht wohl bestehen, nur aus den Ackerfeldern müssen sie heraus. Denn Wechselwirtschaft erfordert freie Benützung des beackerten Eigenthumes zu jeder Jahreszeit und beliebige Anpflanzung von Gewächsen, die nach gewissen erfahrungsmäßigen Reihenfolgen hintereinander gebauet oder gewechselt werden. Nur weil man den Boden nützlicher zu bebauen als zu beweiden fand, hob sich der Herdengang nach dem Wunsche der Communitäten, als sie dies die Erfahrung einsehen ließ, von freien Stücken auf. Noch immer aber bestehen gemeinschaftliche Herden, öffentliche Hutweiden, neben der Wechselwirtschaft, an viel tausend Orten. Nur auf die Acker, weil kein Brachfeld ist, darf keine Herde getrieben werden. Weil nun solche Hatterte, wo außer den Brachfeldern noch genugsame Weideplätze vorhanden sind, um das Vieh, bei guter Benützung, in erforderlicher Kraft zu erhalten, zu den selteneren Fällen und sozusagen zu den Ausnahmen gehören, mußte vom Acker aus für die Ernährung des Viehes gesorgt werden. Der Anbau der Futterkräuter, unter denen der Klee mit seinen Arten noch immer obenan steht, wurde ein Bedürfnis, und bald überzeugten sich die Menschen aus der Erfahrung, daß eine künstliche Futterwiese mehr abwerfe, als wilde, der Natur überlassene Weideplätze. Wie also diese Erfahrungen zunahmen, so wurden die Gemeinplätze, wo die Herden auf- und abgetrieben wurden und mit vier Füßen mehr zertraten, als sie mit einem Maule gefressen, mehr und mehr durch Auftheilungen zu Äckern verkleinert, bis der Pflug beinahe alles unter sich bekam. Nur was zur Beackerung in den Allmenden (Gemeinerde) untauglich war, überließ man letztlich, weil man es nicht nützlicher benützen konnte, dem Vieh und dem Holzwuchs.

Die Wechselwirtschaft kann also mit und ohne Herden bestehen. Ihr Wesen bestehet nicht in der Auflösung der Herden, oder wie man es gewöhnlicher nennt, in der Stallfütterung. Wo alles, alles Vieh im Stall gefüttert wird, da ist vollkommene Stallfütterung; wo ein Theil des Viehes im Stalle, ein anderer aber im Freien gefüttert wird, da ist theilweise Stallfütterung. Nur auf den Ackerländern, wo die Wechselwirtschaft getrieben werden soll, darf keine Herde gehen, weil die ganze Ackerfläche zum Florsfeld gemacht ist, wo jeder, nach seiner Rechnung und seiner Einsicht, das bauet, was ihm beliebt. Daher in solchen Ländern die Ackerfläche, in einen blühenden Garten verwandelt, wenigstens um den dritten Theil mehr erzeugt. Diese Vermehrung des Nutzens steigert natürlich auch den Preis eines Ackers von 200 auf 300 fl. Die Population nimmt durch mehrere Ernährung reißend

zu. Kinder sind beim gartenmäßigen Feldbau ein Segen, keine Last. Drum scheuet man das Kindererzeugen nicht. Alles kann leben und lebet.

Ob zur Aufhebung des ganzen oder theilweisen Triftzwanges überall im Lande die Glocke geschlagen, glaube ich nicht. Bei uns Sachsen, nach unserer Bevölkerung, Art und Gestalt der Erde halte ich die nöthigenden Umstände zur Einführung der Wechselwirtschaft mit theilweiser Stallfütterung großentheils für vorhanden. Wo aber und wenn auch diese Umstände da sind, man wird noch manchen Kalender drucken, ehe die Noth alle Köpfe unter diesen einen Hut bringt und die Wechselwirtschaft zur Ausführung kommen läßt. Geberden sich doch manche Communitäten, wie wenn man ihnen die Weide verböte; sie gerathen in Zorn, wenn in ihrer Mitte jemand nur mit einem Worte darauf anspielt oder sonst ein Verlangen darnach laut wird. — Was ist da zu thun? Worte, Belehrung und Disput helfen da alles nichts. Sie haben Wachs in den Ohren. Was? Ich glaube, man sollte dieses thun! Um eine bessere Felderwirtschaft, die zur Nothwendigkeit geworden ist und zu unserm Schaden nur noch aufgeschoben wird, dennoch ins Leben einzuführen und auf die erfolgreichste Art auch diejenigen dafür zu gewinnen, die dieser Einführung dermalen mit fanatischem Eifer entgegen sind, stelle man ihrer Erfahrung eine andere Erfahrung, ihrem alten Augenschein einen anderen neuen Augenschein gegenüber. Dazu diene folgende Abrede:

Die Freunde und Anhänger des Wechselbaues theilen sich, zur endlichen Herbeiführung der Wechselwirtschaft, in diese zwei Rollen:

1. Welche arrondierte Grundstücke (Koppeln, Thänorungen) besitzen, die dem Triftzwange nicht unterworfen sind, machen es sich zur Aufgabe, darauf Wechselwirtschaft zu treiben, eifrigst bemüht, den Wechselbau zu Ehren zu bringen: also mit Umsicht und Nachdruck!

2. Welche keine solche Grundstücke haben, wirken dadurch zum Zwecke, daß sie jede Gelegenheit benützen, eine Verständigung herbeizuführen. Sie suchen daher den Kopfkranken die Arznei in aller Art beizubringen, in Ernst und Witz, geht's nicht löffelweis, wenn auch nur in Tropfen — verträgt der Kranke die Allopathie nicht, sucht man auch die Homöopathie zur Hilfe heraus. Diese Freunde des ganzen und vollen Eigenthumrechtes machen es sich zur Aufgabe und Pflicht, allen Versuchen zu Arrondierungen den kräftigsten Vorschub zu leisten, die bereits eingehegten Grundstücke aber gegen Böswilligkeit und muthwillige Einbrüche von öffentlichen Herden oder Winkelhuten in besten Schutz zu nehmen. Wieder dann, wenn durch die Herden in Waldpflanzungen ein Schaden geschieht, wenn durch sie eine Seuche ausgebreitet wird,

wenn aus Nachlässigkeit der Hirten Einbrüche im Florfeld oder Verwüstungen in Weinbergen geschehen u. s. w., hängen sie sich mit beiden Händen an die große Lärmglocke, und damen den Altgläubigen ihre schädliche Vorliebe für den Triftzwang vielfach auf. So, von zwei Seiten im Feuer, müssen sie endlich die Waffen strecken und das weiße Fähualein wehen lassen.

Um aber solche Grundstücke gehörig, nicht aufs Gerathewohl, sondern nach Grundsätzen des Fruchtwechsels zu bewirtschaften, sind unsere inländischen Arbeiter ungenügend. Sie verstehen es nicht und mögen es nicht. Da das Grundeigenthum bei uns so leicht zu erwerben ist, weil, tausendfach zerstückelt, alle Augenblicke eins zu verkaufen ist, so sind diejenigen, welche kein liegendes Eigenthum erwerben, gemeinlich Taugenichtse, Augendiener oder Siebenschläfer. Die Besten unter ihnen, deren es doch auch gibt, verstehen höchstens das Herkömmliche, womit unseren Zwecken nichts gedienet ist. Wollen wir daher den Wechselbau bei uns einführen, zunächst wenn auch nur auf Koppeln oder Thänorungen, um in Anschauungen eine Werberei für dieses System zu begründen, müssen wir uns nach deutschen Einwanderern umsehen, die, in Betreibung dieser Wirtschaft aufgewachsen, dieses Bessere im Kopfe und die Ausübung, als Gewohnheit, in den Gliedern haben. Wie werden die Ungläubigen staunen, wenn unter den Händen derselben die neue Schöpfung zauberartig aus dem Boden steigt! Zu dieser Einwanderung werden sich Deutsche wohl finden lassen, da Ungehörigkeiten und Übervölkerung sie sogar zur vermessenen Fahrt in die amerikanischen Urwälder verleitet haben. Der Wagen oder das Schiff, mit Dämpfen getrieben, macht hieher die Reise wohlfeil und kurz. Von Ulm bis Pest hat ja jetzt ein Mensch mit e i n e m Klausenburger Brod genug. Amerika, das freie und doch sclavenliebende, hat den Einwanderern nicht mehr, als unser Siebenbürgen, zu bieten, und bis an die Ufer der neuen Welt sind Seestürme und Seekrankheiten abschreckende und gefährliche Reisegefährten. Die Einwanderer hätten doch hier, ebenso wie dort, einen eigenen Herd in der Anwartschaft, das letzte Ziel aller Wanderlust. Auch kommen die Einwanderer bei uns . . . zu gutem Brode, freier Verfassung und . . . Blut zu Blut. Wir unsererseits . . . werden reicher an Erkenntnis, an Nahrungsmitteln, an Sprach- und Glaubensgenossen. Diese Ackerbauern *strictioris observantiae* werden hoffentlich dem Nomadenwesen bei uns den Gnadenstoß geben, die Viehliebhaberei, die auf die Menge, nicht auf die Güte sieht, und das tag schlafende und nachtwachende Hirtenwesen, das unserm deutschen Wesen fremd und unserm ausgelaugten Boden nicht mehr angemessen ist, verdrängen helfen. Dieses

Nomadenwesen, mit dem langen Schweif der Winkelhut, Feld- und Viehdiebstahl, hat sich, hauptsächlich seit den letzten Hungerjahren, durch rohere Einwanderer aus den Comitaten, als wir sind, die wir aber unsinnig genug nicht verabsolgt, als sie abverlangt wurden, mehr und mehr eingenistet und sitzt unserm Deutschthum wie eine Made im Fleisch, und drückt dermalen auf den Ackerbau wie ein Alp auf der Brust, so daß wir, wie eine zahmere Fischgattung durch die andere Raubgattung verdrängt, gegen das Sandufer geschoben, außerhalb des Wassers bald nach Luft schnappen.

Hermannstadt hat im Jahre 1841 unterm 3. April für seinen ganzen Hattert eine neue Eintheilung in sechs Felder gemacht. Warum aber gerade sechs Schläge gemacht worden, läßt sich aus dem Abschlusse nicht entnehmen, da derselbe nur die Reihenfolgen enthält, in welchen der Hattert vom Triftzwange in fünf Feldern erlöst werden solle. Sollte es auf eine sechsfeldrige Wirtschaft mit Brache, sollte es auf eine Wechselwirtschaft mit sechs Schlägen ohne Brache abgesehen sein, oder hat man die Meinung und Absicht, durch Vermehrung und Erweiterung der Florfelder sich die Brücke zur eigentlichen Wechselwirtschaft zu bauen, oder sollen die fünf Jahre Flor auf einem Felde strenge den Herden verschlossen oder das Vieh in die Stoppel zugelassen werden? Mündliche Erkundigungen haben mir die Sache nicht ins Licht gesetzt; ich tappe im Dunkeln, aber sammt diesem demüthigen Geständnis läßt sich doch eben in der Unbestimmtheit über die möglichen Fälle manches bestimmen. Die Gelegenheit muß benützt werden. Will man aus diesen sechs Feldern nach sechs Jahren ein Feld ohne Brache machen, jedoch so, daß ein sechsjähriger Wechsellschlag zum Grunde liegen soll, so ist zu befürchten, der Wille sei besser gewesen, als die Einsicht in die Beschaffenheit des Wechselbaues. Denn der kleinste Rotulus ist meines Wissens schon mit sieben Schlägen, und dieses die unterste Classe im Ertragnis und Erfolge dieser Wirtschaftsart. Da sich nun die Hermannstädter Communität die am wenigsten Nutzen abwerfende Classe zur Einführung gewählt hatte, konnte nur mit Besorgnis auf das Gelingen des Erfolges gesehen werden. Denn fiel Hermannstadt noch einmal in die alte Wirtschaft zurück, so wäre dieser Unfall für die gleiche Sache auch in anderen Landestheilen eine Niederlage. Die Schadenfreude würde mit aufgezogenen Augenbrauen ausrufen: *Ha b' ich's nicht gesagt*, und der Unglaube würde triumphierend ob des Mißlingens ein Jahrhundert hindurch mit dem Finger auf die Hauptstadt des Sachsenlandes weisen. Sei nun auch ein Fehlgriff in der Art der Einführung geschehen: die Ehre gebietet, die Brücke hinter

sich abzubrechen. Vorwärts nun, in Gottes Namen! Mögen die kräftigen Männer, die solches beschlossen, nun auch Muth und Beharrlichkeit haben, es auszuführen. Die großen, ausgedehnten Wiesen und der viele Mist, den eine Stadt darbietet, machen noch eine nachträgliche Verbesserung des Fehlers im Anfange möglich. Um aber den Erfolg mehr in Sicherheit zu bringen, rathe ich, ein Bauer im Kaputrode, je eher, je besser, zum Kleebau, nicht auf Wiesen, sondern auf Äckern. Denn bei jedem Wechsel von Wirtschaftssystemen stellt der Mangel an Viehnahrung in den ersten Jahren den verwegenen Anfänger auf die gefährlichste Probe. Übersteht ein eiserner Wille mit berechnender Umsicht die erste harte Prüfungszeit, so ist am spätern völligen Gelingen alsdann kein Zweifel mehr. Zu dieser Umsicht rathe ich noch, die Äcker nicht mit angreifenden Gewächsen zu bebauen. Es sind Anstrengungen, auf die gänzliche Ohnmacht folgt. Zu den erschöpfendsten Kräutern gehöret leider ein eben jetzt in Hermannstadt sehr beliebtes Gewächs, ich meine den Rips und Raps. Kommt da nicht gleich der volle Mistwagen hinter dem Erntewagen, so geht die Fehlung den Krebsgang. Wie sehr ich daher das Wollen lobe und das Gelingen wünsche, so habe ich doch von diesem Versuch, die Wechselwirtschaft auf diese Art einzuführen, keine blutwärmende Hoffnung. Man erlaube, man verzeihe mir daher die bescheiden vorgebrachte Frage: Woher kommt dem guten Willen und dem Vorsatze die Einsicht, das Verständnis, das Wissen und das Können, ohne Lehre, ohne Unterweisung, ohne Beispiel und Augenschein, bei unwissendem Gesinde und nichts davon ahnendem Arbeiterhaufen? Eins und das andere kann man bauen, herrlich und ersprießlich, aber die Schlussrechnung über's Ganze gibt die Entscheidung, das Ende lobet den Meister. Wechselbau ist nicht, daß man im Anbau von Gewächsen wechselt nach Lust und Willen, sondern ein Fruchtwechsel nach Grundsätzen der Erfahrung, daß eine Frucht, die vorhergeht, das bessere Gedeihen der nächstfolgenden immer vorbahne, das Kraftcapital im Grund und Boden immer vermehre und steigere, daß zuletzt der Acker fähig sei, die größten Anstrengungen ohne Schwächung zu machen. Wird aufs Gerathewohl dies und das gebauet, was für den Augenblick den meisten Nutzen gewähret, so kommt als Strafe auf die Sünde der übermäßigen Anstrengung unmittelbar die Erschöpfung. Man baue zum Beispiel etliche Jahre hintereinander Halmfrüchte, so kommt der Reiter aus dem Sattel nicht aus Übermuth des Pferdes, sondern dieses bricht unter dem Sattel ohnmächtig zusammen. Werden hingegen bei fleißiger Mistung mehr-

mals Hackfrüchte, ohne Halbf Früchte dazwischen, hintereinander gebaut, und man säet dann Körnerfrüchte, so fällt die zu geile Saat, der Reiter wird vom Thiere heruntergeworfen. Ob nun in dieser Hinsicht Vorkehrungen und Anordnungen getroffen worden, und welcher Art sie sind, weiß ich alles nicht. Dem Entferntstehenden muß manches unbekannt bleiben. Zu was aber soll ein ganzes Publicum Lehrgeld zahlen, da durch eine einzelne Wirtschaft eines verständigen Mannes alle Unkosten von Fehlgriffen erspart werden können? Hat aber die Hermannstädter Communität nicht die Einführung des Fruchtwechsels im Schilde, so ist so viel Aufhebens davon nicht zu machen. Es ist Brachwirtschaft, nur eine eingeschränkere.

Woher ich aber das Recht hergenommen, Bedenken zu äußern? Woher nimmt es denn ein altes Weib, das jemanden der Hilfe bedürftig hält und ihr Hausmittel vorschlägt? Wenn sie's sagte, muß es ja nicht befolgt werden. So auch bei mir. Im Krankenhause macht man doch nur, was man will. Ich versichere als armer Sünder, daß der wärmste Antheil aus mir redet, so warm, wie wenn ich die Ehre hätte, selbst ein Bürger von Hermannstadt zu sein — aber mir will diese Einführung, ich mag sie so oder so nennen, nicht einleuchten. Gerne bescheide ich mich aber damit, daß auch andere Leute Köpfe haben. Demohnerachtet muß ich wiederholt meine feste Überzeugung aussprechen, daß die Wechselwirtschaft sich auf ganzen Hatterten durch bloße Beschlüsse nicht einführen lasse, sondern allein durch Anschauung im einzelnen oder großen, wozu Einwanderer aus Deutschland für uns unumgänglich erfordert werden. Soll aber gefahrloser und gesicherter vor Unfällen oder Rückfällen zur Einführung von Wechselwirtschaft im Lande geschritten werden, muß mit mehr Umsicht zuwerke gegangen werden. Immer aber werden die Versuche bei Städten eher gelingen, als auf dem flachen Lande. Städte müssen es sein, nicht Dörfer, einmal, weil hier am meisten arrondirte Grundstücke anzutreffen sind, zweitens, weil der Mist hier die leichteste Aushilfe gewährt, und letztlich, weil die Städter, bei mehrerer Geistesbildung, außer dem Bodenrertragnis noch anderwärts Mittel haben, zuzubüßen. Welche Städte sollen sich aber ins Vordertreffen stellen? — Hermannstadt hat sich bereits gestellt. Seine Position scheint mir aber eine falsche. Den Sieg und das Gelingen erwarte ich anderswoher. Also Schäßburg und Kronstadt! Warum? Nicht nur, weil sie stark bevölkert sind, wacker an Gesinnung und erfahren im Landbau, sondern weil sie auch vorzugsweise arrondirte, triffreie Grundstücke haben. Also, meine Herren, an den

Ehrenplatz! Wir übrigen stellen uns ins zweite Glied. Wir haben auf keinen auswärtigen Anstoß zu warten; thun wir es aus eigenem Vortheil! Also: Kronstadt und Schäßburg voran! Wechselbau! sei Lösungswort; Ende dem Nomadenwesen! die Inschrift des Vereines.

Die Verbisfelung.

Die vorhandene jetzige Feldereinteilung hat an der Gewohnheit und dem Vorurtheil mächtige Beschirmer; sie hat aber auch an der Noth und dem Bedürfnis einen mächtigen Feind und Bekämpfer. Wenn unsere Bauern nicht bald gewinnreicher, d. h. mehr und wohlfeiler, als bisher erzeugen, werden bald die Schwaben aus dem Banate uns so mit Mehl überführen, daß wir, durch ihre Preise gedrückt, nur deswegen noch den Acker bauen werden, weil uns das Geld fehlen wird, das wohlfeilere aus der Fremde zu beziehen. Wir werden auch mit dem Brote besserer Gattung dem Auslande zahlpflichtig, wie wir bereits mit dem Schlachtvieh und Vorstenvieh von den benachbarten Fürstenthümern abhängig sind. Wo sich aber der Bauernstand leichter arm arbeitet, als arm schläft, zieht er das Faulenzen vor und sinkt aus dem anstrengenden, nicht lohnenden Bauernzeug ins Ruheleben des Hirtenwesens. Er fängt die Sonne an zu meiden, sucht den Schatten und streckt sich auf das Bärenfell. O dolce far niente! Diese Erscheinung sehen wir überall auftauchen, wo der Ackerbau übermäßig belastet ist, sei es durch unerschwingliche Aufschläge, sei es durch Unsicherheit des Erntesegens in Kriegsunruhen, oder — wo der Pflug zum Bettelstab führt. So wie der Bürger den Ochsen am Horne nimmt, wenn seine Meisterschaft nicht mehr ergiebig nährt, so verläßt der Bauer die Hörner des Pfluges und greift zum Hirtenstabe. Ein Zurücksinken in den nächsten niedern Stand, aus dem man sich erhoben hat. Solche Betrachtungen sind wohl geeignet, den Meinherren in den Communitäten Wachs und Baumwolle aus den Ohren zu ziehen, wenn von einer Verbesserung des Landbaues die Rede sein soll und sein wird. Noth ist auch Gebot. Verschaffen wir nur bald dem Bauern in seinem Handwerk Vortheile, sonst hängen ihm die Umstände die Hirtenstafche um.

Die Wechselwirtschaft ist bereits als eine Haupthilfe vorgeschlagen worden, auch sind einige wohlmeinende Winke gegeben, welcher Art sie am sichersten eingeführt werden könnte. Im Sündenregister der Hindernisse, welche den Wohlstand des Bauersmannes oder die Veredlung der

Landwirtschaft hemmen, ist noch aufgeführt die Zerbisselung. Hierbei wollen wir unser vorhabendes Geschäft also einrichten, daß wir zuerst die Zerbisselung in ihrer Schädlichkeit näher beleuchten, alsdann aber für die Krankheit ein anspruchsloses Recept verschreiben.

Die Zerbisselung, die in dem jetzigen Maße früher nicht vorhanden war, ist eine Folge unserer Gesetzgebung, oder, um verständiger zu reden, ein Ergebnis ihrer theilweise engherzigen Auslegung und Anwendung. Die Deutschen, als sie einwanderten, mögen im alten Vaterlande, das sie verließen, die Beschwerlichkeiten, welche Dominalgüter und das Vorrecht der Erstgeburt mit sich führen, in schmerzlicher Erinnerung gehabt haben, und begründeten also hier, im Widerspruch der verlassenen, beschwerlich empfundenen Gesetze, ein Gesetzbuch oder Herkommen, das diese Übel verhindern sollte, die Auftheilung der Erbschaft zu gleichen Theilen unter die Kinder. An die nachtheiligen Folgen dieser gerechteren Theilungsgrundsätze, welche sie möglicherweise in der Folgezeit mit sich führen würden, dachten sie wohl schwerlich. Es war ihnen vorderhand nur um den Grundsatz der Gleichheit zu thun, durch welchen sie unter sich der Übermacht einzelner vorbeugen wollten, worin sie wohl nicht unrecht gethan haben mögen. Im Sinne dieses Grundsatzes, der Gleichhaltung des Vermögens, der eine Säule unserer Volksverfassung ist, kann nun immerhin das Vermögen auch ferner ins Drittel und Zweitel, und dann wieder in gleiche Theile unter die Kinder getheilet werden. Es liegt aber schwerlich in der Sachsen Eigenlandrecht oder den Statuten ausgesprochen, es solle jedes Kind von jedem theilbaren Grundstücke seinen Bruchtheil bekommen. Hieraus, aus diesem Mißbrauch und Mißverstand aber, fließet vorzugsweise der Hammer der Zerbisselung. Jetzt wird, so es nur thunlich ist, jedes einzelne Grundstück auf vielen Dörfern, wenn drei Kinder sind, ist das Grundstück breit, in drei Theile zerspaltten, wenn es schmal ist, in drei Theile geschnitten. Ist das zu vererbende Grundstück guter Art, so wollen alle Kinder deswegen jedes seinen Theil haben, weil es ein gutes Grundstück ist; das schlechtere Grundstück will das einzelne Kind darum nicht ungetheilt alleine haben, weil es ein schlechtes ist. Kaum bringt daher ein fleißiger und umsichtiger Hausvater einige Grundstücke mit Scharfsinn und Opfern zusammen und stirbt, so kommen die Kinder und machen des Vaters Bemühungen zunichte, seine Pläne zuschanden. Die Theilherren, nur vom Grundsatz der Gleichheit und Gerechtigkeit beseelt und geleitet, halten ihre Aufgabe gelöst, wenn die Erben zufriedengestellt sind. Ich verkümmere ihnen diese Seligkeit nicht, im Frieden eine Theilung

beendigt zu haben. Sie, in der niederen Sphäre des Familienlebens, thun Recht; im höheren Maßstabe der Nationalwohlfaht ist hingegen ihr mühevollcs Gelingen oft eine Versündigung am Allgemeinen, welches keinen Beifall verdient. Durch diese mißverständene Gerechtigkeits- und Friedensliebe ist es auf manchen Dörfchen dahin gekommen, daß die Zerbisselung bis zum zerhackten Braten ausgeartet ist. Ich weiß ein Dörfchen, dessen Bewohner zu den fleißigsten und gutmüthigsten im Stuhle gehören, dessen Hattert durch fortgesetzte Theilung bereits schon einmal oder mehrmal schon getheilter Grundstücke dermaßen zerbisselt ist, daß auf dem ganzen Hattert nicht zwei ganze Erdoche aneinander einen Herrn haben. Einzelne ganze Erdoche gibt es etwa nur acht; halbe Erdoche sind noch immer etwas besonderes, von dem man schon sagt: es sei ein ganzer halber Erdoch; Viertelerdoche sind die Mehrzahl. Es gibt aber auch Schrotttheile von Viertelerdochen! Ebenso gibt es viele Dorfsleute im Stuhle, die 6, 8 bis 10, ja 15 bis 18 Weingärten haben, doch nota bene, sie sind dann aber zum Theil auch nur drei Schritte breit. Hört man hier und dort Bauern von ihren Wiesentheilen reden, meint man, ihre Schöpfen seien viel zu klein angelegt: Warum nicht gar? Man fällt wie aus den Wolken, wenn man den ganzen eingesammelten Heuvorrath beisammen sieht. Das arme Vieh bekommt im Winter so sparsame Nahrung, daß es zu keiner Seltenheit gehört, wenn beim Kukuruzsäen die letzte Portion Grummet oder Heu gereicht wird, und das Vieh vom Hungerleiden matt, in den Furchen stehen bleibt, oder, von Schlägen in Bewegung gebracht, wackelnd und schaukelnd wie ein Besoffener fortstampelt. Kein Wunder! — denn alle Wiesen zusammen und ineinander gerechnet, sind nur wenige Graserde — kann da die zerbisselte groß sein? Es sind die sogenannten Wiesen oft nur von der Breite eines türkischen Shawls, und haben die Länge eines halben Steinwurfes. Muß diese Acker- und Wiesen-Zerbisselung nicht ein Übelstand und Verderben für ihre Bearbeitung sein? Man verseze sich nur in Gedanken in die Arbeitszeit. Kaum hat der Wirt den Pflug in seinen kleinen Acker eingesetzt, so ist er schon fertig. Also frisch zusammengepackt — es geht auf einen anderen Acker. Hier ist auch nicht lange Arbeit, also wieder fort. Die Hausmutter ist diewegen nie sicher, ihn mit dem Essen anzutreffen, also kommt der Pflüger selber zu Mittage nach Hause, und — für diesen Tag hat das Pflügen ein Ende. Das Tagewerk beträgt gewöhnlich ein Vierteljoch mit Ochsen, ein Halbjoch mit Pferden. Beide Bespannungen sollten mit eben dem elenden Vieh das Doppelte leisten! — Der Wähdcr legt 3—4 Matten auf dem einen Wiesentheile nieder, läuft

dann auf ein anderes, dann auf ein drittes. Kommt es zum Trocknen, so muß hier geschüttelt werden; dann wieder ein Gang um die Matten anderswo, dann wieder ein Gang, um ein drittes zu zerschütteln. Nun wird das erste zum Wenden sein, also zurück, wieder auf das erste, dann auf das zweite, so auch auf das dritte Wiesentheil. Die Sonnenstrahlen stechen — es könnte regnen. Also hurtig aus Schobern, hier, dort, dort. Viele Laufereien, wenig Erfolg! — Mit den Weingärten hat es die nämliche Bewandniß. Die guten Leute machen sich mit den Gängen hin und her, her und hin, ebenso müde, als mit der Arbeit. Dies ist keine Übertreibung, sondern Wahrheit und Thatsache. Mag auf einem größeren Hattert die Zerbisselung auch nur halb so groß sein, als auf einem kleinen Hattert, so verkürzt hier die Nähe der Grundstücke die mehreren Gänge, die auf einem größeren Hatterte durch die Entfernung verlängert werden, wenn sie auch nicht so oft gemacht werden müssen. Das Übel ist bei Zerbisselungen auf größeren und kleineren Hatterten also gleich. Wie kann nun bei einer solchen Zerbisselung etwas Gedeihliches in der Landwirtschaft herauskommen? Man muß so etwas mit Augen gesehen und nicht bloß im matten Bilde der Einbildung sich vorgestellt haben, um von der Verderblichkeit überzeugt und vom Wahn der Unschädlichkeit ganz geheilt zu werden. Laufen doch die Leute über Berg und Thal, wie wenn sie auf Kohlen liefen: alles rabbelt und grabbelt wie ein Ameisenhaufe, wie Esken im Wetterglase. Die vielen Gänge, was sind sie als verlorene Zeit? — Verlust an Zeit ist aber Verlust an Arbeit — Verlust an Arbeit, Verlust an Gewinn und Erzeugniß. Wäre es möglich, diese Gänge nach der Zeit zu berechnen, wie würde man erstaunen, wieviel dadurch an Gewinn verloren gieng! Bringe man nun aber zur Vervollständigung der Anschauung auch die Wagenarbeit in Anschlag. Das Heu von einer solchen kleinen Wiese reicht auf dem kurzen Wagen nur über die Leitern, also mit diesem entweder nach Hause, oder auf ein anderes Wiesentheil, wenn es näher liegt, um den Wagen voller zu laden. Das Heu vom zweiten Wiesentheile füllt den Wagen auch noch nicht, also neuerdings entweder nach Hause oder auf ein drittes Wiesentheil. Das Vieh könnte vielfach mehr bezwingen und macht der Wege viel, woran die leidige Zerbisselung die Schuld hat. Dasselbe ist der Fall mit dem Korn im Sommer, dem Kukuruz im Herbst, mit dem Moste in der Pese, den Schüfen oder Bündeln der Kukuruzstengel. Dieses Hin- und Herfahren mit geringer Last ist nun besonders dem Hornvieh zuwider, dem die Natur die besondere Eigenschaft gegeben hat, lieber schwerere Lasten zu ziehen auf längern Wegen, wenn nur seltener, als leichte Lasten mit

vielen Tritten, öfter. Dieses begründet denn in solchen Gegenden den Brauch, statt ausgewachsenen Ochsen beinahe nur Kälber zu halten, weil die älteren das Gefährsel nicht ertragen. Ein größerer Schlag, selbst in jüngeren Jahren, würde dieses Gezappel gleichfalls nicht aushalten. Welch ein herrlicher Anblick, wenn der Wagen hochbeladen unter der Last ächzet und die glatten Stiere den Weg bedächtig abmessen und schnauben, oder feiste Gäule sich in die straffen Sillen legen und dampfen! Ich habe diesen Anblick hier nie genossen! Kommt das wegmüde Vieh, wie hier bräuchlich, auf Mittag mit Pflug oder Wagen nach Hause, so muß es noch den Weg an die Hattertergrenze mit der Herde oder ohne sie auf den ärmlichen Weideplatz machen! Dem Einheimischen, der daran gewöhnt ist, geht es wie einem Kropfeten, wie schwer er auch athmet, wenn's ihm in der Geburt zugekommen, hat er keine Vorstellung vom leichteren Athmen ohne Kropf; sie verwundern sich darüber, wenn es jemanden auf- und mißfällt. Gewohnheit macht alles erträglich und die Leute blind, und im Lande der Einäugigen ist ein Zweiäugiger ein Spectakel. So fällt auch uns Siebenbürgern der sittliche Nachtheil nicht auf, der die Zerbisselung unter dem Volke bewirkt. Ein ewiges Gezänke um Grenzen. Ein Nachbar, der ein Land von 60 Furchen Breite besitzt, verschmerzt es eher, wenn sein habgieriger Nachbar ihm eine Furche abackert, der Einbuß macht nur den sechzigsten Theil vom ganzen Ackerlande aus. Wäre aber das Ackerland nur 6 Furchen breit und der Nachbar schlänge davon eine auf seine Seite, so wäre der Verlust einem Sechstel gleich vom Ganzen. — Umgekehrt: wenn jemand einen nur sechs Furchen breiten Acker hat, und er kann per fas und nefas noch eine Furche sich zueignen, so ist der Vortheil im Verhältniß zum bisherigen Besitze ein sehr großer; er hat seinen Acker um den sechsten Theil vermehrt, während ein Besitzer größerer Gründe, etwa von 60 Furchen, nur ein Unmerkliches, $\frac{1}{60}$ seiner Ackergröße profitiret. Hieraus folgt, daß bei kleineren Gründen die Begierde nach Abackerung und der Wille, sich nichts abackern zu lassen, größer ist, als bei größeren Feldgründen, wo Vortheil und Einbuß nicht leicht auffällt, oder leicht verschmerzt, und nur selten absichtlich unternommen wird. Dasselbe ist der Fall bei den Wiesen im Mähnen zu Heu und Grummet, bei Weingärten in der Furchenrichtung. Je kleiner die Grundstücke sind, desto mehrere Zwischenfurchen gibt es, desto öfter bietet sich dem Eigennutz die Gelegenheit dar, sich merklich auf Unkosten seines Nachbarn etwas anzueignen. Der Nachbar hingegen verschmerzt diesen Einbuß umso schwerer, je mehr der Verlust für ihn auch empfindlich ist. So gibt es also ewige

Angriffe und eine ewige Vertheidigung. Nun ist ja das Gericht eben zu nichts anderem da, als das Recht zu beschützen — also, bei so bewandten Dingen wird es auch nicht an Beschäftigung fehlen — wenn nur die Entscheidung auch so leicht zu treffen wäre! In einem Furchling sollen zwar die Jochs gleich groß sein, aber durch die Zertheilung haben sich die ursprünglichen Jochs so durcheinander gemengt, daß die verschiedenartigsten Brüche von Jochen entstanden sind, je nachdem die Theilungen durch gleiche oder ungleiche Zahlen vor sich giengen, worauf aber bei den Bauern in Theilbriefen nicht Rücksicht genommen wird, sondern nur obenhin von halben oder Vierteljochen oder großen halben Erdochen oder kleinen halben Erdochen die Rede ist. Solche Entscheidungen müssen nur immer an Ort und Stelle von den obrigkeitlichen Personen entschieden werden, und die Arbeit einer sicheren und gewissenhaften Ausmessung ist in verschiedener Hinsicht von so vielen natürlichen Schwierigkeiten umgeben, daß es gar keiner Parteilichkeit bedarf, um Parteien unbefriedigt zu lassen. Auch sind die Josefinitischen Riedtbögen so durcheinander corrigiert, daß man beim Ausmessen oft nicht weiß, wo man nun dran ist. Es kommt also endlich zu einer Verständigung — aber nur einer Art Waffenstillstand; denn jede Grenzdifferenz bringt alle ruhigen Grenzbesitzer in neuen Aufruhr. Denn wenn der neue Kämpfer sein größeres Gebietsrecht etwa erweist, so gibt dies eine neue *Regula societatis* u. s. w. Da fehlt es denn nicht an Versuchen, die Hattertbeamten irrezuführen oder durch Geschenke die Waße länger oder kürzer zu machen — auch besticht oft der ehrliche Name eines Proceßführenden den Richter zum Vorurtheile, das Recht sei auf seiner Seite u. s. f. Der Argwohn der Grenznachbarn, die Neigung zum Unrechtthun und die wenige Geneigtheit, sich Unrecht thun zu lassen, die Preisgebung an verdächtige Urtheile sind bei Inhabern kleiner Hatterte an der Tagesordnung, und nebenbei erzeugt sich auch ein kleinlicher Sinn dadurch, daß es sich so häufig um Kleinigkeiten handelt, die man aber doch nicht außeracht lassen darf, da sie so häufig sich ereignen, daß sie, zusammengerechnet, aufhören, eine Kleinigkeit zu sein. Ich will aber aufhören, die Zerbisselung unserer Feldgründe von ihrer sittenverderbenden Seite zu zeigen, da ich sonst nicht wissen würde, wann und wo ich aufhören sollte. Ich habe genug erreicht, wenn ihre Sittenverderblichkeit auch nur im allgemeinen anerkannt wird. Geklagt hätte ich nun ohnedem über die Zerbisselungen der Feldgründe genug, manchem vielleicht schon zu viel. Weil aber das Gekläge wenig hilft, mache ich mich nun an einen Vorschlag zur Abhilfe.

Da das Übel theils darin steckt, daß ihm in den Statuten nicht vorgesehen ist, theils aber darin, daß die Theilungsgeschäfte fehlerhaft vor sich gehen, so kann die Verbesserung im großen nur durch die Gesetzgebung und Verwaltung eingeführt werden. Die Gesetzgebung hat nur einige Ergänzungen der einschlägigen §§. im Gesetzbuch vorzunehmen und die Verwaltung dann die Sorge zu tragen, vorkommende Theilungen in diesem Sinne der Ackerbauverbesserung zu veranstalten und das Gericht in gleichem Sinne bei Entscheidungen über Näherrechte zu sprechen. Diese Ergänzungen liegen wohl im Interesse aller, ob im Rechtsgebiete der L. Universität als Gesammtwillen des sächsischen Volkes, weiß ich nicht zu sagen, da in der neueren Landkarte ihres Rechtsgebietes einige Grenzen verwischt worden und nur mit angegeben sind, was doch so viel heißen soll, sie seien unbestimmt. Die alte Universität hätte es vielleicht auf ihre Faust gethan. Will man lieber anfragen, so wird ja eine Antwort erfolgen. Verminderter Verkauf dürfte uns Sachsen auch in politischer und nationeller Beziehung ein Vorthail sein.

Um weiteren Zerfäfflungen Einhalt zu thun, die bei wachsender Population immer mehr unsichgreifen müssen, wird zwar auch künftig mit Festhaltung des gleichen Anspruchsrechtes der Kinder auf die zu vererbende Hinterlassenschaft die Theilung vorzunehmen sein, aber so, daß das einzelne Kind nicht sowohl auf ein einzelnes Grundstück sein Theilrecht ausübt, als vielmehr nur einen Anspruch auf seinen gebührenden Theil aus dem ganzen Vermögen zu machen haben soll. Es könnten also aus diesem Grundsatz folgende einzelne Gesetze zu Gunsten des Feldbaues von der betreffenden Behörde ausgesprochen werden:

1. Ein Grundstück, wie es jetzt einmal thatsächlich bestehet, soll bei Theilungen nur dann in Theile zerlegt werden, wenn kein Erbnehmer es als ganzes übernehmen will. Die übrigen Erbnehmer erhalten entweder eine Vergütung durch ein anderes gleicherweise nicht zu theilendes Grundstück oder werden sonst ausgeglichen.

2. Wenn zwei Nachbarn das Näherrecht in Anwendung bringen, dürfen diese das in Anspruch genommene Grundstück nur dann zerschneiden oder spalten, wenn beider Nachbargut gleich groß ist, sonst fällt es demjenigen zu, dessen anliegender Acker der kleinste ist.

3. Das Näherrecht der Anverwandten ist nur dann größer, als das Näherrecht der Nachbarschaft, wenn der Anverwandte im Furchling schon ein Grundstück hat.

4. Wenn man befürchten sollte, es würden im Verlaufe der Zeiten die Vergrößerungen sich zu sehr ausdehnen, so könnte ein Quantum fest-

gestellt werden, über das hinaus demselben diese Zusatz-Paragraphe nicht mehr zugute kämen. Dieses Summum könnte angenommen werden gleich der Anzahl aller einartigen Gründe auf einem Felde eines Hatterts, dividirt durch die Anzahl der Wirte mit Haus und eigenem Gespann. Sind also auf einem Felde eines Hatterts etwa 1000 Joch Ackerland und der Wirt etwa 100, so bestünde eine Arrondierung in 10 Joch. Hätte einmal X oder Y diese 10 Joch in einem Felde beisammen, so hörte für ihn in diesem Felde diese Vergünstigung auf, es bliebe für ihn in diesem Felde die alte Fassung und Auslegung des Gesetzes.

5. Verkauf und Wechsel, wie auch Schenkungen, als noch übrige Titel der Erwerbung behalten freie Hände.

Auf sothane Weise kann man hoffen, daß sich die Grundstücke von selbst arrondieren werden, ohne Machtgebot, ohne Geldopfer u. s. w. und ohne eine fernere Zerstückelung zu befürchten, denn sowohl ihr wäre durch die Zusatz-Paragraphe 1, 2, 3, als auch dem befürchteten Übel der Übermächtigkeit einzelner durch §. 4 zugleich Thür und Thor geschlossen.

Musterwirtschaften.

Viele Leute meinen, mit Befehlen oder Verordnungen werde auch in der Veredlung des Feldbaues vieles ausgerichtet werden; ich hoffe davon sehr wenig. Befehle bei aller nützlichen Absicht und Ausführbarkeit sind überhaupt nur zu oft das bekannte Jugendspiel: Gib's weiter! Damit aus der Mitte ein Befehl an die ganze Peripherie gelange, hat er viele Kreise in Bewegung zu setzen. Ein Stein, in die Mitte eines Teiches geworfen, bewirkt mit seinem Plumpser eine heftige Erschütterung; es bilden sich Ringelkreise, die immer schwächer werden; der letzte Kreis, der an dem Ufer landet, ist nur eine unmerkliche flache Welle. So ergeht ein donnernder Befehl von einer Oberstelle. Die Unterstelle beladet den Befehl mit einer Begleitung und gibt ihn weiter. Diese Unterstelle thut dasselbe — endlich kommt der Wandersmann am letzten Orte seiner Bestimmung an, aber schwach und straßenmüde. Das Exhibitur-Protokoll weist die Ankunft und Abfahrt des Befehles richtig aus, schwarz auf weiß, wie bei reisenden Gesellen das Städte-visa in einem Passe. Befehle aus großer Entfernung nützen daher wenig. Wie eine Stodrakete anfangs mit brausender Schnelligkeit gen Himmel steigt, je mehr sie aber sich von ihrem Ausgangspunkt entfernt, an Geschwindigkeit immer mehr abnimmt, bis sie, im Scheitelpunkte zwischen Fall und Steigen angelangt, — stillsteht, also verhalten die Wir-

kungen der Befehle, anfangs sind sie heftig, letztlich schwach. Daher haben weise Männer alter und neuer Zeit den Bau eines Staatskörpers also einzurichten gesucht, daß der große Staat aus kleineren Selbständigkeiten bestünde, die, zwar dem Ganzen als Glieder dienend, für sich dennoch Ganze bildeten. Trägt der große Staat Sorge auf Verbesserung des Feldbaues, wie es wohl in seinem Nutzen lieget, so wolle er nun nicht das einzelne von der Mitte oder aus der Höhe leiten, sondern überlasse die eigenthümliche Ausführung den einzelnen selbständigen Theilen. Das Ganze leite nur das Ganze, das Einzelne jedoch das Einzelne. Wie wollte man aber auch von oben die einzelnen Wirtschaften leiten? Der höchste Befehl kann immer nur der allgemeinste sein. Eine einzelne Vorschrift, von oben gegeben, paßt nicht auf alle Örtlichkeiten, auf den Charakter der Bevölkerung, die Nachfrage auf dem Marktplatz, Vorrath an Capitalien u. s. w. Lieber spreche sich ein hoher Befehl nur als allgemeiner Grundsatz aus: helfen zu wollen; worin und wie, überlasse er der Einsicht der Provinzen. Spräche sich nun die Provinz aus, sie bedürfe einer oder mehrerer landwirtschaftlichen Musteranstalten und es würden diese gewährt, so wäre in diesem Institute der Befehl eine vollständige Erfüllung, ein Vollzug, kein bloß beschriebenes Papier. Die Verbesserung der Landwirtschaft ginge aus diesen Musteranstalten als eine wirkliche Thatsache, nicht als bloßer Befehl, als Leben und nicht als todte Lehre hervor u. s. w. Das Bedürfnis und die Zweckdienlichkeit solcher Anstalten ist zu einleuchtend, um mir noch die Mühe zu nehmen, es nachzuweisen. Lieber will ich, um Papier und Tinte mir, dem Leser aber Mühe zu sparen, die Grundzüge solcher landwirtschaftlichen Musteranstalten nach den Erfahrungen bewährter Fachmänner entwerfen und niederschreiben, um Fehlgriffe in der Anlage zu vermeiden, die bei Begründung dieserlei Anstalten häufiger, als man meinen sollte, gemacht worden sind. Es ist Nutzen genug, wenn wir hiebei nur den Gewinn haben, daß wir hiedurch das oft theure Lehr- und Neugeld nicht bezahlen müssen. Denke ich mich als Ausschussmitglied eines Regnicolar-elaborates für Veredlung der inländischen Landwirtschaft, würde ich etwa folgende Gesichtspunkte aufstellen:

1. Die landwirtschaftliche Musteranstalt ist eine Anstalt zur praktischen Nachahmung bereits anderwärts geglückter Versuche. Originelle Experimente sind also nicht ihre Aufgabe. Die Thatsache muß bereits außer Zweifel sein: sie hat sie bloß einheimisch zu machen.

2. Diese Musterwirtschaft steckt sich nicht zum Ziele, die anderwärts erreichten höchsten Lösungen der Landwirtschaft zu erstreben.

Denn unser Stand des Feldbaues kann keinen Sprung aus der Tiefe in die Höhe, ohne Betretung der Mittelstufen, machen. Sie ahmt nur das unserm Standpunkte Angemessene nach, Hiedurch allein gewinnen wir für uns anwendbare Anschauungen. Denn dieser Anstalt ist nicht darum zu thun, die Landwirtschaftswissenschaft zu heben, sondern unsere Landwirtschaft.

3. Diese Musterwirtschaft umfasse, wo möglich, das ganze Gebiet: Viehzucht, Gartenbau, Weinbau, Holzzucht, Ackerwirtschaft, Bienenzucht, ökonomische Technologie u. s. w.

4. Dieselbe ist nicht eine Unternehmung auf Speculation einer hohen Rentierung. Die Verpflanzung auswärtiger Fortschritte ins Land ist hinlänglicher Profit. Dafür aber muß sie als Musterwirtschaft, einmal eingerichtet, sich selbst erhalten.

5. Eine solche Landwirtschaft verlangt, ausdrücklich, nicht den besten Boden. Denn was sie auf bestem Boden leistete, kann für Wirtschaften auf schwächerem Boden kein Muster sein.

6. Sie führt keine neuen Viehassen ein. Das Volk, dem sie zur Nachahmung aufgestellt ist, hat dazu kein Geld. Ihre Aufgabe ist: Aus dem vorhandenen Viehschlag durch Auswahl von Zuchteltern und angemessene Pflege nach ihrer Lebensart sich eine veredelte Nachkommenschaft selbst zu bilden.

7. Sie bauet nur die gewöhnlichen Erzeugnisse des Landes, aber die gewöhnlichen alle. Und dies thut sie aus dem Grunde, weil sie am gemeinsten Anbau den Augenschein liefern soll, wie der Anbau beschaffen sein müsse, um mehr und besser und wohlfeiler zu erzeugen. Erst, wenn sie das Landvolk bis auf diesen Standpunkt erzogen hat, greift sie auch zu Krapp, Bau u. dgl. Durch Anbau ungewöhnlicher Erzeugnisse isoliert sie sich vom allgemeinen Bedürfnisse. Sie soll aber Volkslehrerin sein.

8. Das Personale besteht aus wissenschaftlichen und praktischen Lehrern, Lehrlingen, Dienstboten und Handlangern.

9. Die Frage, wieviel Lehrer, in welchen Gegenständen u. s. w. ist zu vielseitig, um hier näher angegeben zu werden.

10. Die Lehrlinge sind theils wissenschaftliche Zöglinge, theils praktische, die auch in den Handgriffen unterrichtet werden. Die wissenschaftlichen Zöglinge sind theils künftige Selbstwirtschaftler, theils höhere Vorsteher fremder Wirtschaften. Die praktischen theils künftige kleinere Wirte, theils niedere Landwirtschaftsbeamte.

11. Das Dienstgesinde sind elternlose Waisen, die die Anstalt an Kindesstatt aufnimmt. Bei ihrem Austritt wird die frühere Mehr-

ausgabe mit dem späteren Mehrverdienst in Rechnung genommen und der Überschufs, als Ausstattung, beim Austritt ausgezahlt.

12. Die Handlanger sind entweder zugesendetes Gefinde, oder zugeschiedte Lehrbursche aus den Dorfschaften.

13. Die wissenschaftlichen Zöglinge zahlen Kost und Lehre; die praktischen nur dann, wenn sie, nach Zurücklegung des Cursus, der Anstalt nicht ebensovielle Jahre als Gehilfen dienen wollen.

14. Die zugesendeten Handlanger steigen am Lohn nach ihrer Brauchbarkeit.

15. Die Sprachverschiedenheit und Verschiedenheit der Örtlichkeiten im Lande, die eine verschiedene Ökonomie erheischen, machen mehr als eine solche Anstalt erforderlich.

So ohngefähr müßten die allgemeinen Grundsätze lauten. Doch würde ich im Anfange das Theoretische ganz weglassen, und nur den praktischen Theil in Anwendung bringen, um auch hier das Höhere aus dem Niederen herauswachsen zu machen. Dieses trockene Verzeichnis der näheren Bestimmungen einer zweckmäßigen landwirtschaftlichen Musteranstalt wird vielleicht nur vom zehnten Leser, ohne Langeweile, durchlesen werden. Ich kann nicht dafür. Denn die Landwirtschaft ist an sich gar ein mühseliges Geschäft, und verlangt Überwindungen, die noch mehr Geduld und Ausdauer erfordern, als solcherlei zu durchlesen.

Wie kommen wir aber zu solchen Musteranstalten? Durch den und das, durch das und den — schwerlich! Meiner geringen Meinung nach, nur durch die Regierung, woran gar nicht zu zweifeln ist. Will die Regierung die Landwirtschaft heben, so hilft sie wenig mit Befehlen. Musteranstalten sind ein geeignetes Mittel. Schwerlich gibt es ein anderes: ich — weiß keines. Bei vielen Unterredungen mit mancherlei Menschen über diesen Gegenstand, die ich absichtlich darauf hinlenkte, ward kein Vorschlag gefunden, der wert gewesen, diesem auch nur die Schuhriemen aufzulösen. Der geehrte Leser nehme sich die Mühe nachzudenken, und schlage ein anderes zweckdienlicheres vor. Etwa Verminderung der Lasten, die der Stand der Landwirte zu tragen hat? Wer deckt den Ausfall? Erleichterungen müßten zu groß sein, um bemerkbar einzuwirken. Sind sie unmerklich, was fühlt das lastbeladene Kameel, wenn ihm etliche Pfunde abgenommen werden? — — Etwa Aufmunterungen durch Preise fürs schönste Vieh, schwerste Getreide, weichsten Flachs, besten Wein u. s. w.? Preise können wohl den Eifer wecken, aber nicht die Einsicht. Denn Preisertheilungen geben keine Anleitung, wie man es aufstellen müsse, um es zum Preiswürdigen zu bringen. Etwa junge

Leute ins Ausland geschickt, um zu lernen? — Was hat man damit gewonnen? Um ihre Einsicht zu verbreiten, müßten ihre Privatwirtschaften zu Musterwirtschaften eingerichtet werden. — So kommen wir letztlich, andere minder erhebliche Vorschläge übergehend, wieder einzig auf die Musteranstalten, als den mächtigsten und zweckmäßigsten Hebel einer zu veredelnden Landwirtschaft.

Ihre Begründung mit allem Zugehör fordert aber Opfer. So leichten Kaufes kommt man nicht davon. Nur scheue man das Opfer nicht, nach dem ökonomischen Lehrsatz: Wer Milch will, füttere die Kuh zuvor. Die Lust, immer nur zu melken und dabei die Kuh ihrem Schicksal zu überlassen, ist als schlechte Wirtschaft in Staat und Haus längst verchrieen. Milcherzeugung ist eine höhere Kunst, als die Melkkunst. Wo nichts ist, hat auch der Kaiser das Recht verloren. Man mache den Bauern zuvor wohlhabend, so ist er in den Stand gesetzt, Steuern, auch große, nachträglich zu zahlen. Kommt dann die Noth, auch einmal viel Milch zu bedürfen, die Euter sind voll, und Kühe mit strotzendem Euter stehen auch leichter. Versteht sich also der Staat zu diesem Opfer voraus, so gibt er, um später zu nehmen. Denn schwerlich trägt irgendeine Staatsausgabe, für den Staat selbst, einen reichlicheren Nutzen. Diese Anstalten machen die Bauern reich, reiche Bauern machen den Bürger reich, und so strömt aus einer Quelle der Wohlstand übers ganze Land, ohne Steuerersatz, ohne daß man dem Bauern Geld in Hut schüttet, bloß dadurch, daß man ihn die Kunst lehrt, die gelben Füchse selbst zu fangen. Die Hausnöthen, die täglichen Bedürfnisse werden ihn von selbst antreiben, die eingesehene Kunst zu üben. Das Volk heißt in den Staatschriften: das arme steuertragende Volk. Spricht etwa die Erbarmung daraus, daß es Steuern trägt? Nein, ohne Steuern gibt es keinen Staat; oder heißt es arm durch das Steuerleisten? Ein schönes Geständnis! Dieser mißrathene Ausdruck soll cassirt, und dafür, der That nach, ein anderer eingeführt werden: das wohlhabende steuertragende Volk. Steuern soll es auch ferner tragen, aber arm soll es nicht bleiben. Es soll meinetwegen, wenn es die Staatsbedürfnisse erheischen, dieselbe Last tragen, nur werde seine Kraft, sie zu zahlen, sein Vermögen verdoppelt. Der doppelten Kraft erscheint aber dieselbe Last nur halb so schwer. Vermehrung der Kraft ist also Verminderung der Last. Ein dankerfülltes Volk, anhänglich und treu, ist doch in der Politik auch eine Einnahme, ein Nutzen — im Frieden weit mehr als ein scheinbar überflüssiges Schnitzwerk am Throne, in Tagen der Gefahr aber die Sicherheit des Fußgestells.

In andern Ländern mußten Fürsten, die diese Wohlgefönnung gegen den Landmann hatten, 100.000 geben, um solche landwirtschaftliche Musteranstalten ins Dasein zu rufen. Bei uns braucht der Fürst weder einen Kreuzer aus seinem Privatbeutel herzugeben, noch einen Groschen aus der Landescaffa. Sein guter Wille braucht nur etliche Tropfen Tinte und eine Gänsefeder dazu. Wie so in aller Welt? Das klingt ja, wie ein Märchen aus 1001 Nacht, oder wie ein Reisebericht aus dem berühmten Lande der Schlaraffen. So höre ich den einen und den andern Leser verwundert ausrufen. Ich glaube das nicht; sondern vernimm, gefoppter Leser, um Dich nicht rathen zu lassen, die einfache Lösung des nur scheinbaren Räthsels.

Unser Fürst ist gesetzlicher Erbe verloschener Lehen oder Adelsgüter, deren Herren ohne Intestaterben gestorben sind, mit der ebenfalls gesetzlichen Verpflichtung, solche Lehen wieder zu verleihen. Gibt diese Lehen nun der Fürst zur Errichtung obberührter Anstalten her, so kostet diese Verleihung weder ihn einen Kreuzer aus seiner Tasche, noch den Landesbeutel einen Groschen. Wenn nun einzelnen Männern, ihres Verdienstes wegen um's Vaterland, solche Schenkungen gemacht werden können und sollen, ist das Vaterland selbst, um das doch jene nur beschenkt werden, dieser Verleihung nicht viel mehr wert und würdig?

Sollten die Stände hierin der nämlichen Ansicht sein, und hätten die einzelnen Edelmoth genug, die Verwendung dieser heimgefallenen Güter zu diesem Zwecke dem Allerhöchsten Hofe vorzuschlagen, was würde der Landesvater wohl thun: als den Vorschlag prüfen, bewilligen? —

Weinbau.

Das Jahr 1834 wird durch Güte und Menge der Weinföschung unbergeslich bleiben. Nach hundert Jahren noch wird der Enkel die Mär vom 1834iger Herbst erzählen. Es war ein Ereignis durch seine Folgen in tausend Beziehungen der spätesten Erwähnung wert. Es hat uns zu einem unnatürlichen Lachen gefögelt, bis wir ins Weinen gerathen sind. Im Weinlande sah man nur frohe Gesichter: nur Koffennoth erzeugte einige verlegene Mienen. Ein unermessliches Geld setzte dieser Segen in Umlauf. Unsere Weinberge waren Goldbergwerke. Was dem Winzer der niedrige Preis, 20 kr. C. M. der Sieb. Eimer*), nicht leistete, ersetzte die Menge. Wer Geld und Fässer hatte, ward ein reicher Mann. Sein Glück mit und ohne Kopf war ausgemacht. Dieser

*) Accuratissime: 8 Wiener Maße.

ungewöhnlich süße Most erzeugte, wie später der gegohrene Wein, bei Käufern und Verkäufern Besinnungslosigkeit und Schwindel. Die Geldleute stellten ihrerseits dem Winzer ihre Buntel zur freien Verfügung: die Winzer hingegen stürmten rasend nun völlig die Berge. Die Bergwände, wenn auch nur halb der Sonne zugekehrt und nur wenig zum Nebenbau geeignet, wurden mit Neben bepflanzt, so daß diese genügsame Pflanze mit ihrem Laube jetzt beinahe jeden Bergscheitel bekränzt.

Zweierlei fällt hiebei sogleich dem Nachdenkenden in die Augen. Die Eroberung, welche der Nebenbau machte, entzog theils dem Pfluge, theils der Viehtrift das Erdreich. Über die Schmälerung des Tristrevieres ist der Trost leicht gefunden. Denn das Vieh hatte an diesen Abhängen nie eine ergiebige Kost gehabt. Der Einbuß ist also geringe. Dazu steht in der wahren Feldökonomie dieser Grundsatz fest, daß Cultur besser belohnt, als die rohe Gabe der Natur. Auch stieg sich das Vieh bis zur Höhe müde, verdaute die Kost im Magen, während des Ganges an der abschüssigen Bergwand, mit Angst und Besorgnis, und kam unten wieder erschöpft an, wie es hinaufgestiegen war. Der Fraß nützet dem Vieh, nach der Erfahrung, nur in dem Maße, als es denselben in Ruhe, Gemächlichkeit und Leidenschaftlosigkeit genießt, was die Schweizerhirten so sehr zu würdigen wissen, daß sie bei den Herden keinen beunruhigenden Hund leiden, und ihr Alpenhorn ebenso zu ihrem Vergnügen, als zur Ergötzlichkeit der Herden absichtlich blasen. Eins ins andere gerechnet, gewann daher die Dorfwirtschaft durch Bepflanzung der steilen Bergwände entweder mehr, als sie durch Schmälerung des Weideganges einbüßte, oder es war Vortheil und Nachtheil sich gleich in beiden Schalen. Mit den Ackerländern hingegen verhält es sich anders. Durch theilweise Besetzung mit Neben, auf einen geringeren Raum eingeschränkt, ist Kornerzeugnis in den Weingegenden geringer geworden. Der Bedarf an Brot, ohnedem schon knapp, ist nun noch knapper gedeckt. Auch in Bezug auf die Güte des auf Ackerländern erzeugten Weines stellt sich die Sache in keinem so günstigen Lichte dar. Die Lage der niedrigeren Acker stellt die Güte des Weines auch dem Unerfahrenern in Zweifel und Bedenklichkeit. Denn liegen sie auch, was doch nicht immer und nur selten der Fall ist, Südsüd, so erfordert guter Wein nicht nur die gehörige Neigung des Winkels — Steilheit; nicht nur die Wendung der Bergwand gegen die Mittagssonne — Sonnseite, sondern auch eine reine Luft, die nur die Erhöhung allein gewähret. Ackerländer also, da sie gewöhnlich tiefer liegen, liefern, wenn sie auch steil und sonnseitig sind, doch nur sogenannten Landwein, und keinen Bergwein.

Denn die Weine, die im Thal, wenn auch über dem Flußgebiet, erzeugt werden, schmecken immer nach Ebene, nach Erde, nach den Ausdünstungen, die der Verwesungsproceß in der Tiefe erzeugt, während die Hochweine, in reinerer Luft gekocht und gebraten, ein eigenthümliches Gewürz, das der Franzose bouquet nennt, haben. Dieser Unterschied ist am auffallendsten, und selbst einer Zunge bemerkbar, die keinem Feinschmecker zugehört, wenn man eine Traube gleicher Gattung aus einem Hausgärtchen und aus einem Weingarten vom freien Felde gegen einander kostet. Gewöhnlich ist auch der untere Theil eines Berges fetter, als mehr oben. Daher treibt die besser genährte Wurzel mehrere und stärkere Triebe, also auch kräftigere Blätter und Holzschöße. Da nun unsere Winzer, dem größeren Theile nach, Nebe von Nebe, ohne die verschiedenen Standorte zu berechnen, in ziemlich gleicher Entfernung voneinander pflanzen, mag es oben oder unten am Berge sein, mag der Boden gut oder schlecht in Dungkraft stehen, so verschlechtert der vermehrte Schatten natürlich seinerseits auch die Güte des Weines. Hiezu kommt noch, daß einige Winzer die unglückselige Bemerkung machten, daß der sogenannte Gornischstock leichter zu bearbeiten und gewöhnlich reichlicher am Ertrage sei. Das alte Sprichwort: Gornisch Gedräng, macht den Keller eng, bewog sie denn, bei neuen Anpflanzungen dem Gornisch den Vorzug zu geben, und so hat sich denn auch hiedurch die Menge, auf Unkosten der Güte, vermehrt. Denn Gornische erzeugen einen derben, groben Wein, der mit den älteren, edleren Gattungen, wie Kesser und Aest sind, die Vergleichung nicht aushält. Alles Obige zusammengenommen stellt die Thatfache fest, daß die neueren Weinanlagen ein schlechteres Getränk liefern, wie die Weingärten vor 1834, wenn auch zum zweitenmale die Witterung gleich günstig wäre.

Diese vermehrte Ausdehnung des Weinbaues verschlechtert nicht nur das Gewächs, vermindert durch Besiznahme einer größeren Erdoberfläche in den Weinländern nicht nur die Körnererzeugung, sondern benimmt auch durch Entziehung des Dinges auch den noch übriggebliebenen Ackerländern die Zeugungskraft. Der Dung, der sonst den Aekern zugeführt ward, wandert nun an die Wurzeln der übermäßig vermehrten Neben. Die Acker, bisher mit mehr Mist bedacht, liefern nun nicht nur kleinere und weniger Körner, sondern durch schwächere Bestandung auch weniger Halme oder Stroh. Das wenigere Stroh aber macht nicht nur, als Futter in den Magen der Thiere gebracht, wenigeren Auswurf oder eigentlichen Mist, sondern bringt auch, als Unterstreuen, mit dem Mist verbunden, wenigeren Dung. Denn,

da sich der Mist mit der Streu, welche nun spärlicher als früher ausfallen muß, weniger sättigen kann, entweichen nicht nur viele flüssige Theile unbenutzt, weil sie nicht genug gebunden werden, sondern es fehlt auch der Mistgährung das erforderliche Verhältniß zwischen dem Gährungsstoff und dem Stroh, als Materie, welche mit in Gährung gesetzt werden soll. Nun ist schon durch Einschränkung der Sommerfütterung auf dem Felde die Fabrication des Mistes im Bauche des Thieres beschränkter wie vordem; das Vieh kommt auch weniger gut genährt an die Winterkrippe, es ist magerer. Von schlechter genährtem Vieh ist aber, wie jeder rationelle Landwirt weiß, dieselbe Quantität Mist weniger kräftig, als vom besser gehaltenen, fetteren. Der eine Bestandtheil des Dinges, der Mist, ist also schon an sich unkräftiger. Nun kommt der Mangel des anderen Bestandtheiles, des Strohes, hinzu. Wir erhalten also in zunehmender Proportion immer weniger und immer schlechteren Mist. Diese schlechtere und vermindertere Düngung wirkt wieder nachtheilig aufs nächste Jahr u. s. f. Sind diese Andeutungen nun gleich nur wenige, so läßt sich doch aus diesem wenigen der Schluss leicht ziehen, daß die Vergrößerung und Ausdehnung des Weinbaues höchst nachtheilig auf den Ackerbau und die übrige Landwirtschaft habe einwirken müssen. Man hätte dieses voraussagen können, hätte man im voraus darüber nachgedacht. Diese üble Einwirkung der vermehrten Weinberge ist nun vor aller Augen da. Schon hiedurch ist die Lage des Weinländers eine peinliche. Es gesellen sich aber dazu noch andere, die ebenso nachtheilig, wenn auch nicht so auffallend sind. Weinberge erfordern folgende Arbeiten: Stecken — Gärten — Graben — Schaben — Brechen — Schaben — Schneiden — Unterlegen. Aufmerksamere Winzer haben noch das Heften, Verhauen, das Pflücken. Das Misten ist überdies die noch unerwähnte beschwerlichste Arbeit, da man hiezu den Rücken hergeben muß. Je nachdem man rechnet, 10—12 besondere Arbeiten, seien es auch nur 8, so gibt es schon genug Beschäftigung, die, wenn dem Weinbau zugewendet, dem Ackerbau entzogen wird. Eine der auffallendsten Erscheinungen dieser Art ist, um nur eine anzuführen, daß aus Mangel an Zeit und Händen die Kornfelder nicht mehr so rein von Unkräutern gehalten werden können, als zuvor. Was man also in unseren Gegenden über das Verochzen des Weizens häufig klagen höret, findet in der vermehrten Arbeit, welche die Berge in Anspruch nehmen, seinen Aufschluß. Hat der Bauer auch künftighin nur zwei Hände, so ist er nicht imstande, und hätte er zehn Köpfe, sein Weizenfeld rein zu jäten, zumal der Mistwagen im schlechter

gegohrenen Miste eine größere Menge unzerstörten Unkrautsamen aufs Feld führet. Da sich nun die Hände nicht gemehret haben, wohl aber die Arbeit, so hat dies auch diese natürliche Folge, daß der Arbeitspreis über den bisherigen gestiegen ist, oder wo die Ortsobrigkeit einen Preis festsetzte, der Arbeiter selbst durch Verspätung, Anforderung besserer Kost, Zugabe von Morgen- und Abendtrunk u. s. w. die eigentlichen Arbeitspreise dennoch erhöht. Wer arbeiten lassen wollte, sieht sich in der Nothwendigkeit, durch Vorschüsse, kleine Nebenvorthelle u. s. w. den Arbeiter an sich zu fesseln, oder, thut er's nicht, sieht er sich in der Lage, in seinem Weinbergbau entweder einige Arbeiten auszulassen, schlecht arbeiten, oder nicht zu gehöriger Zeit gearbeitet zu sehen. Die Weinpfähle, durch Vermehrung der Weinberge auch vertheuert, sind auch nicht zu übersehen. Die Abnahme der Eichenwaldungen im ganzen Lande hätte die eichenen Weinpfähle an sich schon gesteigert, wenn auch die Anzahl der Weingärten nicht zugenommen hätte — die Vermehrung der Weingärten hinzugerechnet, bewirkte nun die Verdoppelung des theuren Ankaufes. Alles fiel daher über die tannenen Stäbel her. Die starke Nachfrage verleitete den Gebirgsbewohner, ohne Überlegung die junge Nadelwaldung anzugreifen. Hier und da hat die eigene Besorgnis vor künftigen Mangel die Gebirgsbewohner zur Selbstbeschränkung der Ausfuhr bestimmt. Braucht gleich das Tannen- und Fichtenholz nur etwa sechs Jahre, um die gehörige Stärke und Höhe zu erreichen, so liebt doch diese Holzart Gemeinschaftlichkeit und die nahe Gesellschaft von ihresgleichen, denn sie verästet, wenn sie allein steht. Die Waldstrecken in den Gebirgen geben also, fleißig mit der Art gelichtet, knorrige, schnell ins Dünne laufende, mühsamer zu behauende Pfähle, und durch Verästung weniger tauglichere Bretter. Die Pfähle aus Weidenholz haben die schlimme Eigenschaft, daß sie im Frühjahr noch Festigkeit versprechen und im Herbst, wenn sie beladen sind, sammt dem Segen des Herrn oft umbrechen. Die Akazien, als der beste Weinpfahl, er steht 9 Jahre auf einer Schärpe, ist noch zu wenig verbreitet, und mancher Bauer sieht in seiner Anpflanzung nichts weiter als einen Muthwillen oder ein blumentragendes Gesträuch. Aus allem diesem leuchtet die Kostbarkeit der Bepfählung fattsam ein, und die Bepfählung ist eine so wichtige und unerläßliche Sache in den Weingärten, daß sie ohne angemessen hohe Pfähle nach unserer Bauart und nach dem Grade der Fruchtbarkeit des Bodens, bald durch nothwendig gewordene tiefere Beschneidung der Reben auf die Hecke kommen, wie das Wort der Winzer lautet. Hat nun die Vermehrung der Wein-

berge eine Vermehrung der Weinerzeugung zur natürlichen Folge, so drückt schon diese Weinvermehrung den Weinpreis herunter. Kommt aber hiezu auch Vermehrung der Unkosten in der Erzeugung, so ist das eigentliche Einkommen, der reine Ertrag, mehr als um die Hälfte gefallen. Dies alles aber verschuldet größtentheils das merkwürdige Jahr 1834, das also neben der Lichtseite auch seine Schattenseite, neben seinem Segen auch sein Unheil gebracht hat. Es wäre für uns besser gewesen, man hätte nie 1834 geschrieben — oder — es hätte der Himmel mit dem Segen an den Bergen uns zugleich auch mehr Verstand und Umsicht in die Köpfe gegeben.

In diesem schlimmen Zustande befindet sich dermalen der gedemüthigte Weinländer. Eine allgemeine Muthlosigkeit hat sich der Gemüther bemächtigt. Ohnedem unterwarf eine Allerhöchste Verordnung, veranlaßt durch eine Zehntfrage in Reichersdorf, die neuen Weinpflanzungen einer Abgabe, zu der sie nach bisherigem Brauche nur verpflichtet waren, wenn sie im siebenten Jahre standen. Diese Allerhöchste Verordnung wird thatsächlich dahin ausgelegt, daß diese Zehntpflichtigkeit der neuen Weingärten nicht nur auf die Anlagen auszu dehnen seien, die nach Erlass dieser Verordnung gemacht werden würden, sondern auch auf die, welche bereits vor dieser Verfügung angelegt worden waren, wenngleich diese im Glauben auf diese Vergünstigung ins Werk gesetzt und ins Leben gerufen wurden. Es kommt also durch Entziehung dieser Vergünstigung eine neue Abgabe auf die neuen Weingärten, die bisher zur Entschädigung und Vergütung für die ersten bedeutenden Ausgaben einer solchen Anlage gedienet hatten. Denn nach der Berechnung erfahrener Winzer deckte die Zehntfreiheit der ersten Jahre im vierten, fünften, sechsten Jahre die Anlage des Neubaus, so daß der Zehnte nach diesen Freijahren mehr von dem Ertragnis des Jahres gegeben wurde, während er jetzt dem Capitale, das der Unternehmer in diese Wirtschaftsart steckt, in diesen Jahren zur Last fällt. Bleibt nun die Beleuchtung dieser Allerhöchsten Verfügung vom Standpunkte des Rechtes billigermaßen auch ausgeschlossen, so darf doch diese Zehntverpflichtung, nicht an den Haaren herbeigezogen, als eine Verminderung des Nutzens, den neue Weingärten bisher genossen, mit angeführt werden. Der vermehrte Weinbau hat also den Nutzen nicht abgeworfen, den sich die erhitzte Einbildungskraft versprach. Ist nun gleich die Benachtheiligung der Ackerwirtschaft dem Blicke der oberflächlichen Berechnung auch mehr entzogen, so liegt desto deutlicher die Erfahrung am Tage, daß vieler Most wenig Geld bringen kann. Wir haben Wein genug, aber leider kein Geld. Gehen wir gleich den

Herren Käufern mit dem Hut unterm Arme entgegen, wir müssen es uns gefallen lassen, wenn man weniger bietet, als der Wein uns selbst kostet. Führen wir den Most feil vor die Thore dem Städter, so büßet der verzweifelte Winzer allda nicht nur die Wolle, sondern auch das Fell ein.

Diese Zusammenwirkung verschiedener feindseliger Umstände und Einflüsse haben denn auch im Weinlande eine unglaubliche Verarmung zuwege gebracht. Die in den Weingegenden so auffallend vorhandenen Rückstände in der Steuer werden durch Militär-Execution und andere dörfliche Zwangsmittel, die oft an Grausamkeit grenzen, aus der Armut doch noch wie Öl aus Kieselstein gepreßt, da die Verantwortlichkeit der Steuereinheber auf den ersten Kreuzer, der sich aufs Land verirrt, sogleich Hand legt. Die Steuer muß gezahlt werden und wird also gedeckt, wenn auch nicht aus dem Erlöse der Fehsung, doch dadurch, daß man ein Kalb ausspannt, oder den Pelz im Winter wegnimmt u. s. w. Denn sie gehöret zu den Ausgaben, von denen es heißt: Mußsein ist mehr, als Schannnicht. Aber diejenigen Ausgaben, die, um menschlich zu leben, nicht unterbleiben sollen: Schuhe im Winter, ein Kleid gegen den Regen, eine Fleischsuppe in Krankheit u. s. w., müssen bei der Mehrheit der Weinbauern erst von besseren Zeiten gehoffet werden. Setzt jemand mildernd hinzu, es gelte diese Wahrheit nur von einigen, so lasse ich mir auch diese Einschränkung meiner Behauptung gefallen. Wenn aber diese sogenannten „einige“ 30—50 % der gesammten Weinbevölkerung sind, also ihrer genug, so gibt doch selbst diese eingeschränkte Anzahl den schlagendsten Beweis an die Hand, daß die Lage der Weinbauern keine beneidenswerte sei, daß diese Wirtschaftsart im ärgsten Verfall liege. Denn es gibt eine Menge Familien, wo im Hause nur ein einziges Paar Schuhe anzutreffen ist, die dann dasjenige Glied der Familie anzieht, welches ausgehen hat. Ist Holznoth zieht es der Vater an, unterdes Mutter und Kinder mit bloßen Füßen auf dem Herde sitzen; klopft die Mutter Feinzeug im Bache mit dem Bleiel, hoßt der Vater mit der Brut in dem Zimmer. Der Sachse, der eine besondere Vorliebe zur Weingartenarbeit hat, besitzt eine eigenthümliche Schamhaftigkeit, die ihm verbietet, seine Armut gewahr werden zu lassen. Denn seines Volkes Sitte verbindet mit der Armut den Nebenbegriff der Faulheit und Selbstverschuldung. Darum gibt er sich Mühe, es ist bewußter Voratz, reich und wohlhabend zu scheinen, wenn er's auch nicht ist, oder reicher und wohlhabender sich zu zeigen, als er es wirklich ist. Lieber verhungert er, als er bittelt. Ich weiß einige wenige Häuser, wo die Familie

nackend sich niederlegt, bis die Hausmutter die Wäsche reiniget; ich weiß aber mehrere, wo nur eins auf dem Leibe und das andere auf dem Seile hängt, um nur sonntags in frischer Wäsche zu erscheinen. Die Zeiten der vielen Wäsche sind vergangen! Denn der gemachte Hanf geht in den Weingarten oder in die Steuer, wenn der Most keinen Käufer findet oder kein Most geräth. Der sächsische Bauer, ärmer als der schlafsliebende Wallache, schämt sich, die Armut einzugestehen; er fürchtet das Urtheil seines Volkes, seine Verurtheilung. — Was ich hier sage, gilt nicht bloß von Lumpen und Taugenichtsen — es ist auch nicht immer eine Folge der Selbstverschuldung, sondern Strom der Zeit, eine Folge der Wirtschaftsart, eine Folge der übermäßigen Vermehrung des Weinbaues, der nicht nur süße Trauben, sondern auch diese Frucht bitterer Armut erzeuget.

Ist das recht, daß Fleiß und Anstrengung solchen Lohn empfangen? — Ich glaube nicht. Solche Ungerechtigkeiten zu sehen und zu wissen, und dabei die Achseln zu zucken, ist auch nicht recht. Wer Mensch ist, kann sich damit nicht entschuldigen halten, daß er es weiß, daß er es eingesteht; er muß helfen, rathen, wie er kann und wie er weiß. Durch meinen Beruf in die Hütte der Armut gebracht, darf ich mich in meinem Gewissen damit nicht beruhigen, daß ich sage: Euch helfe Gott! Eine theilweise Abhilfe in einzelnen, immer doch nur wenigen Fällen reicht nicht aus. Das Leck im Schiffe muß verstopft werden, einzelne Züge an der Pumpe sind zwar nicht verdamulich, aber wenig erspriesslich. Ist man selbst kein Schiffszimmermann, der mit dem Verstopfen umzugehen weiß, so habe man wenigstens den Muth, vom versinkenden Borde einen Ruf zur Hilfe, eine Hoffnung der Todeserlösung hinauszuschreien. Darum nehme ich, in christlicher Angst, alle meine Lust zusammen und schreie: Zu Hilfe, zu Hilfe, zu Hilfe! ehe in der deutschen Hütte der Begriff von Schande von dem Begriffe der Armut sich ablöst; ehe die Noth der Ehrlichkeit die Thüre weist, ehe lange Erfahrung die Arbeit für eine Mühseligkeit halten lehrt, für eine unnütze Qual.

Worin aber könnte die Hilfe bestehen und von welcher Seite soll sie kommen? Wir wollen uns umsehen und auf die Seite gekehrt, wo Hilfe zu hoffen ist, die Hände vor den Mund gesetzt, unseren Ruf ertönen lassen. —

Wir nehmen die oben angezogene Allerhöchste Verfügung, die Zehntverpflichtung auch vor dem siebenten Jahre, als ein Fadenende auf und gehen daran dann weiter. Wir erscheint diese Allerhöchste Verordnung in ihren Folgen als eine Handlung höherer Politik, als

eine Maßregel der Vorsicht, als Staatsökonomie. Wieso? Die bisherige Vergünstigung mit den sechs freien, zehntlosen Jahren war eine Aufmunterung zu neuen Anlagen, eine Belohnung der vollbrachten neuen Weingärten. Man will nun nicht mehr hiezu aufmuntern, sondern davon abrathen, durch Entziehung dieser Gunst die eingerissene Weinbausucht zur Besinnung bringen, es sei des Dinges genug geschehen und nun Zeit, damit aufzuhören. Ich nannte diese Maßregel eine politische, ob ich gleich nicht weiß, ob man diese Absicht gerade gehabt hat. Sie ist es! Verstehe ich nun gleich von der Politik wenig mehr als nichts, so sieht es mir, dem Uneingeweihten, dem Laien, in ihren Folgen der Politik ähnlich, wenn man unter Politik das versteht, daß man etwas bewirkt, was man will, ohne gesagt zu haben, daß man es wolle. Diese Allerhöchste Verordnung, politisch nun oder unpolitisch, wird diesen Erfolg, der nur zu billigen ist, in Beziehung auf neue Anlagen sicherlich haben. Auf diese entschwundene Vergünstigung hin wird niemand mehr Ackerländer umarbeiten, oder wüste Bergseiten durchwühlen und mit Reben besetzen. Eine Vermehrung des Übels wäre also durch die weise politische Maßregel, welche die früher bestandene Zehntfreiheit neuer Weinberge für künftige Anlagen aufhebt, für die Zukunft verhütet. Ein erster, entscheidender Schritt. Sollten weitere Verhinderungen neuer Pflanzungen einem erfinderischen Kopfe so schwer fallen? Ich wüßte einige, sage sie aber nicht, aus Gründen, um die mich zu fragen niemand ein Recht hat. Was fangen wir aber mit den bereits angelegten Weingärten an, deren es eingeständlich zu viele gibt? Wie heben wir die Unfälle, in die die Weinwirtschaften durch ihre Berechnungslosigkeit, durch das verführerische Jahr 1834 gerathen sind? Wie entgehen wir dem Fluch, den der Segen dieses Jahres auf uns bereits gewälzt hat, der Noth, die unser Wahnsinn erzeugte? Denn so halten die Weinländer es die Länge nicht aus. Eine Bevölkerung, die durch Mißgriffe in Verfall gerathen ist, muß ja dadurch immer tiefer sinken, wenn die Ursache ihrer Verarmung ungehoben bleibt; Versumpfungem trocknen niemals auf, wenn die Quellen fortfließen, die den Boden mit Wasser übersättigen. Das wirksamste, schnellste und zugleich unausführbarste Mittel wäre, die überflüssigen Weingärten aufzulassen. Es wäre dieser wohlgemeinte Vorschlag ähnlich einem Heilmittel wider das Kopfweh, sich den Kopf abnehmen zu lassen. Es helfe gewiß, aber nur ein Narr riethe es, nur ein Thor würde den Rath befolgen. Diese Grundstücke sind als Erbtheil zugefallen, durch Ankauf Eigenthum geworden, mit vielem Rücken und Schwitzen zu Weingärten gemacht worden. Es gibt sie gewiß so leicht niemand auf.

Also ein anderes Mittel, da das erste unthunlich ist. — Eine noch höhere Besteuerung der Weingärten? Hm! Sie könnte wohl den Weinbau recht aus Herzensgrund verleiden, aber dabei würde das Volk noch ärmer. Ärmer braucht es aber nicht zu werden. Denken wir und sinnen wir also auf was anderes. Was ist die Aufgabe, die gelöst werden soll? Diese Aufgabe ist: Den Winzer für seine Mühe und Unkosten zu entschädigen. Es heißt dies doch nichts anderes, als Mittel aufzufinden und anzugeben, wodurch der Winzer seine Fetsung besser verkaufen könnte. Setzte der Verkaufspreis sich mit dem Preis der Erzeugung in ein ordentliches, gehöriges Verhältnis, so käme alles in die Ordnung. Die Aufgabe noch näher bestimmt wäre also diese: Man vermehre den Absatz! Denn dieser fehlt; für die Erzeugung ist mehr als genug gesorgt. Ich gestehe es, Abhilfe auf diesem natürlichen und einzigen Wege zu finden, ist eine sehr schwierige Sache; ein Mittel, den Absatz zu vermehren, ist nicht leicht aufzufinden. Denn den Banatern etwa die Einfuhr ihrer Weine ins Land zu verbieten, geht nicht. Sie sind Kinder des nämlichen, einen Vaters. Dieser kann doch uns nicht begünstigen wollen und zugleich das nicht minder berechtignte andere, gleich liebe Kind drücken. Was würden wir dazu sagen, wenn etwa sie die Einfuhr unserer Artikel verboten zu sehen wünschten? Was uns recht ist, ist auch ihnen recht. Ob gegen Galizien, das Nachbarland des gleichen Kaisers, der Grenzzoll aufgehoben sei, weiß ich nicht, da wir in Siebenbürgen kein Regierungsblatt haben. Und woher sollte ich es anders wissen können, da solche Befehle auf sonstige Weise ins Haus eines geringen Unterthanen, der wenig unter die Leute kommt, nicht dringen? Man erfährt's ja, wenn man an den Schlagbaum kommt, oder durch Briefe, oder von Reisenden sich darum erkundiget. Wer's wissen will, soll fragen. Wenn nun aber diese Zölle auch nicht mehr beständen, oder aber sehr unbedeutend wären: Ich verspreche mir wenigen Trost davon, denn das gesegnetere Ungarn ist näher, hat gleich guten, wenn nicht bessern Wein und — Galizien soll leider überdies nicht reicher, als wir sein. Dazu hat der polnische Bauer, wie ich höre, keine Schneid auf Wein — die zahllosen Kinder Israels versehen ihn sattfam mit Wutth und Spirr. Hat aber der gemeine Mann in Galizien kein Geld auf Wein zu verwenden und liebt er die gebrannten Geister, so geht im Norden kein Stern für unsern Absatz auf. Mit den besten Weinen wäre ja noch einige Hoffnung. Aber die Menge macht's: Die Herren vom Adel versorget und stellt zufrieden eines unserer Dörfer allein. Die Walachei und Moldau sollen mit ihrer Einfuhr bereits so abgesperret sein, daß

sich ein Übriges nicht wohl soll thun lassen. Zudem ist dieser ehrliche Nachbar uns viel unentbehrlicher, als wir ihm. Treibet unser Zoll es gar zu bunt, so könnte, wie von seinen Fortschritten in der Industrie zu befürchten steht, derselbe gar auf den Gedanken kommen, zum Schutze seiner jungen Industrie auf unsere industriellen Gegenstände einen, dem Verbot gleichkommenden Grenzzoll zu legen. Er thäte nur das uns, was wir ihm thäten. Gleiches für Gleiches! So wären wir denn rund um die Grenze gegangen und müssen uns selber die traurige Wahrheit eingestehen, daß aus den Nachbarländern wenige Hoffnung für Absatz unserer Weine zu holen sei. Wir sehen uns also, Gott geklagt, nur auf unsere eigenen Hälse und Gurgeln und bloß auf innere Hilfe eingeschränkt und angewiesen. Ist, um deutsch zu reden, den Weinbauern nur dadurch zu helfen, daß wir mehr Wein trinken, so kommt herbei, ihr alten verrufenen Maßkrüge, ihr klappenden Kannen aus Zinn! Laßt uns trinken, aus Erbarmen, aus Menschenliebe, daß die Blasen springen, bis wir die Engel hören singen, der beste Zecher sei als König ausgerufen; eine Kupfernafe Adelsbrief! Oho! Oho! — So ist's nicht gemeint. Was werden die Pfarrer dazu sagen? Was? Die sollen selber so sagen. Am Tage der Hochzeit von Kanaan in Galiläa sollen und müssen sie von der Verdienstlichkeit des vielen Weintrinkens predigen. Predigen sie doch dadurch selbst ihren Kellergefangenen Erlösung von der Finsternis, den Beruf zum thätigen Leben. Auch fehlt es ja nicht an erbaulichem Vorgang, am erobernden Beispiel der Erweckung. Nun halt ein, mein Freund! dieser Rath taugt nun gar am allerwenigsten. Denn bei allem Wunsch, der Winzernoth steuern zu helfen, werden sie nie zu einem Mittel der Unsittheit ihre Beistimmung ertheilen. Mit dem Spruch: Man müsse Gott mehr, als Menschen gehorchen, werden sie bald und mit Recht deinem losen Maul das nöthige Pflaster aufkleben. Nun, wenn das nicht geht, wie ich beinahe fürchte, so thue man den schlesischen Priesnitz sammt dem Wasserpropheten Örtel in förmlichen Bann. Der Besuch von Gräfenberg sei für ein Landeskind ein Landesverbrechen und jede Schrift, die das Wassertrinken empfiehlt, werde angesichts der Welt vom Henker verbrannt. Nun genug mit solchen Dummheiten. Alles dies geht nicht, Vorschläge dürfen nichts Unsittliches enthalten und das bißchen Freiheit, das so süß ist, nicht verkümmern, noch schmälern. Also Scherz beiseite und nun barer Ernst, wie es die ernsthafte Sache verdient und erheischt. Halten wir einstweilen den Gedanken fest, daß den Weinländern nur vom Innern des Landes geholfen werden könne und gestehen wir es nun offenherzig, daß die versuchten Spässe bloß diese eine Absicht hatten, zu zeigen, was

unter innerer Hilfe nicht zu verstehen sei. Welche innere Hilfe kann also damit allein gemeint sein? Die Gesetzgebung, als Perpendikel, welche das Staatsleben regelt und ordnet, die Gesetzgebung, hat meiner geringen Meinung nach ein einziges Mittel in ihrer Gewalt, den Verbrauch des Weines zu vermehren, ohne gegen sittliche Zwecke zu handeln oder Eingriffe in die persönliche sittliche Freiheit zu machen, in der Einschränkung des Brantweines. Dieses Getränk, durch Mißjahre im Weinwachs und durch das Beispiel polnischer Garnisonen bei uns in Schwung gebracht, ist zu einer solchen Gewohnheit geworden, daß sich im allgemeiner gewordenen Gebrauch des Brantweins eine Verminderung des Weinverbrauches recht leicht nachweisen läßt. Denn, weil der Mensch es einmal liebt, wenigstens dann und wann ein Rauschchen zu haben, so läßt sich dieses Vergnügen der Vernunftlosigkeit durch Brantwein geschwinder und wohlfeiler bewerkstelligen, als durch Nebensaft. Es ist dies eine besondere Empfehlung des Brantweines bei demjenigen Trinker, der nicht Heiterkeit sucht, sondern Berauschung und Sinnlosigkeit. Der Wein ist ein Sorgenbrecher durch Erzeugung angenehmerer Bilder, als die Wirklichkeit sie bietet — der Brantwein unterdrückt den Schmerz durch Stumpfsinn und Unempfindlichkeit. Weil ich nun dem Menschen das Vergnügen nicht absprechen mag, den abgearbeiteten Körper zu spannen, den Feierabend eines Dornentages mit Rosen zu kränzen, überhaupt die Freude für keine Sünde halte, wenn solche in der Beschränkung der Unschuld bleibt — aber wenn ich auch alle Beredsamkeit anwenden sollte, die ich nicht habe, so würden den Wein und sonstiges geistiges Getränke Arme und Reiche nie beseitigen. Haben doch die Chinesen 21,000.000 Dollars zu zahlen, weil ihr Kaiser den Unterthanen nicht erlauben wollte, Opium zu rauchen oder zu kauen. Wein ist ja besser. Ist aber einmal eine Wahl zu treffen zwischen Wein und Brantwein, so kann, auch ohne damit den Weinbauern helfen zu wollen, nur dem Wein der Vorzug gegeben werden. Alle Vernünftigen brechen dem Brantwein das verhängnisvolle Hölzchen über dem Kopfe. Denn ohne Widerrede ist der Brantwein für Gesundheit, Verstand und Sittlichkeit schädlicher, als Wein. Ich dünkte also, das Mehrschädliche sollte dem Minderschädlichen immer und allerorten aufgeopfert werden, es müßte der Brantwein zu Gunsten des Weines eingeschränkt werden. Eine Einschränkung des Brantweintrinkens könnte zwar auch auf dem Wege der Belohnung versucht werden, aber schneller kommen wir durch die Gesetzgebung hiezu. Wieder aber nicht durch Gesetze, als eine Art Warnung oder Lehre, sondern durch Gesetze, welche den Genuß des Brantweines vertheuern helfen. Diese Vertheuerung des Brantweins

brächte die Trinker von selbst auf den Gebrauch des wohlfeileren Weines, oder, was gleichviel ist, die Consumption oder Aufgang des Weines würde vermehret werden, sein Preis also steigen, die Ausgabe der Wein-erzeugung mehr gedeckt sein, dem Winzer geholfen werden.

Ehe und bevor ich aber die Art und Weise angebe, welcher Gestalt eine Vertheuerung des Brantweines durch die Gesetzgebung erzweckt werden könne, muß ich zuvor einigen Einwendungen begegnen, die mich dem Verdachte aussetzen könnten, als hätte ich, vielleicht vom Weine besiegt, unüberlegt dem Brantwein den Krieg erklärt, da der Brantwein in einigen Gewerbszweigen unentbehrlich ist und vom Weine nicht ersetzt werden kann. Zunächst also verwahre ich mich vor dem Gedanken, als beabsichtigte ich, die Erzeugung von Brantwein ganz eingestellt zu wissen. Es braucht der Tischler in die Politur Spiritus, der Apotheker desgleichen zu seiner Arznei u. s. w. Es wäre gegen die Landesökonomie gehandelt, diese Gewerbe zu nöthigen, den Bedarf des Brantweins aus dem Auslande zu beziehen. Die Vertheuerung des Brantweins muß also auf eine solche Art zuwege gebracht werden, daß wir das Kind nicht sammt dem Bade ausschütten. Deshalb muß ich zuvor eine Unterscheidung machen. Ich finde diese Unterscheidung in den Stoffen, die zur Erzeugung von Brantwein benützt werden. Einige Gegenstände, welche die Landwirtschaft unwillkürlich erzeuget, gehen entweder für diese ganz verloren, wenn man sie nicht zum Brantwein benützt, oder es sind solche, welche auch ohne Brantweinerzeugung, auf andere Art benützt werden können, ohne für die Landwirtschaft verloren zu gehen. Z. B. Weintrebern, der Lager, können zu nichts anderm, als zu Brantwein verwendet werden. Mit den Zwetschkengattungen hat es beinahe dieselbe Bewandtnis, da das Dörren die ganze Masse nicht verbrauchen kann und Schweinemastung zu unwirtschaftlich wäre. Kartoffeln hingegen, besonders aber Körner, müssen nicht, wie die anderen Artikel, im Brantweinkessel erst nutzbar gemacht werden; sie sind es schon an und für sich. Um nun keinen Schaden oder Verlust an den vorhandenen Stoffen durch verhinderte Brantweinerzeugung zu erleiden und doch die Vertheuerung dieser geistigen Flüssigkeiten zu bewirken, müssen in der Besteuerung derselben gewisse Kategorien oder Classen aufgestellt werden. Diejenigen Gegenstände, die ohne Brantweinerzeugung ganz verloren gehen, kommen in die geringste Classe oder, wenn man will, in die Steuerlosigkeit selbst, besonders deswegen, weil die zwei ersteren Stoffe, Trebern und Lager, als Nebenerzeugnisse des Weinbaues diesem selbst dadurch zugute kommen. Die Zwetschen können schon höher angeschlagen werden, nicht bloß deswegen, weil sie kein Erzeugnis anhalten-

den Fleißes sind, sondern auch weil sie keiner Unterstützung insbesondere bedürfen. Den Kartoffeln ist außer den Menschen das Vieh zur Verzehrung angewiesen, die Brantweinerzeugung erhöht wohl ihre Nutzbarkeit, vermehret aber das Giftgetränke und drückt die Weinerzeugung. Die Erzeugung des Brantweines aus Körnern unterliegt der höchsten Besteuerung. Denn außer andern Gründen vertheuert das Brantweinbrennen daraus die nothwendigsten Lebensmittel. Wir erhielten also vier Classen oder Kategorien:

- | | |
|----------------------------------|------------------|
| 1. Treber und Lager | nicht besteuert. |
| 2. Zwetschgengattungen | etwas besteuert. |
| 3. Kartoffeln | mehr besteuert. |
| 4. Körner | stark besteuert. |

Der Ansatß der Steuern gehört nicht hieher. Der Grund aber, warum ich bei Nr. 3 und Nr. 4 nur eine höhere Besteuerung eintreten lassen will und kein völliges Verbot liegt darinnen, weil es Jahrgänge gibt, wo keine Trauben und keine Zwetschken gerathen, das Bedürfnis aber der Gewerbe und der Apotheken jederzeit befriediget werden muß. Daß ich mich aber getraut, den Brantwein aus Körnern in die höchste Classe der Besteuerung zu setzen, thue ich, aus Veranlassung einer hohen Gubernial-Verordnung vom Jahre 1807, die das Brennen der Brotfrüchte durchwegs verbietet. Vermuthlich hat eine spätere Verordnung dieses gänzliche Verbot etwa aufgehoben und freigegeben, was mir aber nicht zu Ohren gelangt ist. Ich schließe aber dies daraus, weil ohne Scheu aus Brotfrüchten dermalen Brantwein gebrannt wird, was wohl nicht der Fall sein würde, wenn die hohe Gubernial-Verordnung nicht widerrufen worden wäre. Denn eine Verordnung stillschweigend außer Kraft setzen zu lassen, gäbe jeder Übertretung den Vorwand zur Entschuldigung, man habe geglaubt, die Dauer ihrer Geltung sei vorbei gewesen. Liegt nun in der Machtvollkommenheit der hohen Landesstelle, etwas ganz zu verbieten, so hat der Vorschlag einer Besteuerung keinen Widerspruch zu befürchten. War aber das Verbot, aus Brotfrüchten Brantwein zu brennen, nur durch Mißrathen der Körner hervorgegangen, so ist doch auch damit genug eingestanden, nämlich, daß Brantweinerzeugung aus Körnern dem Lebensunterhalte des Menschen Eintrag thue.

Wird zu Gunsten des in Verzweiflung stehenden Weinbauern auf den Brantwein nach diesen Classen etwa eine Besteuerung als Auskunfts mittel angenommen, so läßt sich eine Vermehrung des Weinabsatzes allerdings hoffen und dann wäre nun noch schließlich die Art und Weise anzugeben, wie eine solche Besteuerung vorzunehmen sei, um den Brantwein jeder besondern Art, nach seiner Classe, wie beab-

nichtigt ist, zu vertheuern. Dieses kann nun nicht nach Farbe und Geschmack geschehen. Es sind dies zu unsichere Merkmale. Um zu zeigen, daß sich eine solche Besteuerung nicht so schwierig werde einführen lassen, als Zweifelskrämer sich einbilden mögen, so gehe ich auch ins besondere und einzelne. Um jede Brantweingattung nach der besondern Classe zu besteuern, muß man auf die Bereitung selbst zurückgehen. Der Brantweinbrenner hat sich unter Strafe im voraus zu erklären, was er brennen wolle, Trebern, Kartoffeln oder Körner 2c. Die Rüben gehören zu den Kartoffeln. Nun wird der Topf gemessen, gestempelt und nach dem Inhalte die Berechnung gemacht. Ein großer Topf muß mehr zahlen als ein kleiner, weil man damit mehr erzeugen kann. Ist die Steuer für alle Töpfe oder Kessel eine und die nämliche, so ist daselbst keine Gerechtigkeit. Diese Ungerechtigkeit ist eine Bedrückung der kleineren Brantweinbrenner und Vergünstigung der größeren. Nun ist aber bisher auch eine Steuer auf die Brantweinkessel im Gebrauche gewesen, aber ohne alle Rücksicht auf ihre Größe. Nimmt man aber die Größe zum Maßstabe der Steuer, so zahlt derjenige, welcher mehr Brantwein erzeugen kann, auch eine größere Steuer, von rechtswegen. Das ist aber auch wahr, daß ein fleißiger Brenner mit einem kleineren Kessel dennoch mehr erzeugen kann, als der minder fleißige Inhaber und Besitzer eines größeren. Hierin geschieht ihm kein Unrecht; denn diese Steuer ist als eine Zahlung für die Erlaubnis zu betrachten. Wer diese Erlaubnis nicht benützt, ist selber daran schuld. Um aber doch auch hierin soviel als möglich gerecht zu sein, kann die Steuerquota für einen gewissen Topf immer nur auf eine kleinere Zeit, als ein Jahr ist, ausgeschrieben werden. Wer länger, als diese Zeit ist, brennen will, hat für die nächste Zeit wieder die Taxe zu erlegen. So gleicht sich auch die Benützung ziemlicherweise aus. Jedem ist seine Freiheit gelassen, er kann brennen viel oder wenig oder gar nicht; während jetzt die Kessel besteuert sind, ob man brennt oder nicht, ob man viel oder wenig brennt. Abgesehen von unserm Zweck ist schon an und für sich diese Regelung der Steuer eine Verbesserung.

Um aber meinem Ziele der Brantweinvertheuerung noch näher zu kommen, so würde ich nur demjenigen die Erlaubnis ertheilen, Brantwein zu erzeugen, der in der Steuertabelle Grund und Boden hat. Ausgeschlossen wäre der Adel, solange er sich zu dieser Brantweinsteuer nicht bequemt, und jene Juden, die Brantwein aus Producten brennen, welche sie nicht selbst erzeugt haben.

Ganz zum Schlusse noch nur diese wenigen gesetzlichen, dem Weinbau direct günstigen Bestimmungen: Wer seinen Weinberg auf=

lassen will, entweder wegen des schlechten Erzeugnisses, das er liefert, oder des unfruchtbaren Bodens wegen, soll es thun können, ohne zur Ablieferung der darauf haftenden Weinbergsteuer ferner verhalten werden zu können. Als Zeichen seiner Aufgebung diene, wenn er alle Weinpfähle ausgezogen hat. Baut der Eigenthümer andere Gewächse darauf, so kommt der Grund und Boden aus der Classensteuer der Weinberge in die Classensteuer des Gewächses, das er nun anbauet. Unterläßt er jeden Anbau drei Jahre hintereinander, so fällt der Grund und Boden bei Sachsen der Communität, bei Szeklern den Nachbarn, bei der Comitatserde dem Grundherrn eigenthümlich zu.

Dies sind meine unmaßgeblichen Vorschläge zur Verbesserung der Lage des Weinbauern. Andere kenne ich nicht. Mit diesen, consequent durchgeführt, würde ich den Weinbauern und — der Sittlichkeit viel helfen. Auf die gänzliche Ausführung mache ich mir keine Rechnung, auf eine theilweise, ja!

Straßenbau.

Stehen die Gewerbe auf den Schultern der Landwirtschaft und sind die Gewerbe Handlangerinnen des Handels, so kommen die Straßen allen zugute, also auch und vorzüglich der Landwirtschaft. Wenn diese gut sind, ist es eine Lust zu reisen, man ersparet an Zugvieh — an Kostgeld und Zeit. Leider dass sie sich nur selten von selbst, etwa im Sommer, machen und im Winter, wo der Frost gratis den Boden befestiget und der Schnee vom Himmel rutschenden Schotter streuet. So schlecht sind die Straßen nicht mehr im Lande, wie in meiner Kindheit; ich hoffe, meine Kinder werden dasselbe sagen. Ich stimme also nicht ins Klaglied der Unzufriedenen ein, die über dem Fehlenden das bereits Geleistete übersehen. Wollte man aber die wirkliche Verbesserung der Straßen mit den Kräften in Vergleich setzen, die zugebote standen oder dabei verwendet wurden, so wäre die Verwunderung natürlich, dass nicht mehr geleistet ward. Ward auch eine Strecke hergestellt, so unterblieb gewöhnlich die Versorgung und Unterhaltung in gutem Stande. Daher kam es und kommt es, dass gemachte Straßen so schnell sich wieder verschlimmern. Das Regenwasser sammelt sich in den Gleisen und erweicht die Sohle. Der kommende Wagen drückt in die feuchten Gleise tiefer ein, es kann sich mehr Wasser sammeln; die Folge des dritten und vierten Wagens drückt noch tiefer ein; kurz, es vermehrt sich je länger je mehr die Verschlimmerung des Weges. Wie sich die zur Seite fortlaufenden Gräben durch überschzendes Vieh oder

zerbröckelnde Ufererde mehr ausfüllen, bleibt im ungleichen Bett des Grabens das Wasser stehen und zieht sich, am gänzlichen Abfluß gehindert, aus Roth seitwärts in den Damm des Weges. Hat auch der Wegdamm oben eine schuhdicke härtere Kruste, sie wird von der durchnässten Unterlage nicht unterstützt, die Lastwagen drücken durch, so daß die Gleise oft so tief einschneiden, daß die Räder mit den Naben auflangen. Daher haben wir an manchen Orten des Landes den sonderbaren Anblick, daß bei Regenwetter nur etliche Tage Fuhrleute die Wege Wege sein lassen und auf Äcker und Wiesen ausbrechen. Das Wasser in den eingebogenen Straßen macht sich zu einer schlubrigen Pludder, die, etwas erhärtet, zum knatschenden Moorteig wird, wo jeder Fußtritt eines Viehes einen hohlen Stiefel zurückläßt wie Töpfe aufgestellt zum Auffassen des Regenwassers. Die Eigenthümer der benachbarten Äcker und Wiesen suchen sich durch Querschancen zu schützen, auch warnt das aufgepflanzte Reis davor — aber rutscht man nur eine Strecke hurtig auf der Wiese fort, so ist die Gefahr über einen Querschanz zu setzen oder einem aufslauernden Eigenthümer in die Hände zu fallen, doch noch immer eine kleinere Gefahr, als das sichere Verderben auf der Straße. So ist denn der Weg oft ein Umweg und der Umweg oft der bessere Weg. So ist's nicht überall — so sollte es aber nirgends sein! Gibt es auch nur einzelne schlechte Stellen, sie wirken auf die ganze Reisestrecke ein. Denn der Fuhrmann berechnet schon zu Hause, ehe er sein Vieh an die Deichsel spannt, welcher Kraft er bedürfe, um von A nach B eine Last zu schaffen. Kommen auf der zu durchreisenden Strecke auch nur eine bis zwei Stellen vor, wo es einer stärkeren Besspannung bedarf, muß er schon von Haus aus sich mit einem oder zwei Thieren mehr versehen. Diese Thiere machen auf den guten Strecken die Reise unnütz mit; nur an der übeln Stelle müssen sie den Müßiggang entgelten. Beträgt nun die ganze zu befahrende Strecke etwa 50 Stunden und die einzelnen schlechten Stellen zusammengerechnet etwa fünf Stunden, so muß das überflüssige Vieh 45 Stunden umsonst mitmachen. Denn nur fünf Stunden ist es nützlich zu verwenden. Um 45 Stunden muß also die Fracht diese sonst müßig mitlaufenden Thiere gleichfalls bezahlen. Rechnet man ein Pferd auf eine Stunde zu 20 fr., und man nimmt zwei solcher Nothhelfer mit sich, so beträgt das per Stunde 40 fr., in 45 Stunden 30. fl. — Diese Vertheuerung schlägt der Handelsmann auf die Ware, die er verführen läßt. Der Abnehmer, will er überhaupt die Ware kaufen, muß diesen Aufschlag von 30 fl. auf die ganze Wagenlast mitbezahlen. Dem Fuhrmann kommt der Aufschlag nicht zugut, auch dem Handels-

mann nicht. Sie sind in den Bach geworfen. Mittlerweile entbehret aber des Fuhrmanns Wirtschaft dieser zwei Thiere gleicherweise unnöthig. Auf der Strecke von 45 Stunden sind sie dem Fuhrmann entbehrlich, und zu Hause, weil abwesend, arbeiten sie nichts; also doppelter Einbuß! Wüßte man anzugeben, wie viele solcher Thiere in einem Lande in einem Jahre mir nichts dir nichts mitliefen — es betrüge dies eine große, große Herde, die lebte und arbeitete, ohne ein Halm Stroh zu verdienen. Diese Verschwendung an Futter und unnützer Aufwand von Biehkraften sind ein theures Wegegeld. So befahren wir also die schlechten und guten Wege nicht gratis. Denn an gefährlichen Orten brauchen wir das sonst überflüssige Vieh, was wir nicht brauchen würden, wenn es keine gefährlichen Orte gäbe — auf dem guten Wege müssen wir das hier überflüssige Vieh mitnehmen, weil wir es an den gefährlichen Orten nicht entbehren können. Wir zahlen also dennoch Wegegeld, aber nicht für gute und ebene Straßen, sondern für Tunken, Schläge, Moor- dotter, Stöße und sonstige Ungehörigkeiten. Weil wir dem Mautner den Beutel nicht öffnen müssen, rühmen wir uns einer Art Steuerfreiheit, die wir doch nicht besitzen. Wendet man ein, daß unsere Fuhrleute mit einer gewissen Zahl Zugvieh zu fahren gewohnt seien, ob der Weg gut oder schlecht sei, so will ich diese Entgegnung nicht in Abrede stellen. Denn zum Theil ist es nicht anders als entgegnet worden. Dieser Brauch unserer Fuhrleute gründet sich auf die Erfahrung, daß man mit Wenigerem es nicht wagen dürfe. So einfältig ist der Bauer nicht, daß er es nicht vorziehen sollte, mit vier als mit sechs Pferden auf die Reise sich zu machen. Nur erlebter Schaden hat ihn klug gemacht. Denn oft schon, wenn er auf gutem Wege zu seinem Thor hinausprengte, froh er, weil Regen eintraf, mühselig mit den durchbläuten Thieren nach Hause. Der Weg hatte sich dermaßen verschlechtert, daß der Wagen stecken blieb und der halbe Fuhrlohn gegeben ward, ihn aus dem Nothe zu ziehen, oder es brach die Deichsel und dgl. Diese Erfahrung macht denn, daß überflüssiges Vieh gleich im voraus mitgenommen wird, um der unbarmherzigen Hilfe aus einer schlechteren Stelle nicht zu verfallen. Der Banater hingegen, an gute Straße gewöhnt und guter Straßen bis nach Hermannstadt sich erfreuend, spannt vor ein 40 Eimerfaß nur zwei Pferde an. Daselbe thun die Bistritzer, wenn sie nach Mediaß kommen. Denn sie schlagen sich, solange sie im Weinlande sind, einer dem andern die Berge hinauf vor und unserm Elend einmal entwischt, traben sie lustig mit ihren Pferdapaaren nach Hause. Das läßt sich jedoch nur von Gesellschaft erwarten.

Die schlechten Stellen vertheuern den Fuhrlohn, wenn sie auch nur einzeln sind. Wenn aber die Wege durchaus schlechter Beschaffenheit sind, so laufen einige Zugpferde bei solchen Wegen freilich nicht umsonst die Strecke. Man hätte aber auch sie ganz entbehren können, wenn der ganze Weg gut gewesen wäre. Es läuft mithin auf eins hinaus, auf eine überflüssige Ausgabe. Die Eigenthümer, welche Äcker und Wiesen neben schlechten Wegen haben, erleiden, wie jedermann weiß, jahraus jahrein bedeutenden Schaden. Die Wiesen werden in Brachjahren vergleiset, im Florfeld beschädiget, im Frühjahr und Herbst im ganzen Wurzelgesichte zerstört. Kornfelder grün und reif werden nicht verschonet, man bricht in den Mais ein, sei er groß, sei er klein. Die Hatterthüter sind, weil ihnen die Eigenschaft der Allgegenwart fehlt, außerstand dem Schaden zu wehren. Auch der Richter muß häufig durch die Finger sehen, da der rohe Pöbel mit dem rothen Hahne droht oder auch ungedroht für die erlittene Buße sich rächt. Von den Kaufereien, die bei Pfändung von Straßenleuten sich oft ereignen, rede ich nichts. Sie sind als gemeinheilige Erfahrungen jedermann bekannt. Verspätet sich ein Fuhrmann durch schlechte Straßen, daß er sein Tagesziel nicht erreichen kann, so übernachtet er auf freiem Felde. Es ist nicht immer der Fall, daß sein Nachtsquartier im Brachfelde ist. Er hat kein Viehfutter — also ins Mähgras oder in die Früchte. Um Feuer zu machen, werden einsame Mühlen entkleidet oder Feldbrücken angegriffen. Noth bricht Eisen. Und gegen eines Menschen Rathschlag ist selbst die List eines Fuchses blödsinnig und leichter läßt sich der Heißhunger eines Wolfes vom Einbruche in eine Herde abhalten, als ein bedrängter Fuhrmann nachts von einer verbotenen Azung. Alle diese und noch andere Unfälle oder Beschädigungen sind als Einbuße auf Reisen, doch auch wieder ein Wegegeld, eine Maut, eine Straßenausgabe. Wollte ich alle Übel anführen, die mit schlechten Straßen verbunden sind, würde ich zu viele Mühe und der Leser zu viele Geduld brauchen. Darum habe ich nur diese wenigen anzuführen für nöthig erachtet. Die ausgelassenen wird sich der Leser leicht ergänzen.

Diese Übelstände lenkten daher die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Straßen. Aber die ganze Last des Wegbaues ist dem Bauern zugeschoben. Seine Unlust und unwilliges Wesen bei Herichtung von Straßen erklärt sich hinlänglich aus dem Gefühl: er müsse allein für alle den Weg machen. Die zum Theil aus der Entfernung herbeigetriebenen Leute kommen spät an und gehen frühe auseinander. Die kurze Zeit zwischen Ankunft und Heimkehr, oft weniger als ein halber Tag, mein Gott! wie wird sie angewendet? Sie bewegen sich

wie Schnecken und alle Raucher scheinen bei der Arbeit ohne Pfeife keinen Schritt machen zu können, alle haben nassen Zunder. Die Körbe sind klein wie Mützen, und alte abgenützte Schaufeln, seit dem letzten Türkenkrieg im Gnadengehalt, kommen hier zusammen, um in der Hand ihrer Herren den Gesprächen derselben zuzuhören. Von den Fuhrwägen läßt sich nicht mit ganzer Gewißheit bestimmen, ob sie eine Wette eingegangen sind, langsamer oder weniger zu fahren. Die ursprünglich schon geringe Beladung mit Erde oder Schotter wird von Schritt zu Schritt leichter, denn die Hurten haben zwanzig Löcher, Pferde gehen langsam wie Ochsen und Ochsen wie Esel. Beim Straßenbau wird, was man sieht, wenig ausgerichtet, und zu Hause, was man nicht sieht, viel versäumt. Auf Mittel der Abhilfe ist zwar nicht vergessen worden zu denken, durch Schotterkästen, Aufgaben von Strecken, Bestimmung der Anzahl Fuhren und die wohlmeinendsten Vorstellungen vom Nutzen guter Straßen und deren Nützlichkeit insbesondere für den Bauersmann. Das sind aber Erbsen gegen eine Festung abgeseuert. Der Wille fehlt und das Gefühl des Unrechts ist da. Die Kalesche rollt vorbei, und der freundlichste Gruß aus derselben, wenn einer zugerufen wird, lockt aus der stummen Brust des Arbeiters nur den Wunsch bis zwischen die Zähne als Antwort: Ei kämest Du und häldest auch!

Wenn endlich mit tausend Händen eine Strecke gemacht ist, wozu hunderte bei Lieb und Lust hingereicht hätten, was geschieht? Man überläßt sie ihrem Schicksal. Da ebnet niemand die Gleise, niemand feget die Gräben. Soll allda wieder gearbeitet werden, muß sie wieder so schlecht, oder beinahe so schlecht werden, wie zuvor. Bis diese Noth zur Einsicht und die Einsicht zum Befehl, der Befehl aber zur Ausführung gelangt, haben die Reisenden ihr bescheidenes Weh und Ach!

Hiebei habe ich meinerseits keine neue Entdeckung gemacht. Jeder, der nur einmal auf unseren Straßen fährt, macht seinem Ärger Luft gegen den Nachbar auf dem Ladensitz. Schimpfen und raisonnieren pflastert und schottert aber keine Straßen. Es bleibt beim Alten. Hat man einen Unfall gehabt, so erzählt man sich das Abenteuer zu Hause, ein anderer erzählt das seine, — es entsteht daraus ein unterhaltendes Gespräch. Die Sache wird vergessen. So ergeheth es denen, die ein Wort darein zu reden haben, und denen, die keins zu reden haben und doch reden, mehr als eins. Von unseren Straßen gilt somit das, womit das Athanasius'sche Glaubensbekenntnis schließt: Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar!

Ist es aber nicht gut, wenn es also verbleibet, und ist eine gute Straße für Handel, Gewerbe und die Landwirtschaft von unberechen-

barem Vortheile, so ist es nicht hinlänglich, einige Augenblicke sich darüber aufzuhalten und dann den Gedanken liegen zu lassen. Nur der Tadel ist gut, dem ein Vorschlag der Verbesserung zur Seite geht.

Um nun meinerseits nicht hinter dem Berge zu halten, will ich mein Glück mit einem Vorschlage versuchen. Bleibe ich etwa gleichfalls stecken, so lade ich den Vorschlag ab und komme mit dem leeren Wagen umso schneller heim.

Eine Hauptsache vor allem ist, in der Verpflichtung des Straßenbaues gerechter zu verfahren. Wer fühlt nicht das Unbillige darin, daß der Bauernstand allein Straßen herzustellen und zu unterhalten hat? Straßenbau ist Landessache, und Landessache ist nicht gleichgeltend mit Landmannsache. Wenn Adel und Städte durch Steuer oder Stellvertreter helfen, sind gleich der Kräfte mehr. Das Gefühl der Last wird den Wunsch erzeugen, sobald als möglich damit fertig zu werden, und dieser Wunsch träufelt gewiß der Arbeit Öl ins Räderwerk. Will jemand hämisch das Pflicht- und Rechtsgefühl dadurch bewigeln, daß er Schaufeln und Schiebkarren zu Versuchen anbietet, so danke ich für die gütige Erinnerung. So lange ich hierin nicht muß, rühre ich weder Hand noch Fuß. Wenn aber der Landtag niemanden von der Straßenpflicht ausnimmt, dann ist's was anderes. Wäre nun einmal, wann immer, die allgemeine Verpflichtung zum Straßenbau ausgesprochen, so entsteht alsdann die nicht unnütze doppelte Frage:

Sollen unsere Hände oder unsere Beutel die Straßen bauen und unterhalten? Wir stehen an einem zweiarmligen Wegweiser. Eins oder das andere muß geschehen, soll überhaupt etwas geschehen. Für die bisherige Arbeit durch Hände spricht die Erfahrung nicht. Auch zum Verdingen der Arbeit durch Aufschläge wäre nicht zu rathen. Denn seinen Antheil am Geldaufschlag könnte der Bauer nicht erschwingen, da der freie wie der unterthänige bereits ohne diesen neuen Aufschlag manchen Abend seine Palukes darum ungesalzen ist, weil er keinen einzigen Kreuzer hat, um Salz zu kaufen. An dem Beitrage der anderen, die dermalen nur zusehen, werde ich so lange zweifeln, bis die hochherzigen Reden einzelner zur That aller geworden sind. Bis dahin meine Hochachtung den liberalen Äußerungen, aber den Dank wollen wir für die vollbrachte That uns aufsparen.

Sollen wir also weder selbst die Hände anlegen, noch durch verdungene Arbeiter uns vertreten lassen, so bliebe also nur die Maut oder der Wegzoll übrig; zahle man diese der Regierung oder einer Actiengesellschaft oder einem Privaten. Mautgelder aber oder Wegzölle sind eine verhängliche Sache. Wir könnten uns, meint der Argwohn,

damit am Halse fangen, denn in vielen Staaten war die Maut anfänglich nur eine Abgabe zur Herstellung und Unterhaltung der Straßen, sie artete aber oft, natürlich nicht bei uns, die wir sie nie bezahlt haben, in ein Mittel aus, irgendein Loch in dem Beutel zu stopfen, von dem die Sage geht: die Näherin habe vergessen, den Boden zuzunähen. Diese Furcht hat die Schuld daran, daß wir lieber im Rothe fahren ohne Bolletten, als mit ihnen auf guter Chaussee. Dieses Mißtrauen, in unsere Regierung gesetzt, wäre eine Sünde, denn nie hat sie etwas versprochen, ohne es zu halten. Gerne würde sie sich daher, wie ich glaube, sogar zur öffentlichen Rechnungslegung verstehen, um nur das Gute zu befördern. Anschein aber zu einem Antrage einerseits, und darum auch zur Bereitwilligkeit hiezu andererseits, ist jedoch nicht vorhanden.

Also stünden wir, bei aller Mühe der Auffuchung einer Auskunft, noch immer auf demselben Flecke. Gibt es wohl kein anderes Auskunftsmittel, da Straßenarbeit durch Herbeitreibung von Menschen, gedungen oder nicht gedungen, ebenso unergiebig schien, als unzulässig die Wegzölle?

Wo bleibt das Militär, der ausgewählteste Menschenschlag in den besten Jahren? — Der römische Soldat war Wegmacher und Schanzgräber, Brückenbauer und Städtegründer. Diesem Vortritt nach wäre ein Nachtritt keine Schande. Verträgt sich aber Arbeit mit seiner Bestimmung, und hat nicht vielleicht der Soldat für die Gefahr seines Lebens die Arbeitslosigkeit als Ersatz anzusprechen? Ich weiß nur so viel, daß Arbeit stärkt, und die Fähigkeit, Strapazen zu ertragen, Armeen gefahrlos sich bewegen läßt und gefährlich für den Feind macht. Ob aber das vielleicht täglich nothwendige Exercieren so viele Zeit übrig läßt, weiß ich nicht. Es versteht sich hiebei von selbst, daß das Land die Abnützung der Militärfleider ersetze und die Werkzeuge zum Wegbaue hergebe.

Wollte jedoch die Regierung dem etwa von den Landständen hierin gemachten Antrage ihre Beistimmung nicht verweigern, so wäre eine Herstellung unserer Straßen in baldige frohe Aussicht gestellt. Kommen nämlich dem Landvolk auch die übrigen Bewohner des Landes, und diesen die gewählten Kräfte und der strenge Gehorsam des Kriegerstandes zu Hilfe — so giengen aus vereinter Bemühung schnell die schönsten Straßen hervor.

Wären die Straßen einmal hergestellt, so bliebe noch die gleich wichtige Sorge ihrer Unterhaltung zurück. Diese Besorgung und Reparatur im kleinen denke ich mir auf folgende Art eingerichtet. Es

haben dieses Geschäft nicht Kreise, nicht Dörfer zu vollziehen. Denn je mehr Sorgen, je weniger Sorge. Man übertrage die Versorgung und kleineren Wiederherstellungen einzelnen dazu verpflichteten Menschen, aber ohne Tagelohn. Denn Bezahlung auf Tage macht der Tage viel und läßt die Arbeit zu keinem Ende kommen. Also etwa ein Accord per Bausch und Bogen. Meinetwegen, nur keine weitläufigen Rechnungen. Das Papier widerspricht nicht, schreibe man auch darauf, was man will. Rechnungen mit und ohne Quittungen unterscheiden sich nicht durch diese Äußerlichkeiten, sondern immer nur hauptsächlich durch die Ehrlichkeit des Rechnungslegers, und mir will immer bedünken, die Ehrlichkeit sei durch Einführung schriftlicher Rechnungslegungen, verclafuliert aufs äußerste, im Lande nicht gewachsen. Um daher diesem zu entgegen, muß ich wieder meinen früher schon vorgebrachten Gedanken aufstischen: Selbständige Organe ins Leben zu rufen, die, einmal bestehend, aus sich selbst Leben und Thätigkeit entwickeln und erzeugen, ohne immer eines äußern Anstoßes zu bedürfen. Darunter verstehe ich in diesem Falle: fest am Wege, in angemessenen Entfernungen voneinander stehende Häuschen mit Wirtschafts-Einrichtungen, deren Bewohner statt Pachtgeld und Hausmiete eine gewisse Wegstrecke zu unterhalten haben. Diese Wegverbesserer bedürfen zum Schotterführen ein Paar Pferde, mit welchen sie zugleich auch ihre rings um das Häuschen liegenden Ackergründe bebauen, und eine Milchkuh, um die beste Nahrung immer in Bereitschaft zu haben. Die Größe des erforderlichen Bodens bestimmt seine Güte und das Bedürfnis des Lebensunterhaltes für eine Familie oder zwei unverheiratete Mannsleute. Diese Bewohner denke ich mir am liebsten als Militär-Invaliden, die theils Besseres anderwärts gesehen haben, theils durch ihre durchgemachte Dienstzeit an Pünktlichkeit gewöhnt sind. Wahrhaftig, eine Anstalt bester Art zur Versorgung von Invaliden! — Mit Lebensgenuss, Thätigkeit und Nützlichkeit verbunden bis ans letzte Stündlein, weil das Bewußtsein, es verdient zu haben, aufs Gnadenbrot das würzende Salz streuet! Die Verantwortlichkeit ist angemessen, da Wege sich nicht auf einmal verschlechtern, die Nähe der Wohnung jeden Fehler sogleich entdecken läßt und schnelle Abhilfe die Vermehrung des Übels im Entstehen verhindert. Ein eigenes Häuschen, das der Invalide, das Landeskind, sich selbst in Dach und Fach zu unterhalten hat, ist für jeden Soldaten, der in seinem bisherigen Wanderleben überall und nirgends zu Hause war, eine Hausfeligkeit, deren verlustig zu gehen er gewiß nichts thun oder unterlassen wird. Will er sich verheiraten, so genieße seine Familie

gegen Erfüllung der Bestimmung das Gütchen in Erbpacht. Erfüllet sie Pflicht und Schuldigkeit nicht, so schließt ihre Sünde ihnen die Thüre zu und istuet sie einem anderen Invaliden. Unterofficiere haben die höhere Aussicht — Oberofficiere die höhere, lauter Invaliden oder Pensionisten. Einem Kriegsmann ist Beschäftigung durch Gewohnheit die gewohnte Natur. Wie ehrwürdig wäre der Genuß einer Pension in solcher Angelegenheit! Und wie mancher Pensionist, der zum Kriegsdienst nicht mehr taugte, wäre ein Wohltäter in diesem Friedensdienst. Warum wohl nicht auch diese vielen, vielen Invalidenposten ebensovielen Wachhäuser im Lande?

Die Anschaffung dieser Localitäten wäre eine sehr große Ausgabe, aber auch eine Erleichterung von einem großen Übel. Ein Land würde sie vielleicht anschaffen können. Eine große Ausgabe, aber nicht jeden Tag eine neue, nicht jede Stunde wieder ein Zoll. Einmal für allemal. Das Ganze müßte sie tragen. — Der einzige Weg, der Maut zu entgehen.

Wie die Auftheilung zur Deckung der ersten Anschaffungskosten geschehen und gedeckt werden müßte, wie etwa auf die leichteste Art, etwa durch einen Fundum semper crescentem, dem Lande der gemachte Vorschuß wieder zurückgezahlt werden könnte, kann nur eine spätere Aufgabe für einen geistreicheren Kopf sein, wenn die Annahme des Vorschlages in seinem größeren Umrisse entschieden wäre. Dann könnte Bauer und Edelmann auf guten Straßen, beide unentgeltlich, fahren. Einstweilen fahren wir nach wie zuvor auf schlechten.

Nun, meine Herren, wir sind am Ende dieser schriftlichen Reise, ich bitte auszustiegen. Hab' ich gleich ein Trinkgeld nicht verdient, so pflegt man's doch zu geben. Diese Straße habe ich nie befahren und der Weg ist schwer gewesen und voller Gefahr. Haben Sie Stöße erlitten und Ängsten gehabt, ich möchte stecken bleiben oder umwerfen? Mir ist's auch so ergangen! Mit solchen Dingen sind jedoch wir Siebenbürger hinlänglich vertraut. Ich aber bitte um Entschuldigung und Vergebung demohnerachtet!

Ihr steifen Gänse, haltet nun stille — ihr seid abgetrieben — denn ich hatte euch zu viel aufgeladen oder eurer zu wenige vorgespannt.

Heraus, der Vater ist da, halberfrozen und müde. — Decket den Tisch und wärmet das Bett. Ich bringe Geld und bin gesund.



Der Geldmangel und die Verarmung in Siebenbürgen

besonders unter den Sachsen.

(1843)

Einleitung.

Die vielfachen Bestrebungen für leibliche Wohlfahrt, welche in neuerer Zeit Köpfe und Federn in Bewegung setzten, haben wohl meistens ihre Quelle in dem Gefühle drückender Verarmung und des peinlichen Geldmangels. Diese zwei Quellen, wo sie zusammenfließen, erzeugen die Vermögenslosigkeit. Der Geldmangel liegt außer uns, in von uns unabhängigen Umständen, in der Nothwendigkeit der Weltverhältnisse; die Verarmung in uns, in den Fehlern unserer Lebensart, auf dem freien Gebiete unseres Willens. Der Geldabschlag, als ein unfreiwilliges Nehmen, verminderte die Geldmasse, er erzeugte den Geldmangel; von unserer unersättlichen Genußsucht, als einem freiwilligen Geben, gieng die Verarmung aus. Nimmt man als Ursache des Geldmangels den Geldabschlag und als Ursache unserer Verarmung die Genußsucht an, so erklären sie hinlänglich die Klagen über schlechte Zeiten und öffnen manchem die Augen über Zeiterscheinungen und Gestaltungen von Lebensverhältnissen, die nicht zu den angenehmsten und ergößlichsten gehören. Da gegen den Geldmangel zu eifern eine Thorheit wäre, weil vergangene Zeiten unverbesserlich sind, darum wird es für klüger erachtet, statt Beschwerden über etwas zu führen, was nicht mehr zu ändern ist, lieber gegen die Verarmung die Lanze einzulegen, wo zwar vieles, aber doch noch nicht alles vollzogen und vorüber ist.

Ein armes Volk ist unbedingt nicht zu beklagen — ein reiches unbedingt nicht glücklich zu preisen. Die Zufriedenheit, als höchstes Glück auf Erden, liegt weder in noch außer dem Beutel, sondern in

der Lebensansicht, in der Gesinnung, die ein Volk in sich trägt. Denn die Genügsamkeit ersetzt der Armut den Mangel; Begehrlichkeit entziehet dem Reichthum den Genuß des Vorhandenen. Glücklich ist der, wer soviel hat, als er bedarf; doch weise ist der, wer nur soviel bedarf, als er hat. Natürliche Bedürfnisse zu stillen, braucht der Mensch unglaublich wenig; unglaublich viel, wer künstlichen sich hingibt. Die jetzige Verarmung fühlt sich nur darum so unendlich, weil wir, bei verminderten Mitteln, vermehrte Bedürfnisse befriedigen wollen und — nicht mehr können. Millionäre an Gelüsten — Schlucker an Mitteln! Diese unersättliche Genußsucht einerseits und die farge Kost, welche uns unsere Mittel darreichen, andererseits — erzeugen die allgemeine Mißstimmung, die üble Laune der Völker, den Unmuth der Menschen. Unsere grenzenlosen Wünsche alle zu erfüllen, reichen königliche Schatzkammern nicht hin. Denn wenn uns auch ein König zu Erben einsetzte, — was würde es, wie lange würde es uns helfen? Denn mit den Mitteln der Befriedigung wächst die Begierde nach Vermehrung, nach Verfeinerung der Genüsse. Die Zeit ist krank! Da gibt es nur eine Arznei. Nicht Entdeckung von Goldquellen, Auffinden vergrabener Schätze, nicht Gewinne des großen Loses — sondern die Kraft, zu entbehren — der Wille, sich etwas zu versagen — der Voratz, sich einzuschränken, die innere Erhebung: freilich eine Vernichtung für den, dem Leben und Genuß gleich gilt, aber eine Auferstehung für den, dem das Leben ohne Pflicht der Tod ist. An dieser Einsicht fehlt es nur wenigen Köpfen; denn von dem Apfel des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen haben wir, wenigstens wir Männer, alle gebissen. Nur das Beispiel und die Gewohnheit zwingen unsern sich sträubenden Kopf mit dem Nacken ins Joch; sie schlagen den freien Menschen in Fesseln. Unser armer Wille steht zwischen der guten Erkenntnis und der schlechten Gewohnheit in der Mitte. Wir könnten der guten Erkenntnis folgen — aber Beispiel und Gewohnheit sind die stärkere Kraft. Daher hassen wir das Böse und — thun es; das Gute lieben wir und — unterlassen es. Ist nun das die Aufgabe des Seelenarztes, den Willen dahin zu bringen, daß er sich für die bessere Erkenntnis entscheide, so muß er dem Drucke und Zuge des Beispiels und der Gewohnheit in der einen Schale, als Gegengewicht in die andere Waagschale größere Leidenschaften hineinlegen. Nicht habe ich daher eigentlich die Absicht, die auf dem Titelblatte angegebenen Gegenstände aus dem Gesichtspunkte der Staatsökonomie zu erschöpfen, vielmehr suche ich nach meiner innern und äußern Stellung auf den Willen der Zeit einzuwirken. Ich will durch Nührung,

Scham, Furcht und Hoffnung, der besseren Erkenntnis, der Erkenntnis des Sollens Hilfe zuführen, ihrer gehobenen Schale hiedurch so lange Gewichte zulegen, bis Beispiel und Gewohnheit hinaufgehen und der Wille, von innen bestimmt, also durch sich, im Kampfe gegen Beispiel und Gewohnheit die Oberhand erhalten kann. Wer sich der Zeit entgegenstellt, hat zwar ein Großes im Sinne, ich bin aber nicht allein — Tausende denken wie ich; will's Gott, so soll's gelingen. Ströme können zwar durch Aufstauung nicht genöthigt werden, rückwärts und bergauf zu fließen — aber Menschen, und sei es eine ganze Völkerschaft, können, sobald sie wollen, die entgegengesetzte Bahn einschlagen, können steigen und sich erheben, sich selbst besiegen und Sieger sein.

Dieses Geschäft der Seelenerlösung aus dem Dienste der Welt, der Sünde und des Teufels ist ja Beruf und Aufgabe des geistlichen Standes. Wie, wo und wann er's thut — er ist auf seinem Posten! Der Mittel gibt's verschiedene — das Ziel ist eins.

Erste Abtheilung.

Der Geldmangel.

Allgemeines.

Wenn man in Siebenbürgen über Geldmangel klagt, darf man, um gerecht zu sein, nicht, wie gewöhnlich geschieht, alle Schuld auf den Luxus werfen. Dieser hat zwar vorzüglich den Geldern eine Strömung nach außen gegeben, reicht jedoch, als einzige Ursache angenommen, nicht hin, den Geldmangel zu erklären. Auf die Verminderung des Geldes hat der Geldabschlag vom 20. Hornung oder 13. März 1811 einen nicht minder entscheidenden Einfluß gehabt. Die spätere Einhebung der Steuer in Silbergeld ist von sehr geringer Einwirkung auf die Erzeugung des Geldmangels gewesen, da von der Steuer, wie hoch oder niedrig sie immerhin sei, nichts oder Unbedeutendes auswandern soll, wie achtbare Stimmen öffentlich geäußert haben. Über Steuern ist zu allen Zeiten und an allen Orten Klage geführt worden. Der Mensch, wie er ist, nimmt zehnmal lieber, als er einmal gibt. Bleibt die Steuer nur im Lande, so ist's in Bezug auf Geld alles eins, ob viel oder wenig gegeben wird. In solchem Falle entsteht Geldmangel daraus gewiß nicht. Die Abgabe der Steuer ist nur eine Wanderung des Geldes aus einer Tasche in eine andere; bleibt das Geld nur in einer

Siebenbürger Tasche, so ist es gleich, in dieser oder jener. Eine zehnfach stärkere Steuer erzeugt dadurch noch keinen Geldmangel. Ein Theil der Siebenbürger, nämlich der Steuerzahlende, kann zwar dadurch ärmer werden, aber Siebenbürgen, der Inbegriff aller Einwohner, nicht. Inwieweit nun die Sachsen einen unverhältnismäßigen Theil an der Landessteuer tragen, wird sich zwar eben hiedurch unter ihnen ein größerer Geldmangel zeigen, als unter den Bewohnern der andern Landestheile und unter den nichtbesteuerten Leuten -- aber die Erhebung der Steuer in Silbergeld, bleibt sie nur, wie Unterrichtetein-könnende sagen, im Lande, so vermindert dies die Geldmasse im Lande nicht, oder sie verschuldet den Geldmangel des Landes nicht.

Gehen nun gleich für uns Sachsen Geldabschlag und Silbersteuer Hand in Hand, so muß ich doch darauf verzichten, beide unsern Blicken vorzuführen. Ich verzichte auf eine jede weitere Betrachtung und Beurtheilung der Silbersteuer auf uns Sachsen, da ich jede Mißdeutung zu vermeiden habe und mir viel daran gelegen ist, das Nothwendige als Nothwendigkeit erkannt und als Nothwendigkeit getragen zu sehen. Brächte ich daher zur Sprache, daß die unverhältnismäßige Steuer-quota, welche den Sachsen aufgebürdet ist, für sie eine fortfließende Ursache eines unter ihnen immer sich vergrößernden Geldmangels wäre, so könnte eine solche Betrachtung nur die Unwilligkeit steigern, sie ferner zu tragen, ohne daß ihnen in der Sache selbst ein Heller abgenommen würde. Steuern zu regulieren, ist Sache des Landtages und der gemeinsamen, zwischen Land und Fürst getheilten Gesetzgebung. Heil uns, daß dieser Gegenstand nicht auf den Markalcongregationen, sondern auf dem Landtag entschieden wird, wo des Adels Blüte, an Weisheit und Humanität immer reicher, darein zu reden hat, welcher wohl weiß, daß Staatszwecke Staatsmittel erheischen, und das Geben die Bedingung des Nehmens ist, eine Ernte aber ohne Saat nicht sein kann. Blicke aber auch dasselbe Quantum uns Sachsen zugetheilet, was wir jetzt tragen -- darob würde ich einer nicht murren -- wenn nur die andern Landesbewohner zu einer gleichmäßigeren Steuerlast verhalten würden. Ohnstreitig wäre das für dies ganze Land eine nützliche Vermehrung der Staatsmittel, deren Verwendung zum allgemeinen Landeswohle -- auch uns zugute käme. Eine Besteuerung aller Landesbewohner liegt als Anspruch einer Pflicht an jeden, der sich zum Landeskinde zählt: eine gleichartige, der sächsischen Contribution gleichmäßige Besteuerung ist eine Forderung der Gerechtigkeit, deren Stimme wohl überhört, aber nicht unterdrückt werden kann. Eine Erhöhung der Landessteuer der Nichtsachsen kommt aber uns nicht nur als Landes-

bewohnern überhaupt, sondern auch als Sachsen insbesondere zugute, da wir dormalen, als die höchstbesteuerten, in Fruchtpreisen und sonstigen Erzeugnissen mit den andern Landesbewohnern schwerer concurriren können, die keine oder eine geringere tragen, als es dann der Fall sein wird, wenn wir mit den andern unter gleichen Bedingungen arbeiten, kaufen und verkaufen.

Weil ich aber einmal des Geldabschlags und der Silbersteuer zusammen erwähnt habe, so kann ich nicht umhin, über beide noch nur dieses Wenige zu sagen. Mit dem Geldabschlag rettete sich Oesterreich als Staat das Leben; durch die Silbersteuer sicherte sich der gerettete Staat die Entfaltung seines inneren Lebens. Neuet uns doch im gemeinen Leben das Geld nicht, das wir dem Arzte zahlen, wenn er uns ein werthes Haupt am Leben erhielt — wie sollte uns die Summe reuen, durch die Oesterreich seine Existenz im Kampfe mit der französischen Revolution bewahrte? — Der Geldabschlag war nur eine natürliche Folge der vorausgegangenen ungeheuren und unvermeidlichen Kriegsunkosten. Wie dieses nur nach und nach gekommen und geworden, ist uns Lebenden zwar noch allen erinnerlich, und wir Siebenbürger, von der Kriegsfadel unberäuchert und unverbraunt, können Gott nicht genug danken, daß unser Land noch so leichten Kaufes in diesem großen und allgemeinen Kriege, von feindlichen Scharen unbefucht, davon gekommen ist.

Unverständige Leute zerbrechen sich unnöthig die Köpfe mit allerhand Muthmaßungen, wohin sich wohl das liebe Geld verkröche; oft ist es lächerlich, noch öfter ärgerlich, anhören zu müssen, was man nicht alles ersinnen kann, um sich den fühlbaren Geldmangel zu erklären. Will mich der geneigte Leser auf dem Wege der Entdeckung, wenn auch nur als Nothstecken gebrauchen, so hoffe ich auf dem natürlichen Wege der Geschichte zur Erklärung des Geldmangels zu gelangen, ohne zu Hypothesen oder zu Verdächtigungen unsere Zuflucht nehmen zu müssen. Hierbei wird es nöthig sein, einige wenige Betrachtungen über die Entstehung und Natur des Papiergeldes anzustellen; dann wollen wir einige Rücksicht auf dessen Einwirkung auf Credit und Rechtspflege nehmen und endlich den Einfluss dieser Zeiterscheinung auf Humanität in wenigen, aber naturtreuen Umrissen schildern.

Papiergeld.

Als am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der römische Kaiser Franz der Zweite mit dem wüthlerischen Frankreich zu ringen begann,

kam die schon unter der glorreichen Kaiserin Maria Theresia begonnene Maßregel, Papiergeld in Umlauf zu setzen, zu einer weiteren Ausdehnung. Der Glaube oder Credit in die Gewährleistung der Wiener Stadt-Baufozettel war so grenzenlos, daß man anfangs, um nur davon zu bekommen, noch Aufgeld zahlte. Das neue Geld wußte sich durch leichtes Gewicht und geringen Umfang, in den es zusammengelegt werden konnte, so einzuschmeicheln, daß ohne Zwangsmaßregeln, wie durch Trüdlerei und Zauberkünste, Zwanziger, Thaler und Ducaten verschwanden, und unversehens nur Papiergeld allein zu sehen war. Die Geldsäcke und Geldbeutel kamen außer Brauch; die Zeit ward Mutter der Briestaschen. Ganz natürlich! Denn man konnte ein ungeheures Geld in einem engen Raume meilenweit und unbemerkt tragen, ohne weder zu schwitzen, noch von der Geldlast an den Hüften wund gerieben zu werden.

Woher rührte aber die Überschwemmung des Papiergeldes? — Es bewirkte dessen große Vermehrung nicht etwa die Meinung von den Vorzügen des Papiergeldes oder irgendein Vortheil oder Nachtheil einer Finanzoperation, sondern — die Noth. Denn der Kampf mit den rothen Mützen am Rhein, denen man sie mit etlichen Pfund Pulvers von den Köpfen wegzublasen vermeint hatte — zog sich in die Länge. Ward auch eine Strecke von den Ohnehosen gesäubert, so strömte aus dem Innern des Landes eine neue Schar hervor und stellte sich todverachtend den legitimen Donnereschländen entgegen. Dieser herkulische Kampf mit dem Drachen, der in Aufregung begonnen und in möglichster Erbitterung geführt wurde, kostete Oesterreich Millionen. Kaiser Franz II., der zum letztenmale die Krone Roms auf seinem Haupte trug, that für das römische Reich sein Äußerstes — aber die Glieder dieses Reiches versäumten desto mehr und häufiger ihre Pflicht. Die Reichsarmee erschien gewöhnlich zu spät im Felde, und lief zu bald auseinander. Am Reichskörper war nur der Kopf gesund und seines Willens Herr und Meister. Daher trug diese ungeheuren Kosten Oesterreich beinahe allein — das Erzherzogthum fürs Kaiserthum! Nur selten gelang es, auf Feindeskosten zu leben, auch scheute man sich, etwa dadurch die Erbitterung in der feindlichen Bevölkerung zu steigern; im Lande der Freunde und Verbündeten ward natürlich jedes Ei bezahlt. Oesterreichisches Papiergeld galt in der Fremde nichts — man lösete also zu Hause Silber und Gold damit ein und bezahlte mit dem heimischen Edelmetalle die Bedürfnisse der entfernten Armee. Endlich schien für die Sühne der Anverwandtschaft, für Rächung des Königsmordes Blut genug geflossen zu sein. Die Hände waren müde; man hätte die Schwerter

gerne in die Scheide gesteckt, wenn nicht von Franzosen über Staat und Thronrecht solche Grundsätze auf die Bahn gebracht worden wären, die man, wenn nicht anders, mitsammt den Köpfen, die sie ausgeheckt, vertilgen zu müssen glaubte. Dieser Kampf um Grundsätze (Principien) hatte neue Wechselfälle — endlich ward er zu einer Lebensfrage, zur bedenklichen Entscheidung über Hamlets Worte: Sein oder Nichtsein! Diesemnach befriedigte die erste Auslage der Bankozettel die großen Bedürfnisse nicht. Es mußten also diese langen, oder vom Volke sogenannten schwarzen Zettel wieder und wieder vermehrt werden, nicht sowohl nach der Zahlungsfähigkeit, als nach dem Drang der Umstände und Nothwendigkeit. Hat die Mär das Volk etwa erfunden, oder ist es sonst Thatsache, genug, die Leute erzählen sich: Napoleon habe bei seinen zweimaligen Besuchen Wiens — Bankozettel juderweise machen lassen. Gab dieser Mann sich etwa zur Falschmünzerei einmal her, so ist kein Zweifel, er werde auch dies, wie alles, was er ergriff, ins Große getrieben haben. Sei nun dem, wie ihm wolle — es gab Papier die Hülle und Fülle.

Papiergeld ist aber bloßes Tauschmittel, ohne Wert an sich; es hat nur einen ihm beigelegten Preis, inwieweit die öffentliche Meinung, der Credit, ihm einen solchen beilegt. Nur insoweit dieser Credit dem Papier einen Wert beilegt, hat es eine Geltung oder — ist Geld. — Wir Inländer erblicken freilich im Papiergelde immer Geld und thun auch recht daran, denn wenn es auch nicht auf unsern Namen ausgestellt ist, so haben wir als Staatsangehörige doch die Bürgschaft für die Schuldleistung, und es kann daher auch nicht anders sein, als daß wir es gelten lassen, als Geld, und zwar als unser Geld, als gegenseitiges Tauschmittel. Die Ausländer, wo Geld mit innerem Wert, Metallgeld, umlief, betrachteten das Papiergeld nur als Wechsel und legten diesen Wechseln eines fremden Staates nur einen freiwilligen Wert bei, wie den Wechseln eines sonstigen Schuldners und Privaten. Denn der Staat, der Papiergeld in Umlauf setzte, zahlte zwar seine inländischen Ausgaben und Besoldungen nur in Papiergeld, aber es kam bald die Zeit, daß er auch die gesammte Steuer nur in Papiergeld erhielt. Mit dieser papiernen Steuer konnte im Kriege keine einzige Vorspann im Auslande gezahlet werden. Der Staat, des baren Geldes ledig, mußte sich also um Metallgeld bei denen umsehen, die dessen zu leihen hatten. Diese standen nun dem Staate nicht als Unterthanen, sondern als Gläubiger gegenüber. Sie gaben, und gaben nicht, nur wann und wie sie wollten. Es mußten ihnen recht sichere Schuldscheine ausgestellt und Procente gezahlet werden. Wollte der Staat Geld

horgen, wie er wohl mußte, so fanden es die Geldverleiher und Staatsgläubiger nur ganz in der Ordnung, daß sich der Staat über die Zahlungsfähigkeit auswies, oder über seine Möghaftigkeit, die ausgestellten Schuldscheine einst auch mit Barem einlösen zu können. Je mehr nun der Staat in Schulden versunken war, je mehr überhaupt auch der Bestand des Staates selbst oft in Frage gestellt war — je trüber waren die Aussichten auf einstige Tilgung. Die Noth des Staates einerseits und die kaltblütige Berechnung der Geldleute andererseits stellten dieses ganze Geschäft der Staatsanlehen, das unter dem Donner der Kanonen geschlossen ward, außerhalb der Beschränkung à 6 Procent. Es mußte Geld herbeigeschafft werden, unter schweren, was sage ich? unter allen Bedingungen. Ein Abzug der Interessen von vornherein ist doch eine verletzende Sache — aber man mußte sich auch dieses gefallen lassen, da die Gläubiger hierinnen gewissermaßen eine Schadloshaltung erblicken für die Unsicherheit des ganzen Darlehens. Hat auch das durch seine Redlichkeit berühmte Oesterreich seine Anlehen beinahe unter allen Staaten am billigsten zustande bringen können, so drückte doch der Umstand, daß es bereits eine große Schuldenlast trug, nachtheilig auf die Abschließung jedes neuen Geldgeschäftes. Denn die Geldleute sind mit Unrecht nicht — im Rufe, das Einmaleins zu verstehen, und brachten mit in Anschlag, daß der Staat in den vervielfältigten Bankozetteln mehr auf sich ausgestellt habe, als daß er sie sobald bar einlösen könnte, wie er bei der Ausstellung geglaubt und angelobt hatte. Das Papiergeld bekam also Cours, d. h. die Meinung von der theilweisen Unfähigkeit des Staates, seine Wechsel ganz zu honorieren — maß dem österreichischen Papiergulden nur soviel Wert bei, als man diese Zahlungsfähigkeit im allgemeinen abschätzte und abschlug. Mit anderen Worten: Die Ziffer des Courses drückt eben nur das Verhältniß aus, in welchem der Glaube oder der Credit an die Einlösung des Papiergeldes steht, oder: das Verhältniß, in welchem das Papiergeld zur klingenden Münze des Schuldners steht; oder weil der Staat als Gläubiger früher oder später immer zahlen kann, wenn er will, so ist der Cours auch soviel, als die gute Meinung, die man von der Moralität und Gewissenhaftigkeit einer Regierung hat, ausgedrückt in einem Bruche, weil die Noth auch auf den besten Willen Einfluß hat. Der Nenner dieses Bruches ist gleich der Summe der ganzen Schuld, den Zähler setzt der Credit nach seinem Ermessen und unabhängig von der Beistimmung des Schuldners obenan.

Geldabschlag.

Als der Staat Papier als Geld ausgab, nahm er dafür Geld

in Gold und Silber ein. Wieviel Gold und Silber eingetauscht ward, soviel stand als Anerkennung des Empfanges auf dem Zettel gedruckt. Kurz gesagt: Papiergeld sind Schuldscheine, worauf der Staat so und soviel dem schuldig zu sein anerkennt, der sie in Händen hat, und welche er nach Frist oder sogleich zu zahlen, d. h. mit Metallgeld einzulösen verspricht. Wie nun die Ehrlichkeit selber durch die unerforschlichen Wege Gottes beim besten Willen außerstand gesetzt werden kann, die Wechsel in gleicher Ziffer, wie sie darin lautet, einzulösen, so ist es vielen Staaten, so ist es auch dem ehrlichen Oesterreich ergangen. Die Kriege mit ihrer Ausrüstung, Führung, Unterhandlungen und theilweisen Bußen — gegen ein Volk geführt, das seine Glocken in die Präge schickte, das alle Adelsgüter in Beschlag nahm, alle Besitzungen der Kirchen und Klöster für gute Beute erklärte, hatte den österreichischen Credit dahin gebracht, daß der Cours auf 500 Procent fiel. Im Jänner 1799 stand er noch 103, stieg und fiel, bis er im October 1810 auf 500 sich setzte und stehen blieb. Was besagen diese Zahlen? Es ist gesagt worden, der Cours sei ein Bruch, dessen Nenner die Schuldsomme bilde und den Zähler der Credit. Also was ist der Cours von 500? = Die Schuld beträgt 500 und der Credit ist 100. Also: die Staatspapiere sind wert: $\frac{1}{5}^{00} = \frac{1}{5}$ ihres Nennwertes. Der erschöpfte Staatschatz, außerstande, die ganze Schuldsomme oder dormalen $\frac{1}{5}$ zu zahlen, erbot sich im Finanzpatent vom 20. Hornung oder 13. März 1811 zu einem Fünftel. Demzufolge fiel der Nennwert eines Bankogulden von 60 kr. auf $\frac{1}{5}$ oder auf $\frac{60}{5} = 12$ kr. herab. Hiedurch entledigte sich der bedrängte Staat an jedem Gulden um 48 Kreuzer und blieb noch nur 12 kr. schuldig. Das neue Papiergeld, womit man den noch übriggebliebenen fünften Theil der Schuldsomme einzulösen beabsichtigte, hießen deswegen **Einlösungsscheine**. Man schätzte nämlich das noch zur Verfügung stehende bare Geld oder des Staates Zahlungsfähigkeit dem noch zu zahlenden Fünftel gleich. Der Berechnung nach sollte kein neuer Cours entstehen. Der Nennwert der Einlösungsscheine sollte dem Nenn- und Innwerte der Conventionsmünze vollkommen gleichen. Es wäre dieses auch sicherlich der Fall gewesen, — am friedfertigen Oesterreich lag die Schuld nicht — allein der Corse gab keine Ruhe. Neue, noch furchtbarere Kriegszurüstungen nöthigten zu neuen Ausgaben. Der Staat, der alle Anstalten getroffen, seine Schulden zu zahlen, mußte seine Mittel hiezu, um den Krieg führen zu können, hergeben — er mußte! Hannibal war vor den Thoren. Der Credit ward aufs neue erschüttert; die kaum ausgegebenen Einlösungsscheine bekamen wieder Cours. Um sich zu überzeugen, wie

viele falsche Einlösungsscheine, zur bewußten Anzahl der ausgegebenen gerechnet, etwa im Umlaufe seien oder im ganzen ausmachten, oder aus andern Gründen, die hier als begründetere Muthmaßung anzuführen zu weitläufig wäre — genug, es ward ein neues Papiergeld geliefert, das durch seinen Namen: Anticipationscheine die Absicht seiner Erschaffung an der Stirne trug, nämlich: der Einwechslung oder Einlösung gegen Silber nur wenige Schritte vorausgehen zu wollen. Wie sehr auch der Credit dieses neuen Papiergeldes schwankte — da schon Aussicht auf Krieg dem Papiergeldwert entgegenwirkt — sie behielten ihren Wert als Stellvertreter der Einlösungsscheine. Denn es gelang der Nationalbank, das Ansehen des österreichischen Geldes auf 250 zu bringen, d. h. der Cours, der sich auch über 250 Procent auszudehnen anfieng, verbesserte sich so, daß man um 100 Silbergulden oder Banknoten nicht mehr als 250 Gulden in Einlösungs- oder Anticipationscheinen zu geben brauchte. Dieser Cours steht nun seit geraumer Zeit eisenfest. Wie also seit Erschaffung der Banknoten der Cours unverändert, nämlich $1\frac{1}{2}\%$ lautet, so gibt man also jetzt für 100 Conventionsgulden eine gleiche Summe von Banknoten oder 250 fl. in Einlösungsscheinen oder Anticipationscheinen, oder, was ebensoviel heißt: für jedes Stück Silber- oder Bankgeld zwei und einhalbmahl soviel sonstiges Papiergeld, oder für einen Silbergulden in Papiergeld 2,5 oder 2 fl. 30 fr. W. W. Diese wenigen und oberflächlichen Auseinandersetzungen der Entstehung und Vermehrung des Papiergeldes können für unseren beschränkten Zweck, den Geldmangel zu erklären, als genügend betrachtet werden. An der Wahrheit dieser angeführten Thatfachen läßt sich nicht zweifeln; theils steht das Gedächtnis von Millionen Menschen zum Zeugnisse darüber bereit, theils sind die von Kanzeln und in Rathsstuben bekanntgegebenen Allerhöchsten Verordnungen hierüber in tausend Actensammlungen jedem zur Einsicht und Überzeugung bei Wege. Wir wollen nun unsern Zwecke gemäß, so wie es auch von uns bereits versprochen worden ist, in den ferneren Zeilen den Einfluß betrachten, den diese geschichtlichen Geldverwandlungen in verschiedenen Beziehungen auf uns geäußert haben. Denn hiedurch erst gewinnen wir denjenigen Standpunkt, von dem aus mit einigem Gewinn auf die Entstehung und die Folgen des Geldmangels gesehen werden kann.

Um aber die Veränderungen, welche der Geldabschlag auf unsere Vermögensumstände im großen und insgesammt herbeiführte, anschaulicher zu machen, wollen wir zu einem Beispiele für alle einzelnen einen Capitalisten von 1000 fl. C. M. wählen, der zu Anfang der französischen Revolution nicht mehr und nicht minder in seinem baren Ver-

mögen besizet. Wollte er diese 1000 fl. nicht als todtcs Geld im Kasten verschlossen behalten, sondern sie, in welchem Verkehr immer, in Thätigkeit setzen, so verwandelten sich die 1000 fl. Silbergeld durch die Einführung des Papiergeldes in 1000 fl. Bankozettel, oder Papiergeld erster Art. Nach dem Finanzpatent vom 20. Hornung oder 13. März 1811 fiel das Papiergeld, aus den im Vorangehenden angegebenen Kriegsnothwendigkeiten, auf den fünften Theil seines Nennwertes herab. Es sind aber $1000 = 200$ fl. Die ursprünglichen 1000 fl. Conventionsmünze schmolzen also auf 200 fl. C. M. herab, nur der Hoffnung nach. Denn in der That war es nicht Silbergeld, was durch Entstehung eines neuen Courses im Verlauf fortwährender Kriegsunruhen bald zum Augenscheine ward. Der Cours, oder die Verhältnissbestimmung zwischen der Schuldsomme und dem Credit, fiel zusehends. Diesen Schwankungen setzte endlich die Begründung, die Festigkeit und eigenthümliche Beschaffenheit der österreichischen Nationalbank ein festes Ziel. Die Einlösungsscheine oder Anticipationscheine kamen zu den Banknoten oder dem Silbergeld in das festgesetzte und bis heute auch festgebliebene Verhältniss von $250 = 100$. Nach diesem letzten Course von 250 muß man also, um 100 fl. C. M. zu erhalten, in Papiergeld 250 fl. bezahlen. Diesemnach bekommt unser angenommene Capitalist für seine 200 fl. in Einlösungs- oder Anticipationscheinen, in barem oder Silbergeld 80 fl. Mithin ist unseres Capitalisten angenommenes Vermögen von 1000 fl. C. M., ohne daß er einen Heller davon für sich, nöthiger- oder unnöthigerweise, herausgenommen hätte, auf 80 fl. C. M. herabgeschmolzen. Es kostet also der Kampf im Kriege mit der französischen Revolution diesen Capitalisten 1000 fl. weniger 80 fl., also 920 fl. C. M. Will man dieses in Procenten ausdrücken, so zahlte dieser Capitalist zur Führung dieses Krieges 92 Procent, und es bleiben ihm von seinem Vermögen bloße 8 Procent. Da nun in diesem einen Beispiele die Erlebnisse und Begebnisse aller Capitalisten inbegriffen sind, so ist es klar, daß aus der ursprünglichen Geldmasse 92 Procent verschwunden und noch nur 8 Procent davon übrig geblieben sind. Drückt also das jetzt so häufig gebrauchte Wörtchen „der Geldmangel“ die Bemerkung aus, daß dermalen weniger Geld als vor und während der französischen Revolution im Umlaufe sei, so stellt sich die Verhältnissbestimmung zwischen dem übriggebliebenen und aufgeopferten Gelde in folgenden Zahlen aus, wie $8 : 92$ oder $1 : 11\frac{1}{2}$ oder um den Bruch zu beseitigen, wie $2 : 25$. Läßt man anderweitige Geldvermehrung außerhalb der Berechnung und untersucht als zweiten Fall das Verhältniss zwischen dem übriggebliebenen und ursprüng-

lichen ganzen Geldvermögen, so weist sich selbiges folgendermaßen aus. Es verhält sich das jetzige Geldquantum zum früheren ungeschmälernten Geldquantum wie 8 : 100 oder wie 1 : 12 $\frac{1}{2}$, oder, um den Bruch zu beseitigen, wie 2 : 25. Es beträgt also, wenn die Berechnung richtig ist, und ohne daß man anderweitige Zu- oder Abflüsse von Geld in Anschlag bringt, unser dermaliges Geldvermögen nicht einmal den zwölften Theil von dem früheren, sondern es schwebt zwischen dem zwölften und dreizehnten Theile. Daß die Prágen in diesen 40 Jahren zur Vermehrung des Geldes ihren Antheil werden geliefert haben, ist wohl gewiß. Eine Andeutung auf ihre Thätigkeit kann nicht unterlassen werden, wenn auch eine nähere Angabe ihrer Wirksamkeit hierinnen dem Verfasser nachgesehen werden muß, da er sich außerstande erklärt solche, aus Mangel an Einsicht, liefern zu können.

Wirtschaftsart.

Hoffentlich wird niemand so unbillig sein und mir anmuthen, die Folgen alle, welche sich aus dieser Geldveränderung und resp. Geldverminderung in den Kreis des täglichen Lebens gestellt haben, anzugeben. Einer solchen Anmuthung dürfte ich, auch könnte ich nicht Genüge leisten. Die wichtigeren Einflüsse dieses Geldabschlages auf die Lebensverhältnisse der Gesellschaft will ich aber gerne, soweit ich es vermag, dem Auge des Lesers als flüchtiges Schattenspiel an der Wand vorüberführen.

Nehmen wir Lebende uns zuerst. Wir sind schlechte Wirte geworden, aus zwei Gründen:

Das viele Geld und die großen Summen, die in der Zeit der Bankozettel, man wußte selbst nicht wie, in aller Hände kamen, haben uns erstens über den vielen Gulden den einzelnen Kreuzer verachten gelehret. Gab es doch damals Übermüthige, die sich die Tabakspfeife mit Zetteln anzündeten! Fürs zweite: Welchen Handel man auch damals immer ergriff, niemals hörte man von einer Einbuße. Jede Unternehmung gelang. Wie so? -- Durch die immerfort zunehmende Vermehrung des Papiergeldes stieg jeder Artikel im Preise von Tag zu Tag. Was man heute kaufte, konnte man morgen mit Nutzen wieder verkaufen. Der Schuster gewann am angeschafften Leder auf der Heimreise, in der Truhe, ehe er es noch zuschnitt -- mehr, als er jetzt durch Fleiß und Mühe daraus erhält. Denn geht der Verkehr und das Gewerbe im ordentlichen Geleise, so soll der Profit im Arbeitslohne stecken. Kaufte man auch theuer ein, eines noch theureren Verkaufes des Materiales im verarbeiteten Zustande war man immerfort sicher. Das heißt der Meister X, Y, Z erhielt nicht nur einen von Tag zu Tag höhersteigenden Arbeitspreis,

sondern auch das angekaufte Materiale stieg während der Arbeit also im Preise, daß ihm noch ein zweiter Profit als Handelsmann mit dem Materiale zufließt. Diese Vermehrung des Nennwertes fand in allen Verkehrsgegenständen statt. Alles stürzte sich daher in Speculationen. So gieng es in einemfort bis zu den Hungerjahren 1815, 1816 und 1817. Hier trat ein merkwürdiger Wendepunkt ein. Der Wein aus dem Jahre 1811 war bis auf 22–24 fl. gestiegen, ein Paar Stiefel auf englische Wachs und ein feiner Studentenwischer kostete 70 fl., das Siebenbürger Viertel Rukuruz 12 fl. und der Weizen 14 fl. W. W. u. s. w. Unsere Nachkommen werden es kaum glauben und uns ältere, wenn wir solches erzählen, nur um der grauen Haare willen der Aufschneiderei nicht zeihen. Dieses viele Geld und das damit in Verbindung stehende Glückspiel in den Speculationen und Unternehmungen aller Art brachte die Leute um den Verstand und die Besinnung und es bedurfte der Hungerjahre, als von Gott angeordneter Fastenmandate, um die Leute wieder auf die Füße zu stellen. Dadurch, daß Hunger und Noth uns das benöthigte Sturzbad auf die Köpfe goß, kamen wir aus der Täuschung heraus, als ob diese 70 fl. auch wirklich 70 fl. seien. Die damaligen 70 fl., die man damals um ein Paar Stiefel gab, waren doch auch nicht mehr wert, als eben das Paar Stiefel. Die französischen Assignaten von 100 Franken, mit denen man zu einer gewissen Zeit in Frankreich kaum eine Bouteille guten Weines sich anschaffen konnte, waren dort ja auch nicht frühere 100 Franken wert, sondern hatten nur die Tauschkraft gegen eine Bouteille Weins. Der Nennwert oder die Aufschrift des Tauschmittels hatte die Köpfe verwirrt. Der Wert aber eines Tauschmittels ohne inneren Wert, wie derselben eines das Papiergeld ist, besteht nicht in seiner Benennung oder seinem Nennwerte, sondern in seiner Tauschkraft, im Credit. Denn, alles sonst gleich gesetzt, gründet sich die einzig richtige Schätzung des Papiergeldes immer nur auf die Rückführung und Beziehung auf den Metallwert, als das sicherste und allgemeinste, in sich selbst Bürgschaft tragende Tauschmittel. Wir nun — gewöhnt an vieles Geld und große Summen, haben die Umstände und Verhältnisse außeracht gelassen, daß durch den Geldabschlag und die spätere Einführung der Banknoten um ein bedeutendes die Anzahl der Tauschmittel vermindert worden ist. Gesezt nun, es wären die zu vertauschenden Gegenstände in der Anzahl dormalen nicht weniger als zuvor — hingegen, es hätten sich die Mittel zur Bewerkstelligung des Vertauschens, wie es auch wirklich der Fall ist, vermindert; so liegt doch das als Wahrheit auf der Hand, daß der Tausch dieser zu vertauschenden Mittel nur durch die vorhandenen

Tauschmittel (Geld) bewerkstelliget werden müsse und könne, d. h. für dieselbe Menge von Tauschgegenständen können nur kleinere Tauschmittel gegeben werden; oder da das Geld theuer ist, so sind die Gegenstände des Tausches, die Ware, wohlfeil. Ist es der umgekehrte Fall, wie es früher war, ist vieles Geld als Tauschmittel vorhanden und die Menge und Beschaffenheit der Waren sich demohnerachtet gleich, so muß man vieles Geld als Tauschmittel für dieselben Waren geben; es heißt alsdann, die Waren oder Verkaufsgegenstände sind theuer, was doch im Grunde nur so viel heißen kann, als das Geld ist wohlfeil, oder in Menge.

Ein ganz anderer Fall ist es freilich, wenn die Verkaufsgegenstände seltener sind. Diese Seltenheit kann eintreten, theils wenn viel Geld im Umlaufe ist, theils wenn wenig Geld im Umlaufe ist. In beiden Fällen muß mehr Geld für den Eintausch der wenigeren Gegenstände gegeben werden. Denn das Geld, als Tauschmittel, steht mit seiner Masse mit der Masse der Tauschgegenstände immer auf dem Punkte der Ausgleichung. Jedoch würde man sich gewaltig irren, wollte man das Geld bloß als Factor des Kaufes und nicht auch zugleich als Product des Verkaufes betrachten. Denn es gibt keinen Verkäufer, der nicht auch ein Käufer wäre, so wie sich kein Käufer denken läßt, in dessen Geld nicht auch der Verkauf eingewirkt hätte. Nur muß hier Verkauf soviel bedeuten als Erwerbsart. Hieher gehörte nun das Capitel vom Bedürfnis, der Aussicht, Charakter der Bevölkerung u. s. w. Ich mache mich aber in eine Untersuchung hinein, die mir viele Anstrengung und dem Leser, der Mehrheit nach genommen, ebensoviel Langeweile machen würde. Darum nur geschwind mit dem Licht unter den Scheffel und schnell wieder zur Bewöhnung des Zeitalters nur große Summen für vieles Geld zu halten. Ich kann mir es aber doch nicht versagen, um diese meine Rüge besser zu begründen und anschaulicher zu machen, eine Insel zum Beispiele für meine Zurechtweisung für Geldverhältnisse vorzuführen. Gesezt, auf einer Insel circulierte eine Million Gulden, so heißt dies doch nichts anders, als mit dieser Million Gulden wird der Tausch aller Gegenstände zwischen den Einwohnern vermittelt. Wäre diese Insel abgeschnitten von allem Weltverkehre, so müßte man sagen, diese Million Gulden repräsentierten das Vermögen der ganzen Insel, oder die Inhaber des Geldes hätten die gesammten Mittel, alles Vorhandene zu kaufen, in den Händen. Blieben die Verkaufsgegenstände der Menge und Güte nach in allen Beziehungen sich gleich, so würde auf dieser Insel ein ewiger gleichmäßiger Tarif stattfinden, was allerdings nur gedacht werden kann. Brächte allenfalls ein gescheitertes Schiff nichts

anders aus Ufer, als neuerdings eine andere Million Gulden in die Hände der Bewohner in demselben Verhältnisse, wie sie das Geld vor der Strandung des Schiffes bereits hätten, so würde für dieselbe Ware über kurz oder lang das doppelte Geld gezahlet werden müssen. Nehmen wir nun aber auch den entgegengesetzten Fall, es scheitere nicht nur kein Schiff mit einer Million an Bord am Ufer dieses Gedankeneylandes, sondern es giengen auch sogar durch irgendeinen Zufall von der 1,000.000 fl. 500.000 verloren; so müßte mit den halben Tauschmitteln, wenn der Verlust gleichmäßig jeden nach seinem vorigen Besitz betroffen hätte, fernerhin derselbe Verkehr getrieben werden. Und was könnte hierin wohl für eine andere Folge in Betreff des Handelsverkehrs erwartet werden, als daß man mit dem halben Gelde künftig dieselbe Ware kaufen würde, die man früher mit dem ganzen kaufte. Kaufte man, als im Lande noch nur 1 Million Gulden umlief, ein Paar Stiefel um 1 Ducaten, so gelten sie, als das Geldschiff strandete, natürlich 2 Ducaten oder, als die Hälfte der Tauschmittel verloren gieng, dasselbe Paar Stiefel nur $\frac{1}{2}$ Ducaten. In allen drei angenommenen Fällen kann für die Insel, als Gesamtheit betrachtet, weder von einem Glück oder von einem Unglück die Rede vernünftigermaßen sein, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß diese Zufälle für einzelne Classen und Individuen Vortheile oder Nachtheile mit sich führen können. Nun weiß ich zwar wohl, daß Siebenbürgen keine Insel ist, wie solches einstimmig alle Geographen bestimmen, aber unsere gesammte Erde ist eine Insel, die Geldfabriken sind die strandenden Schiffe und alle Umstände, welche das Geld dem Umlaufe entziehen, sind derjenige Zufall, von dem oben die Rede war.

War nun für den österreichischen Staat die große Vermehrung der Tauschmittel ein solches strandende Geldschiff und hinwieder die Einführung der Banknoten ein Mittel der Verminderung der Tauschmittel; so dürfen wir uns bei dieser Flut und Ebbe von Geld nur über uns selbst beklagen, wenn wir der veränderten Zeit nicht wahrnehmen und den Gulden immer als Gulden betrachten. Es verräth unsererseits Mangel an Einsicht und Mangel an Fügsamkeit in die Umstände, wenn wir, bei aller Rechenkunst, in die uns die Course doch hätten einführen sollen, nicht einmal das gelernt haben, daß 80 Conventionsgulden jetzt so viele Tauschkraft besitzen, als anno 1811 1000 fl. Banknoten. Wir müssen den Irrthum aufgeben, das Geld nach seinem Nennwert zu schätzen und das Factische an ihm, die Tauschkraft, in Erwägung ziehen. Es bleibt uns also in dieser Rechenwelt die Aufgabe, hinfort das wenigere Geld, das wir jetzt besitzen, in gleichen Ehren zu


halten als vorhin das viele oder mehrere Geld. Diese diätetische, wenn man will homöopathische Lebensart haben wir nicht nur im Kaufe, sondern auch im Verkaufe zu befolgen. Es ist eine Einseitigkeit, in homöopathischen Preisen ankaufen und in allopathischen Preisen verkaufen zu wollen. Jetzt ist die Homöopathie des Geldes im Flor! Bei unserem zweifelhafteſten Leben kommt nichts Gutes heraus. Es zerreiſt den Frieden der Seelen oder ihre Geſundheit. Freilich fällt es uns ſchwer und die Nachtheile dieſer unſerer Unfügsamkeit ſind offenbar in der allgemeinen ſchlechten Wiſthchaft. Mit unſerm Erwerb ſtehen wir auf dem Boden der Gegenwart, die eine geldärmere iſt, mit unſerm Verbrauch auf dem Boden der Vergangenheit, die das Geld vollauf hatte. Vergangen iſt vergangen, wer leben will, muß ſich in die Zeiten ſchicken.

Gläubigerschaft.

Nehmen wir nun die Verhältniſſe der Gläubigerschaft zur Hand. Wir können ſie nicht umgehen. Die Schuldherren verloren durch den Geldabſchlag oder die Devaluationen ebenſo viel, als die Schuldner dadurch gewannen. Wer 1000 fl. C. M. vor dem franzöſiſchen Kriege ausborgte, gab dieſes Darlehen ſeinem Schuldner in Gold oder Silber; ließ derſelbe dieſe Summe immerfort als Darlehen ausſtehen, ohne die Münzſorte angegeben zu haben, in welcher die Auszahlung geſchehen müſſe und erhielt nun in neuſter Zeit ſein Obligo ausgezahlt, ſo bekam er dafür nur 80 fl. Die Scala iſt zwar hier vermittelnd eingetreten, aber nur inſoweit, als ſie es vermochte. Der Capitaliſt hüfte als Schuldherr ebenſogut 92 Procent ein, als der Schuldner dieſe 92 Procent profitierte. Der Capitaliſt bekam 8 Procent, weil der Schuldner nicht mehr zu zahlen brauchte, um alles bezahlt zu haben. Hiedurch wurden Berge geebnet und Thäler ausgefüllt. Geldreichthum und Geldarmut rückte ſich um 92 Procent näher! Waren ſie biſher 100 Schritte auseinander; jetzt trennten ſie nur noch 8 Schritte. Solche Erlebniffe und Erfahrungen gehen für die Gemüther der Menſchen nicht verloren. Die Gläubiger, durch ſo bedeutende Verluſte gewigigt, kamen klüger vom Rathhaus herunter. Sie meinten nun weiſer zu handeln, wenn ſie den Bruch des geſcheiterten Schiffeſ lieber unthätig im Hafen liegen ließen, als, noch einmal vom Sirenengeſang der Interellen verlockt, auf die offene See ſich zu wagen, aus der ſie nur eben jetzt auf einem Brete ans Ufer geſpült worden waren. Gläubiger konnte man ſie bei dieſer ihrer Gemüthsſtimmung am wenigſten nennen; denn ſie ſchenkten gar keinen Glauben mehr oder waren total Ungläubige. Sie glaubten nur

sich, dem Geld in der eigenen Hand. Dieses Erlebnis erzeugte also einerseits eine Geldliebe, die sich von ihrem Geld nicht trennen mochte, einen Cultus des Metalles, einen Götzendienst des Metalles. Die Schuldner hingegen, die mit 8 fl. sage 100 fl. gezahlt hatten, ohne ein anderes Verdienst, als sich sorglos den Wellen der Zeit überlassen zu haben, gewahrten in dem Zufall und dem Leichtsinne das beste Zahlungsmittel und es erzeugte dieses Ergebnis in ihnen die Geldverschätzung, die Goldverachtung, einen Cultus des Papierees, des Scheines. Während also die Gelbbesitzer an ihre Kästen 7 Schlösser legten und ihren Geldern ewige Gefangenschaft schworen, hatten die Geldbedürftigen keine wichtigere Angelegenheit, als auf Mittel und Kunststücke zu sinnen, als den Eingesperrten den Ausgang zu öffnen. Wer also Geld bedurfte, und deren gab es viele, denn die eingebüßten 92 fl. des Schuldners kamen durch dessen Einbuße noch nicht in die Einnahme des Schuldners — mußte sein Glück mit Versprechungen versuchen, ein Netz, das ebenso oft dazu dient, den Schuldner wie den Schuldner zu fangen. Versprechungen waren ein guter Köder, nach der Natur des Fisches, den die Schuldner fangen wollten. Denn die personifizierte Geldliebe sollte ja bethört werden. Auf diese Geldliebe ward also die Falle gestellt. Wir kommen auf den Vogelherd des Geldwuchers. Der Geldliebende ließ die Posttaube zwar lange girren und diese gurrte vom Herzen und herzerzschmelzend. Der Gedanke an die Möglichkeit, mit den 8 treugebliebenen Tauben etwa die verlockten 92 wieder einzufangen und in einen Schlag beisammen zu bekommen, that seine Wirkung endlich. Die schwersten Bedingungen wurden dem künftigen Schuldner vorgeschlagen und von diesem angenommen. Auch mancher Ehrliche ward als Schuldner zum Wucherer; denn seine Ansicht, von den Schuldnern verkürzt worden zu sein, ließ ihn die Weltereignisse, mit denen er nicht hadern konnte, leicht übersehen und überredete ihn, am jetzigen Schuldner seinen Regress zu suchen, da der andere seinen Händen entsprungen war. Seien wir billig! Pflegen nicht auch wir, die wir doch alle den Wucher verdammen müssen aus innerer Nothigung, darum eine gewisse Classe von Menschen zu hassen, weil wir in dem Falle gewesen, daß uns einer oder der andere Mensch aus dieser Classe einmal schändlich behandelte, betrog oder ins Unglück stürzte? — Freilich war nicht immer diese psychologische Selbsttäuschung der tiefer liegende Grund zur Verleumdung und Entstehung des nun allgemeiner werdenden Wuchers, oft lag er schon im natürlichen Egoismus, der über dem Rechte, für sein Wohl zu sorgen, die Pflicht gegen fremde Wohlfahrt außeracht zu lassen pflegt. In diesem Kampf für Vergangenheit und Zukunft gestalteten sich die

Schuldscheine zu wahren Festungen, die mit allen ersinnlichen Schutz-, Trutz-, Verwahrungs- und Sicherheitsmitteln à la Vauban umgeben wurden. Frühere Obligationen, in rechtlicheren Zeiten so einfach, hatten nun über dem Hirschfoller ein Drahthemd und darüber einen stählernen Kürass. O glückliche Zeit, wo die Obligationen in den Herzen die Kraft der Verbindlichkeit hatten und die Schuldsomme nur deswegen aufgeschrieben ward, um dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen! Diese Zeit, die so vieles begraben hat, war letztlich in vielen auch selber gestorben. Der Schuldner, nur jüngst bis an Hals verschuldet und nun auf freiem Fuße, einer schweren Schuldenlast mit leichter Mühe los, nahm, leichtsinnig, wie er nun geworden, alle vorgeschlagenen Bedingungen ohne lang darüber nachzudenken an. Hypothek -- Petchaft -- Handschrift -- Bürgschaft -- Handschlag -- Bethuenerung -- Schwur -- alles ward verlangt -- alles zugestanden. Vielleicht wären auch die Versprechungen alle eingehalten worden. Hart ist zwar das Wort unseres Herrn, daß ein Reicher so schwer in das Himmelreich eingehe, als ein Kameel durch ein Nadelöhr, aber was er über die Schuldner gedacht, ist uns nicht gesagt, denn für einen Schuldner scheint das Nadelöhr an einer Spennadel zu suchen zu sein. Selbst der ehrliche Schuldner dieser Zeit baute auf den Zufall. Am Himmel ließen sich keine Anzeigen einer Wetterveränderung merken. Glückten die Speculationen künftig wie bisher, so war die Hoffnung vorhanden, das gegebene Wort halten zu können. Weil aber so ungewöhnliche Gewinste, als sie hier zur Lösung des Wortes erforderlich waren, nicht gemacht werden konnten -- so kamen die gewagtesten Unternehmungen an die Tagesordnung. Aut Caesar, aut nihil. Unterdes wendete sich das Blatt in allen Dingen. Denn zunächst hatte eben in diesen Zeitläuften die Geldflut ihre größte Höhe erreicht. Es trat die Ebbe ein. Dieser merkwürdige Rücktritt der Geldwellen folgte den Hungerjahren auf der Ferse. Alle Handelsgegenstände, sie mochten Namen haben, welche sie wollten, fielen von Tag zu Tag in ihrem Nennwerte. Die Verminderung der Geldmassa drückte alle Preise auf eine immer tiefere Ziffer herunter. Man brauchte mit dem Verkaufe eines Gegenstandes nur eine geringere Zeit zu säumen, so war in die Stelle einer größeren Zahl eine geringere getreten und dies gieng so Schritt für Schritt bergab, daß man am Einkaufe = $a + b$, beim Verkaufe nicht nur das c als Gewinnst nicht erhielt, sondern leicht auch von den $a + b$ das b einbüßte. War aber auch kein Einbuß -- der doch im allgemeinen häufiger als der Gewinnst war, so kam man meistens nur mit einem blauen Auge davon. Man war entweder ein Handelsmann gewesen oder der Gewinn war sehr klein und geringfügig. Wie

bisher alles, alles gelungen und geglückt war, was man auch unternahm, so sah man nun ebenso häufig das Geschickteste misslingen. Wegen wir der Veranschaulichung dieses Gedankens die bekannte musikalische Figur des *accrescendo* und *decrecendo*  zum Grunde, so giengen die Preise der Dinge, in Geld ausgedrückt, vom *ppp* ins *pp*, daraus in *p*; von hieraus ins *pf*, daraus ins *f*, endlich ins *ff*, letztlich zur Zeit der Hungerjahre ins unerhörte *fff* über. Seit jener Zeit sinken die Preise durch alle Grade, die sie bergauf gestiegen sind, Schritt vor Schritt bergab. Ob wir beim *decrescierenden* *fp* oder schon beim einfachen *p* angelangt sind, getraue ich mich nicht zu bestimmen. Denn es könnte möglich sein, daß die sinkende Schale, ehe sie ins Gleichgewicht sich stellt, auch noch unter *fff* fänke. Jedenfalls ist es eine unangenehme Empfindung, vom Pferd auf den Esel zu kommen.

Unglückseligerweise traf diese Wuth, nicht sowohl durch Arbeit als durch Speculationen in kurzer Zeit ein reicher, reicher Mann zu werden, grade in jene Periode, wo die Creditlosigkeit mit allen ihren Schrecken eintrat, wo der Schuldner für eine Handvoll Geld einen goldenen Berg versprechen mußte und versprach. Der Zufall, von dem der Schuldner gemeint hatte, daß er für ihn zahlen würde, wollte gleichsam durch eine neue Tücke an dem leichtgläubigen Günstlinge seine Natur erweisen, indem der Hoffnungschimäre, der von ihm ausgieng, sich als ein schmähliches Irrlicht erwies, den Vertrauenden bis an den Hals in Roth und Moor und Sumpf zu bringen. Diesmal war der Schuldner der Geprellte. Läßt sich gleich der mit der Verminderung der Geldmassen steigende Wert oder die wachsende Tauschkraft des Geldes nicht so handgreiflich darthun, wie solches aus der veröffentlichten Scala der Bankozettel von Monat zu Monat, bei der Vermehrung des Geldes stattfand und ersichtlich ist; so ist doch soviel hoffentlich einleuchtend, daß bei unverändert bleibender Zahl der Schuldsomme in der Obligation und gleichzeitiger Verminderung des Geldes oder der Zahlungsmittel außer der Obligation, wenn auch unsichtbar, das Debet des Schuldners gestiegen oder seine Kraft zu zahlen vermindert war. Schnitt auch die Schere der Gerechtigkeit diejenigen Procente, welche über die gesetzlichen 6 versprochen worden waren, billigermaßen unerbittlich weg — die nackte Schuldsomme selbst setzte den Schuldner schon an und für sich in den größten Nachtheil; blieb auch der Cours auf 250 fest, ohne ein einzigesmal zu wanken — die in den Jahren 1815, 1816 und 1817 entlehnten 100 Gulden waren, weil sich das Geld herwärts vermindert, also vertheuert hatte, je nachdem die Zahlung später oder noch später erfolgte, nicht nur aus dem Grunde, weil sie schwerer erworben wurden,

schwerer zu zahlen, sondern diese späteren 100 Gulden, und wenn sie auch in gleicher Geldgattung erfolgten, waren auch mehr wert, als die früheren 100 Gulden. Sollte sich die Geldmasse von den Hungerjahren bis heute etwa auf $\frac{1}{5}$ verringert haben; so wären, *posito ac concedo*, die jetzigen 100 Gulden fünfmal soviel wert als zur Zeit des empfangenen Darlehens. Der Schuldner zahlte also, wenn er zahlte, dem Nennwerte nach, zwar für 100 Gulden auch nur 100 Gulden, beim Lichte aber gesehen, für die Tauschkraft von 100 Gulden dormalen nun die Tauschkraft von 500 Gulden.

Dieser Mißstand wird nun mehr gefühlt als gedacht, mehr empfunden als ausgesprochen. Und eben dieser Mißstand ist es, der die Schuldner, leichtsinnige wie ernstlichmeinende, in die größte Verlegenheit bringt, er ist die häufigste Ursache, daß die Zahlungen eingestellt werden, er der eigentliche Trommelschläger und die heisere Stimme: Wer gibt mehr?! Derjenige Schuldner, der noch vor Jahren auf gerichtlichem Wege gezwungen ward, durch Veräußerung seiner Hypothek die schuldige Summe zu zahlen — wie glücklich ist er, daß er damals es thun mußte und wie muß er im Herzen die unnachsichtliche Strenge seines Schuldherrn loben, der nicht länger warten wollte und auf terminmäßige Abzahlung drang! Denn, während die Schuldsomme im Obligatorium unverändert bleibt, fallen die Realitäten, als Hypotheken verschrieben, fortwährend im Preise. Wenn früher in öffentlicher Versteigerung zur Tilgung einer Schuld eine Realität verkauft ward, hatte das Glück, daß diese Veräußerung doch immer in eine geldreichere Zeit fiel. Er zahlte und es blieb ihm noch etwas, während bei späteren Versteigerungen, je später sie vorgenommen werden, für den Schuldner immer weniger Aussicht ist, durch Aufopferung des einen Theiles den andern sich zu retten. Denn, wenn wir das Übel der Zeit in seiner Ganzheit erkennen wollen, müssen wir doch auch noch die Menge und Häufigkeit dieser Versteigerungen mit in Anschlag bringen, die einen nachtheiligen Druck auf die Verkaufsgegenstände ausüben. Denn die Vermehrung der Ware hat dieselbe Wirkung wie die Verminderung des dafür interessierten Geldes. Es ist eins. Soll der Preis einer Ware, womit ein Markt überführt wird, in seinem bisherigen Stande verbleiben, so kann dies nur geschehen, wenn sich in eben dem Maße das nachfragende Geld vermehrt. Ist die Nachfrage nur wie bisher, so müssen die Waren fallen. Denn auf die vermehrte Masse der Waren kommt nicht mehr der vorhinige Bruchtheil der gewöhnlichen Proportion zwischen dieser Ware und der Nachfrage, sondern ein kleinerer; d. h. mit weniger Geld kauft man mehr = die Ware ist gefallen, versteht sich nur in Bezug

aufs Geld. Es ist eine mißliche Sache, ein weites Feld zur Casuistik des Gewissens! Zum Glück liegen die Zeiten des Darlehens und der Abtragung soweit nicht auseinander! Oft büßt der Schuldner nur seine eigene Schuld und Sünde! Ist die Nemesis ein heidnischer Begriff und selbst die Idee davon ein Aberglaube? Während der Schuldherr das ausstehende Geld vermißte, versagte er sich manches, das sich der Schuldner vergönnete. Versündigen sich nicht viele Schuldner an ihren Schuldherrn, wenn sie sich über deren Sparsamkeit, Enthaltksamkeit und Nüchternheit lustig machen oder oft durch Brunk, auch noch für andere als verführerisches Beispiel wirkend, die Möglichkeit zeitgemäßerer Abzahlung selbst hinauschieben, durch Erregung von Mitleid — planmäßige Hinhaltung, Vorpiegelungen oder aber durch Furcht vor ihrem weiten Maul die Einforderung zu blöde und leise machten! — Doch wozu tausend Fälle als mögliche angeben, da das innere Gericht des Herrn kein sterblich Auge durchsehen kann und dem Gewissen des Schuldners allein anheimgestellt bleiben muß, von seinem positiven Rechte vollen, theilweisen oder keinen Gebrauch zu machen! In diesen schneidenden Geldverhältnissen ist ein weiter Raum gegeben zur geistlichen Ausgleichung der weltlichen Ungerechtigkeit und die Schäfer der Seelen werden nicht fehlen, wenn sie die Hartherzigen durch Hinweisung auf diese Ausgleichung zu erweichen suchen werden. An Rednertalent und Überredungskünsten wird es gleicherweise von Seiten der bedrängten Schuldner nicht fehlen, sie werden das Herz des Schuldners und den Kopf des Richters auch ohne Aufforderung hiezu in der Ferne zu bearbeiten suchen, um das eine weich und den anderen geschmeidig zu machen.

Ich lenke aber wieder ein. Während also der Schuldherr in der Steigerung der Tauschkraft des Geldes einen Morgenstern erblickt, der ihm den Tag heraufführen soll, durch die 8 ausgeliehenen Procent die ausgeflogenen 92 Procent wieder einzufangen, sieht in eben dieser Verminderung des Geldquantums der Schuldner den Abendstern seines Heiles und seines Vermögens. Wenn er vielleicht auch so rechnet, wie ich, so steht er in der Meinung, er bezahlte mit einfacher Schuldziffer eine fünffache Geldkraft. Wäre letztere Annahme richtig, so erhielte der Schuldherr für 8 ausgeliehene Gulden, respective 40, also an früherer Einbuße von 92 Procent ein Abschlag von 40 Gulden. Mithin bliebe der Schuldherr dennoch im Schaden von 52 Procent und der Schuldner hätte an dem Erfasse nur 40 Gulden als Procent getragen. Ein Unterschied von 12 Procent fiel also noch immer dem Schuldner zur Last. Er mag sie tragen, es läßt sich nicht ändern. Der Schuldner nun wird so billig in der Rechnung nicht sein, in der Berechnung des Sachver-

haltes so tief einzugehen — er wird vielmehr suchen seiner Verbindlichkeit sich auf irgendeine Art zu entziehen. Seine große Bedrängnis bringt nicht nur seine Habseligkeit in Gefahr, sondern auch seine Rechtlichkeit. Das losgelassene Signet heßt den aufgeschreckten Schuldner demjenigen Rechtsfreunde ins Haus, der am meisten im Geruche steht, seinesgleichen geholfen zu haben. Seine Nachfrage um einen Rechtsbeistand wird zwar honnetter, aber doch im Sinne jenes Walachen lauten, der einen Advocaten nicht anders zu erfragen wußte, da er das Wort hiefür vergessen hatte, als durch die Worte: Unde shede ella, kare mintje pe plâte!*)

Gerichtswesen.

Gehen wir nun vors Gericht — natürlich nur incognito und mit der Tarnkappe. Hier gibt's vollauf zu thun — Rechtsstreite die Menge. Schuldner winden sich wie Aale — die Schuldherrn hingegen suchen den Daumen hinter die Riemen zu bringen. Was thut der Richter? Er sieht erst zu! Doch ich muß etwas ausholen.

Die Engländer, durch ihre Principien Handelsleute der Welt — haben der Willkür ihrer Rechtsprüche eine auf dem Festlande ungebräuchliche oft und oft belächelte und für Pedanterie ausgeschriebene Schranke ihres Verhaltens zur Richtschnur gesetzt, nämlich Verbindlichkeit nach dem Buchstaben. Der englische Richter glaubt sich dafür nicht verantwortlich, wenn ein Gesetz hart, unsinnig oder unmenschlich ist. Diese Verantwortlichkeit schiebt er der Gesetzgebung ins Gewissen. Sein Wahlpruch und sein Glaubensbekenntnis lautet: E lege, non de lege! Ist das Gesetz nicht nach seinem Gefühle oder seiner Erkenntnis gemodelt, er maßt sich nicht an, ein Jota daran zu ändern, er erkennet nur die eine Pflicht als die seinige, die einmal vorhandenen Gesetze — so wie sie sind, gut oder schlecht nach seiner Meinung, gleichviel — in Anwendung zu bringen. Hält er es mit seinem Gewissen unvereinbarlich, nach dem Gesetze zu sprechen, so legt er die juridische Perücke nieder, oder macht die Anzeige nach geschehenem Spruch der gesetzgebenden Stelle oder empfiehlt den Fall der königlichen Gnade — in allen Fällen ein Ehrenmann; denn macht er sich selbst durch abweichenden Richterspruch, aus eigener Faust zum Gesetzgeber, so gilt er in der öffentlichen Meinung oder dem Volksbewußtsein als ein willkürlicher Richter, in England soviel als Feind der Verfassung und Verfälscher des Rechts, als Halunke. Diese Beschränkung der richterlichen Befugnis, diese Buchstabenherrschaft hat den Inselstaat zum Banquier der gesamten

*) Kannst du mir nicht sagen, wo ein solcher wohnt, der mir zu einem solchen Spruche verhilft, wie ich ihn brauche?

Welt gemacht. Denn nirgends auf der ganzen lieben Welt gilt Schwarz auf Weiß soviel als in England und darum, soweit Vollkommenheit unterm Monde möglich ist, das Vermögen in der englischen Bank am sichersten niedergelegt. Eine Anweisung auf diesen Zahlmeister gilt an den Polen wie unter der Linie wie bares Geld. Darum haben auch beinahe alle Mächte des Festlandes, in *utrumque casus eventum*, ihre goldene Scherwolfe, eigener Staatseinrichtung vertrauend, in den englischen Pferch untergebracht. Dieser unermessliche Credit ist die Schwungkugel ihres unermesslichen Handels- und Gewerbewesens und wenn man nach der Ursache fragt, die solche Erstaunlichkeiten gebär, so sind es nicht Goldbergwerke — Volkszufriedenheit, die Ruhe eines Kirchhofes oder der ewige Friede, sondern der allen richterlichen Ansprüchen zugrunde liegende Satz: *E lege, non de lege*.

Wie du siehst, verehrter Leser, bin ich nicht der Mann, der hinterm Berge hält und leicht wirfst du errathen, wozu ich mir diese Brücke gebaut. Wir jammern über Creditlosigkeit und ich meine nicht ohne Grund. Alle halten wir sie für Wassermangel bei Mehlnoth, für ein zusammengebrochenes Wagenrad, daß man nicht von der Stelle kommt. Wer sich dormalen bei uns ohne bares Geld befindet, sei er die ehrlichste Haut, habe er auch des Geldwertes hinlänglich — bis er zum Tauschmittel gelangt, Straßen ab und auf läuft, an hundert Thüren anklopft — ist die Gelegenheit, das endlich erlangte Geld in Thätigkeit setzen zu können — längst vorüber. Alle Griffe an den Hinterkopf geben keine Focken in die Hände, denn vorn ist der Schopf und hinten die Glaze. Hieran ist nicht die Verringerung der Geldmassa schuld oder der sachgemäße Geldmangel, sondern der Mangel an Credit. Diese Creditlosigkeit hängt unserem Verkehr wie einem Seeleichnam Kanonenkugeln an die Füße, sie zieht uns nicht nur jetzt in die Tiefe, sondern wird uns auch verhindern, je wieder über dem Meerespiegel zu gleiten, wenn nicht — — in der Ansicht über die richterliche Befugnis eine Wendung eintritt, und die Anwendungsart des Gesetzes als eine Wiedergeburt und neue Creatur zutage kommt. Die beliebte Willkür des Richters muß aufhören, soll der Credit anfangen. Sind auch dem Herzen eines Richters die menschlichen Gefühle der Billigkeit, des Mitleids und der Humanität überhaupt nicht zu verwehren, ja ich achte ihn umso mehr — aber in seinem Munde als Urtheilspredher, als Gesetzesausleger sind sie eine Übertretung der Befugnis, Mißbrauch seiner Amtsgewalt — Willkür. Die Gesetze sind ein bereits Gegebenes, Vorhandenes oder Geseztes und nicht ein zu Gebendes, Zukünftiges, zu Sezendes; sie sind da als Norm und nicht als erst zu Normierendes. Ist ein Paragraph

zu mildern oder zu verschärfen, ein Zusatz zu machen oder ein Ausschluß vorzunehmen, alles dies ist Sache der Befugnis, der Fähigkeit und des Scharfsinnes der gesetzgebenden Gewalt eines ganzen Landes und nicht Sache eines nur mit sich selbst concedierenden unbefugten Privaten. Die Trennung der executiven Gewalt von der legislativen ist unumgänglich vor allem. E lege, nicht de lege stehe an dem Giebel jedes Gerichtssaales oder vielmehr in der Überzeugung jedes Richters. Ich bin so billig, einzugestehen, daß Richter in jedem Lande Menschen sein werden. Sympathien und Antipathien werden auch im Lande der Nebel und des Kohlendampfes ihre Anziehung und Abstoßung äußern. Auch der *Judex anglicus* wird kein *angelicus* sein; englisch, aber nicht engelisch. Fühlen doch auch wir Nichtrichter, daß auch das redlichste Herz seine unbewachten, schwachen Augenblicke hat, daß auch unsere Gerechtigkeit ihr Mittagsschläfchen hält. Dies beim Beamten und Nichtbeamten zu verhüten, vermögen nur die Volksstimme in der Welt und Gottesstimme in der Kirche. Wenn es dem englischen Richter beliebt, in einer schwachen Stunde der Menschlichkeit einzunicken, weckt ihn die Furcht vor der Wahlbürgerschaft auf, die ihm gellend in die Ohren schreit: Du kannst nicht unser Mann sein! In einem Lande, das eine Verfassung hat, welche dem Volk die Bürgerschaft dieser Verfassung im Wahlrecht in die Hände gibt, können nur dann willkürliche Aussprüche von Richtern, oder beliebige Gesetzesauslegungen als gewöhnliche und allgemeine Beschwerden zum Vorscheine kommen, wenn das Volk selbst Sinn und Verstand, Neigung und Zug zu dieser Verfassung in sich und aus sich bereits verloren hat. Ein Volk, das als Wähler ein Hüter seines Rechtes sein sollte, und sich dieses Wahlrechtes halber nur als eines Rechtes bedient, Willkür auszuüben, indem es die Faulheit, den Unverstand oder die Willkür wählt, ist da, wo es Zeit ist, zur Leichenpredigt das Papier zu beschneiden. Wenn es zugrunde gerichtet wird, es verdiente kein besseres Los; es schleppt ja seine Verfassung selbst auf dem Hunde zum Schutthaufen. Wie wahr sagt Johannes von Müller, der mit seiner Seele die Schlüssel zu vernagelten Archiven sich erkaufte: Jedes Volk hat die Verwaltung, die es verdient!! — Wo aber im Volksbewußtsein die Würde der Gesamtheit in seinen Wählern wie eine Abenddämmerung immer mehr zur Nacht wird, da hat dies Volk noch nur einen Ort, von wo es seine Erlösung hoffen darf, die Kirche. Dahinein gehören wir alle, Richter und Parteien — willkürliche und unwillkürliche — redliche und unredliche. Da ist das wahre, alleinige, das Ansichrecht, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Da, da ist der Ort: das äußere Recht, als eine fehlerhafte

Abchrift des inneren Rechtes, aus dem Urtext zu verbessern; hier hat der Richter vollkommenste Freiheit sich zuzureden ein Mensch zu sein, da er draußen in der Welt nur Richter sein darf; hier muß sich der Schuldherr eingestehen, daß er in der Welt zwar Schulden einzucassieren, im Himmel aber größere zu verantworten hat. Diese Umtaufe der Hartherzigkeit in milden Sinn, Gesetzhärte in Herzensweiche hat und wird kein Deliberat und kein B. R. W. jemals vollziehen. Am Beispiel des willkürlichen Richters hat der Schuldherr keine Leiter gefunden, zum ewig Rechten sich zu erheben. Denn, wenn der Richter gegen das Gesetz einen Rechtspruch thut, stellt er den weltverderbenden Grundsatz auf: Es ist erlaubt, durch Unrecht das Recht zu machen: laßt uns Böses thun, damit Gutes daraus hervorgehe, heißt das Testament eine verfluchte Lehre. Ja, ja, die Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe, das Evangelium, welches den Armen zugut kommen soll, ist keine Blume, die sich durch Rechtsaussprüche entfaltet: der Herr des Gartens hat ihre Pflege andern Dienern anbefohlen und anvertrauet, denen er, eben zur Unterscheidung von der Welt, alle Macht versagt hat und verboten. Was der willkürliche Richter fühlen, aber als Richter nicht aussprechen darf als Gesetzeswillen, darf und soll die Kirche *ex nobili officio* thun. Ihr stehet es zu, unter Donner und Blitz die Gesetzgebung der Pflicht zu verkündigen, wie Moses am Sinai die Gesetzgebung des Rechts. Stellt der natürliche, positive Mensch als höchstes Recht sein Recht auf, kehrt es der wiedergeborene, ideale Mensch um, und stellt als höchstes Recht seine Pflicht auf. Dieses und dergleichen ist Amt und Wirksamkeit der lieben Kirche, dieser Anstalt zur Entweltlichung der Menschen und zu ihrer Verhimmlung. Wie gut wäre es, wenn zur Anhörung solcher Lehren öfter als einmal im Jahre des Kaisers Geburtsfest Gelegenheit und Nöthigung gäbe, oder ein Frohnleichnam. Denn da hätte die Kirche Gelegenheit, vom Herzen des Reichen und der fordernden Parteien die Eiskruste abzuschlagen und könnte das stumpfe Amtsgefühl auf dem Schleifsteine spitzen, während sich jetzt nur die Armen und Mühseligen Affignationen auf eine künftige, bessere Welt daraus holen.

Dies klingt ja freilich beinahe so wie eine Bußpredigt, und es ist wohl leicht zu errathen, welches Geschäft Beruf meines Lebens sei. Ich will's nicht leugnen, daß ich mein Amt im Besitze einer Kraft halte, die Welt selig zu machen; aber, um ganz verstanden zu werden, muß ich bemerken, daß der predigende Pfarrer doch immer auch sein eigener Zuhörer ist. Ich wenigstens habe mir, wenn ich das Maul gehen lasse, die Ohren niemals noch verklebt. Darum fahre ich nun

in meinen Gleisen, wenn ich, nach 2. Tim. 4, 2, desgleichen zu lesen gebe, denen, die ihren Ohren solche mißfällige Lehre dadurch gewöhnlich vorenthalten, daß sie mitsammt den Ohren lieber ganz zu Hause bleiben. Welche Hausmutter denkt nicht beim Anblick schwarzer Wäsche, unwillkürlich und augenblicklich solche in den Beuchkessel zu thun? Sollte dieses bei Beichtvätern wohl anders gehen und nicht zu entschuldigen sein? Hat auch der Geistliche als solcher in Weltfachen nichts zu reden, so tritt er in dem allgemeinen Sprechsaal nicht als Priester, sondern als Gutsherr auf. Mag's ihm niemand verargen. Denn bei einer Feuersbrunst läßt man jeden löschen. Ich aber habe keinen größeren Löscheimer als mein Tintensafs.

De lege und nicht e lege hat uns in die Creditlosigkeit gestürzt oder in den Zustand eines Fuhrmannes versetzt, der fahrstüchtige Pferde hat: die Schindmähren haben wohl noch so viele Kraft, den Wagen fortzuschleppen, aber sie wollen sie nicht hergeben, ihre Füße zum Vorwärts nicht in Bewegung setzen. Der Richter erhielt den Anstoß zu einer willkürlichen Anwendung der Gesetze durch seine Einsicht in das Mißverhältnis der Geldverhältnisse, die im Laufe der Dinge bald den Schuldhern, bald den Schuldner vom Flaumenbett auf den Strohsack legten. Kam die Sache vor den Richter, so fiel er aus seiner Rolle des Gesetzeslegers und Anwenders, wich vom Buchstaben und suchte den Vermittler zu spielen zwischen der gerechten Forderung und ungeredeten Leistung, und gerieth dadurch über die Tasche des Gläubigers, obgleich er wohl nicht zum Herrn gesetzt ist über den Besitz, sondern nur über das Erkenntnis des Gesetzes. Sie fühlten, daß sie sich eine Blöße gaben und suchten ihre Blöße mit einem Feigenblatte zu beschönigen, das aber so durchsichtig war, daß es eher aufdeckte, als verdeckte. In der Botanik der Moral haben die Feigenblätter zweierlei Eigenschaft. Eine Handlung der Humanität kann, als Blatt, die Fehler einer Privathandlung verdecken; die Blöße einer fehlerhaften Amtshandlung, einen Fehler des Principis und der Stellung, kann eine vorgeschürzte Humanität nicht decken. Darum erkannte auch das Volk, mit seinen vielen Augen, in diesen Humanitätsäußerungen und Austerrechtsprüchen, daß das Schiff des Richters seinen Compaß verloren habe. Die schwache Seite des Richteramtes war entdeckt, darum zielten alle Pfeile auf die verwundbare Stelle dieser Achillesferse, auf die Erregung des Mitleides. Alle Geschütze schossen daher auf das Herz, wohl berechnend, daß, nach Eroberung dieser Bastion, die übrige Besatzung im Kopfe die Waffe strecke, und zur Unterzeichnung der vorgelegten Pacten bereit sei. Bei Sericho fielen

doch die Mauern durch den Schall und Hall der ringsum tobenden Israeliten ein, hier aber zerweichen sie von Zähren erniedrigender Gnadenbettelei: darum die Sprache der Beklagten wie auf Messen die Stimme derer, die ein hölzernes Schüsselchen halten: Geberden zum Erbarmen. Da ist ein Überfluß von Bitten, Verschwendung an Weihrauch, der wohl den Heiligen gebührt, die hiedurch nicht heiliger, aber nicht den Menschen, die hiedurch schlechter werden. Der Richter, der auf dem Leuchtthurm des Gesetzes den Verstand entfernt und dafür das Herz zur Feuerwache eingesetzt hatte, das, ein flüchtig Ding, wie es ist, eben beim Einlaufen des Schiffes, wo es die meisten Risse und Wänke gibt, die Laterne auf die unrechte Seite hieng — merkte zwar, weil sich oben Kopf und Herz um den Laternenplatz zankten, daß eine Gefahr vorhanden sei, steuerte etwas hierhin, etwas dorthin — endlich folgte er doch dem Herzen und das Gesetz bekam einen Leck. Was nutzte es, daß das geduldige Papier den Schluß erhielt V. R. W.; es hieß endlich: von meinethwegen.

Unser Sachsen Eigenland-Recht, so strenge nicht, wie die neueren Wechselgerichte, entbehret, mein' ich, in seinem juridisch-politischen ersten Theile der Humanität doch nicht. Die andere Hälfte, der Criminalcodex, trägt allerdings die Spuren der Zeit an sich, in der er entstand, und ich bin weit entfernt, jedem und allem darin das Wort reden zu wollen. Hätten sich nur die sächsischen Unterstellen durch Cassationen ihrer Criminalurtheile, wie sie in den Statuten einmal vorgezeichnet sind, durch höhere Entscheidungen nimmer beirren lassen, und bei wiederkehrenden Fällen ihre Urtheile jedesmal wieder auf dasselbe Gesetzbuch begründet — so wären die Oberstellen, hiedurch aufmerksam gemacht, von selbst darauf gekommen, eine Revision des Criminalcodex anzunehmen, und wir hätten, vermuthlich schon längst, ein Gesetzbuch, d. h. etwas Festes, während wir jetzt der Willkür des so und so urtheilenkönnenden Strafrichters preisgegeben sind. Dieses lasse ich jedoch klüglich aus dem Spiele; denn, wo ohne nothwendige Begründung auf ein Gesetzbuch über Freiheit, Ehre und Leben die bloße Ansicht und Beurtheilung eines doch immer Mensch bleibenden Menschen die Kraft und Erfolge vom Gesetze haben, da muß ein anderer davon reden, der mehr Muth hat zu verschweigen, als ich. Nachweisungen des schädlichen Einflusses auf Moral und Charakter, Eigenthum und Volksinn u. s. w., welchen dieser Mangel eines allgemeingiltigen Maßstabes in der Bestrafung auf das gesammte Leben des Volkes ausübt, könnten nicht schwer fallen und würden vielleicht mit dazu dienen, das Kind je eher, je besser aus der Taufe zu heben, was umso nothwendiger zu

sein scheint, als der Vorwurf der Bureaukratie in keinem Punkte weniger abgewiesen werden kann, als eben hierinnen. Indem ich also die Juno Lucina anflehe, mit den Händen die beiden Knie nicht so feste aneinander zu drücken, mache ich mich aus diesem Gebiete der Willkür beizeiten aus dem Staube und kehre von der peinlichen Halsgerichtsordnung zum minder gefährlichen, wenn auch nicht erfreulicheren Geschäfte in die juridische Gerichtsstube zurück.

Daß die *Statuta Nationis Saxonicae* im ersteren Theile human, hinlänglich, seien, ist bereits gesagt: also ist auch der Richter, in der Vollziehung dieser Gesetze, im Vollzuge einer humanen Handlung. Die Humanität des Richters hat nicht zu bestehen in der Humanmachung der Gesetze, sondern in seinem Betragen und Benehmen gegen die Parteien, wenn sie vor Gerichte stehen. *Torvus vultus, verba ferocia, oculi minaces* stehen ihm nicht an. Nicht nur sei er kein Gesetzgeber, das wäre Anmaßung; das Amt eines Scharfrichters, wenn auch nur im psychologischen Sinne, eine Entwürdigung und Entehrung der Stelle, die er bekleidet. Zart aber oder grob, ist ein Spruch vom Richterstuhl gesprochen, nicht gesetzlich, so ist er ungerecht, und ein ungerechter Rechtspruch, dünkte ich, wäre eine *Contradictio in objecto*.

Ich rede so lange schon von der Willkür der Richter als von einer der Hauptursachen unserer Creditlosigkeit; findet sie denn auch statt? — Ja! — Bei jedem Richter? Vielleicht! — Immer? Nein, ganz gewiß Nein! Vorsatz ist es nicht, es ist nur Schwäche, eine Überlistung des Kopfes durch das Gefühl, zwar klares, lauterer Regenwasser, das aus dem Himmel der Liebe fällt, aber doch die Wege des Erwerbes und der Gewerbe mit Schlamm vollflößt und sie unfahrbar macht. Es geht nun einmal dieser laue Wind in der Praxis, der in alle Geschäfte eine Stockung bringt. Bekommt doch auch ein Russe, obgleich der Kälte zu trogen gewohnt, wenn die Grippe grassiert, auch seine beschmutzte Nase, warum sollte denn ein siebenbürgischer und auch ein sächsischer Richter, wenn in den allgemeineren Rechtsansichten seines Reiches Thauwetter herrscht, von diesem Zeitübel unangegriffen bleiben, seines Theils von dem Tribut seiner gebrechlichen Natur allein ausgenommen sein? — Braucht denn so was bewiesen zu werden? Von was zeuget denn der Staub auf den Stößen der Acten? — Von der statutarmäßigen Schnelligkeit, womit Proceßes erlediget werden sollen? Drückt nicht der Richter in der ewigen Vergönntnis von Ermissionen der Gerechtigkeit oft das Auge nur darum zu, um dem gejagten Hasen noch eine Gnadenfrist zu lassen? Er weiß, derselbe bringt es nicht mehr weit, die Schrift auf dem Papier macht wie auf

frischem Schnee die Fährte zu kenntlich — warum also dem Rücken den irrenden Anruf! — Es ist nur schwaches Mitleid! Ist die Vielheit der Proceſſe nicht ein schlagender Beweis davon, daß auch das Unrecht seine Hoffnung hat!? Ist die beinahe gänzliche Abolirung des mündlichen Proceſſes vor Gericht etwa Ausdruck eines Wunsches, mit den Proceſſen bald fertig zu werden? Was beweisen die Büchlinge, die Zuhäupter der Parteien, die schmähliche Sclavensprache in den Bittgesuchen und sonstigen Captationes benevolentiae, als diese Einsicht des Volkes, daß sein goldenes Gesetzbuch nicht in allen Stücken, und nicht bei jedermann gelte, ein stummes Geständnis, daß in des Richters Händen die seidene Schnur um seines Volkes Hälsche liege. Das entehrt die heiligen Hallen der Gerechtigkeit, entwürdigt ein freies Volk. Recht und Freiheit ist ja nur eins, und beide gedeihen nur im Sonnenschein des Gesetzes. Geneigtheit, Begünstigung, Gefälligkeit, Güte, Gunst, und die sonstigen Blumen des Herzens, die auf dieses nackte Leben Rosen streuen, gehören ins Privatleben, wo man geben kann und nicht, nehmen kann und auch nicht. Von Gnade steht nun gar im Proceßverfahren auch nicht ein Buchstabe — wohl aber im Vocabularium des Criminalcodex und auch da nur, von dem einen geheiligten Munde der Landes-Majestät auszusprechen. In Gerichtsstuben kann nur die Rede sein vom Recht und vom Unrecht. Alles geschehe denn auch, wie geschrieben und gesprochen wird, V. R. W. Um sein Recht zu bitten ist eine Redensart der Höflichkeit und Bescheidenheit. Jeder Gebildete kann, soll und wird sich dazu verstehen: aber selbst diese Einkleidung in das schöne Gewand einer Bitte hüllt nur den Gedanken ein des Rechtsverlangens, der Rechtsforderung. Unbescheidenheit ziemt nirgends und an keinem Orte, am wenigsten vor einem Richter, dem des Volkes Wahl das Zeugnis der Vertrauenswürdigkeit zugleich mit dem Gesetzbuch in die Hände gab, als Evangelium der Welt. Aber Recht bleibe Recht, ob man nach Pomade dufte, oder nach Butter stinke, wer und wie und was man sei. Ein Ragenbuckel helfe nichts, ein gerader Rücken schade nichts. Das Recht über alles! Dieu et mon droit! —

In diese Bahn einer sogenannten humanen Gesetzesauslegung sind unsere juridischen Angelegenheiten durch das verhängnisvolle Jahr 1811 gerathen. Viele Richter wollten die eisernen Räder der Weltereignisse mit der weichen Watta ihres Gefühles unpolstern und übernahmen die Weltversöhnung durch einen Act der Willkür. Die geringgeschätzte Gerechtigkeit schiedte, als beleidigte Gottheit, die Rechtsunsicherheit und die Creditlosigkeit dafür ins Land.

Rechtsschulen.

Die künftigen Juristen unseres sächsischen Volkes zogen mit ihrem bisschen Naturrecht, von dem unsere Municipal-Verfassung ein Nachbild ist, welches sie auf unseren Schulen mehr angelernt, als in Blut und Saft verwandelt hatten, in den Jahren, wo man überhaupt leicht annimmt, zu ihrer eigentlichen juridischen Stempelung, in eine Schule und unter den Einfluß einer Umgebung, die unserer gesellschaftlichen Verfassung ein wahrer Gegenfüßler ist, in das Land der ewigen Prozesse, und kamen nach Hause, oft entzückt vom Glücke angesehener Classenbevorrechtigungen, mit der eingelernten Kunst: Prozesse bis an den jüngsten Tag zu führen. Das heimatliche Gefühl der Beschränkung unter Gleichberechtigten fand keine Nahrung da, wohin er zog. Fern von den wachenden und schützenden Volksblicken, sah er sich dieser Schranke los und erfreute sich einer junckerlichen Alleinbestimmung. Er fand da im Typus des dortigen Nationallebens nur die zwei Stände: Herren und Tobaghen. Seine Kleidung aus feinem Tuche und sein lebensartiger Umgang zog ihn zu dem Herrenstande hin: auch ward er gerne dort gelitten. Der Attila aber, den er anzog, der Schnurrbart, der hier den Gänseproceß begann, der Klang des hinten auffallenden Säbels — eine Auszeichnung des Edelmannes gemeiniglich, die silbernen Sporen, als Merkmal eines Reitervolkes, Umgang, Lust, Sprache, alles ließ ihm den Adel als hoch und beneidenswert, den Bürger als geringschätzig und gemein, den Tobaghen als verächtlich erscheinen. Vater und Mutter daheim freuten sich über die vornehme Gesellschaft, in die aufgenommen worden zu sein ihr bürgerliches Kind das Glück gehabt hatte, nur fiel die barsche Schreibart in den Briefen bisweilen doch als eine Verwandlung ihres gehorsamen Sohnes auf, wenn es hieß: „Und wenn Ihr wollt, daß ich studieren soll, so muß ich, um nicht verachtet zu werden, meinem Stande gemäß hier leben“ &c. Freilich sind studieren und standesgemäß leben, wie mir dünkt, nicht gleichbedeutende Ausdrücke. In Tübingen studierte man auch, auch war das Leben nicht ohne Freuden, aber der Bursche gieng in seinem Flaus und von standesmäßigem Leben war keine Rede. Der Bürgersohn — jeder Sachse ist Bürger — kam endlich nach Hause aus adeliger Umgebung in die altehrliche Beschränktheit. Ich will niemanden beleidigen — aber doch muß ich den getriebenen Aufwand für unverhältnißmäßig erklären, und — zum mindesten gesagt — als unbürgerlich mißbilligen.

Mit Thränen in den Augen über die glückliche Heimkehr sagt auch der Vater: Gott sei Dank, wir haben auch **dieses** bewerk-

stelliget, und die Mutter spricht: Nun ziehst du nicht mehr von uns! Am andern Morgen ist kein Famulus da, der die Stiefel putzt, der Rock bleibt unausgeklöpft am Nagel hängen. Es kommt zur Erklärung: Mein Sohn, Sorge nun selbst für dich; was noch übrig ist, brauchen wir fürs Alter! — — — Was ist nun zu thun? Die Anstellung, und damit ein Kreuzer auf Brot und Fleisch ist ein noch zu entdeckender Welttheil. Was ist nun zu thun, sage ich. Der Wunsch manches jungen Mannes ist eine Reue, mag er mit dem geraden Degen oder mit dem krummen Säbel am väterlichen Herde aussteigen, beide haben vielleicht zu bedauern, manchen silbernen oder goldenen Doppeladler fliegen gelassen zu haben, der den jezigen späteren dringenderen Bedürfnissen hätte aufgespart werden können. Der Akademikus, zwischen Lehrern und Lernenden zu seiner Selbständigkeit erwacht, nimmt sein Kreuz auf sich, und sucht sich seinen Lebensunterhalt mit Unterricht zu verdienen. Mancher Professor extraordinarius lebte ja, wie er wohl wußte und womit er sich tröstet, auch nur vom Honorar, im Schweiß seines Angesichtes. Quales videmus, quales audimus, tales sumus! Er thut daher die mitgebrachte Begeisterung für die Idealität des Lebens als Kohlenpfanne in sein Herz, an der er sich wärmt, wenn es ihm bedünken will, sein Vaterland sei eben kein Tropenland für die Musensohne, fügt sich in die Umstände und spannt seinen guten Willen, als demüthig gewordenen Pegasus, neben den bedächtlich gewordenen Bruder Dachs ins Joch des Philisteriums. Also säet er in den Schulstaub sein Zehentkorn und zehrt einstweilen gleich nach seiner Heimkehr von der Hausmannskost eines ehrlichen und mäßigen Verdienstes.

Was bleibt aber demjenigen Juristen übrig, dem im elterlichen Hause die Quelle der Gelder zu fließen aufgehört hat? Was sonst? als eigener Erwerb, weil aber Unterricht und Lehre anwidert — bleibt nur der Erwerb und das Gewerbe der Rechtsfreundschaft übrig! — Weil aber die Noth groß ist, und nach den Goldfischlein viele angeln — vielleicht auch in selteneren Fällen, weil die Präge der Schulmoral sonst schon abgegriffen worden . . . jede, jede Partei, von denen jedoch immer nur eine das Recht auf ihrer Seite haben kann, findet einen Anwalt, ihren Beistand. Hm! Ob sich auch jedesmal so leicht das Unrecht vom Rechte scheiden läßt? — Das wollte ich aber nicht strenge behaupten. Ich habe mein bißchen Kenntniß der Statutargeseze nur vom Gymnasium in Hermannstadt geholt, und das Rechtsstudium lief bei mir nur nebenbei, wie ein Fohlen neben der Frachttute. Ich gehöre also nicht zur Junft. Mir will aber immer bedünken, wer die Geseze

an den Fingern herzuzählen wisse, müßte wenigstens und doch hauptsächlich darinnen eingeübt worden sein, zu wissen, welche Partei recht und welche unrecht habe. Wer nicht einmal dieses zu thun imstande wäre, hat — bei Gott — das Recht nicht hinlänglich studiert: Zeit und Geld für sich und sein Volk verloren. Derjenige aber, der diesen Unterschied machen kann, und sich doch zum Verfechter des Unrechtes dingeinläßt, sollte mit stinkenden Eiern beworfen werden. Die Kunst, Proceß zu führen, heißt und ist nur dann eine Dienerin der Gerechtigkeit, wenn sie die himmlische Hand ist, die der Unschuld beisteht, dem Rechte zum Recht hilft! Pfiße und Kniffe, *remedia juris*, widern an, auch in gerechten Proceßes jedes sächsischen Herz. Auch anderer Nationen Herzen, die Pfingsttage gehabt haben, denken und fühlen das Gleiche, oder wie die Epistel meint, der eine Geist spricht in allen Sprachen. Nur wird die widrige Empfindung im Menschen, je nachdem er verschiedene Luft der Verfassung eingeathmet hat von Kindesbeinen an, als widerlich bald mehr, bald weniger empfunden. Ja! der Einfluß der Umgebung kann so groß sein, daß diesem nach *Umbra* duftet, was jenem nach *Assa foetida* stinkt. Ibrahim Pascha in Aegypten hatte in der Jugend seine Freude daran, in die Gefäße der Wasserträger mit der Stutzenkugel ein Loch zu schießen; gieng die Kugel einmal fehl und in den Wasserträger selbst: je nun! — Er bezahlte das Blutgeld. Sein Gewissen fühlte sich nach dem Zahlgeschäfte beruhigt. Die ägyptische Moral des Lebens und des Hofes, in der er zum Individuum geworden war, begnügte sich mit dieser Theorie der Versöhnung mit Gott. Also: Moral hat jedermann, aber jedes Volk, jedes Zeitalter seine eigene. Der Charakter des einzelnen Menschen nimmt, ich werde vielleicht nicht zuviel sagen, von seiner Umgebung und dem Einfluß, der auf ihn wirkt, also hauptsächlich von seinem Volk und seiner Zeit an. Die Zeit der geistigen Mannbarkeit fängt bei uns Hosenträgern dann an, wenn die Flaume am Kinn schamhaft herauskommt. Der Charakter ist noch flüßig — jetzt schießt er in die Krystallisation, er wird immer fester, endlich steinhart. In dieser kritischen Periode tritt die juridische Wanderzeit ein. Die sächsische Nation, die ihre juridischen Eier wie der Ruckuck einer andern Bruthenne unterlegt, ward oft in ihren Erwartungen getäuscht; theils brütete die fremde Henne sorgloser aus, daß es Windeier gab, theils, wenn sie auch ausgiengen, flatterte nicht selten kein junger Ruckuck, sondern nach der Volksmeinung ein Habicht nach Hause. An gerathenen, echte Sachsen gebliebenen Juristen hat es Gott sei Dank noch nie gefehlt. Ich will mich ob dieser scheinbaren Unbill näher erklären. Der ungarische Professor, so ehrenwert

er auch ist, und, wie wenig geneigt oder fähig ich bin, diesen vorzüglichen und ausgezeichneten Männern hinter dem Rücken Böses nachzusagen, hat wohl, wie nicht geleugnet werden will, die erforderliche Kenntniss unserer Statutargesetze, um sie vortragen zu können. Aber Wasser thut's freilich nicht, sondern *ic. ic.*, denn sie können — ohne das Unmögliche als möglich annehmen zu wollen, ihrer Gesinnung nach nie zugleich Ungarn und Sachsen sein. Die Geister der Verfassung sind zu verschieden, um es einem Professor möglich zu lassen, vormittags in seinen Vorlesungen als Ungar und nachmittags als Sachse seinen Schülern in den Vorlesungen das Herz bewegen zu können. Menschen sind wir zwar alle — aber die Nationalität erzeugt, wie in den verschiedenen Nebengattungen der Mutterkorn, hier schwarze und dort gelbe, und dort weiße und dort grüne Trauben. Eine und die nämliche Rebe kann nicht verschiedene Trauben tragen. Ein Volk aber, das die Ausbildung seiner Juristen verlangt, wünscht deren Gesinnung ausgebildet nach der Gesinnung der Gesamtheit im Volke. Nur derjenige Mensch gehört, ist oder bleibt in der Gesellschaft seines Volkes, der in dessen Gesinnung, im Geiste der Gesamtheit bleibt. Niemand kann zwei Herren dienen, entweder *ic.*, oder *ic.* Wie sollte es nun einem ungarischen Professor möglich sein, in sich selbst zweierlei Rechtseiten, die sich den Rücken kehren, als Gesinnung in sich zu tragen? Als Gesinnung nicht, und darum auch nicht als Lebensreiz, als Thatenregung — höchstens Formelwerk, Gedächtnissache, Anwurf. Um aber den Geist einer Verfassung einem andern mittheilen zu können, muss er im Lehrer selbst vorhanden sein, als Lebenskraft, als Zeugungskraft und nicht als bloßes Bewußtsein, Einsicht und Verständnis. Wer unsere sächsische Gesinnung durch Lehre übertragen will in einen anderen, der muss sie auch im Herzen haben, und zwar als ein solches Herzens-eigenthum, das er nicht nur hat, sondern das auch ihn hat. Die Volksgesinnung ist die Model, nach der jedes Volk sich seine Verfassung und Gesetze zuschneidet, und um diese Verfassung und Gesetze zu verstehen und zu lieben, muss wieder aus der Volksgesinnung der eigentliche Commentar geschöpft werden. Die ungarischen Professoren haben nun diese unsere Gesinnung nicht, sie haben eine andere, die für uns eine fremde ist — was ihnen zu keinem Vorwurfe gereichen soll — aber einer Unterwerfung ist es gleich, wenn wir unsere Geister in den Unterdrück eines Fremdlings — zur Belehrung über eigene Gesetzgebung und Verfassung — ausschicken. Ein lutherischer Bube kann in einem Convente fremder Religionsgenossen seinen Katechismus ganz lernen, und, beim Austritt, auch ganz wissen — kann derselbe Bube aber in dem

Convicte eine lutherische Gesinnung bekommen? — So wenig, wie ein Jurist eine sächsische in einer ungarischen Schule. Unsere Juristen aber müssen, wenn es gut gehen soll, eigentlich, wenn es besser gehen soll, durch und durch Sachsen sein. Denn der Geist des Volkes in seinem Außenleben und Erscheinung, als Rechtsgesinnung, ist ihren Händen anvertraut, als Auslegern der Gesetze und Vertretern der Verfassung. Wäre einmal im Verlaufe der Zeit oben im Himmel — des Deutschthums Untergang in Siebenbürgen beschlossen, wozu es jetzt weniger als je den Anschein hat — so würde dies am sichersten erreicht: erstens durch Absonderung vom deutschen Mutterlande und zweitens durch Hingabe an fremde Lehrer in der Bildung unserer Juristen. Hier: Abfluß der Gesinnung und dort: kein Zufluß mehr. Bis jetzt ist noch nichts verlautet von einer Absicht der ungarischen Professoren, unsere Juristen in der Gesinnung zu entdeutschen und zu vermagnaren. Wir lebten ja friedlich und es hielten die drei Hände der Union fest ineinander, bis die Sprachfrage aus dem Pfeifenkopfe eines überspannten Kopfes oder Müßiggängers, als Kohle, darauf fiel. Wir sind kälter gegeneinander geworden, und der von der allgemeinen nationalen Gleichgiltigkeit vielleicht gleichfalls ergriffene magyarische Lehrer braucht unsere sächsischen Juristen nur gleichgiltiger zu lehren, nur so obenhin, und nicht *con amore*, so wird eben dadurch das Schwert stumpf gemacht, womit die deutschen Interessen vertheidiget werden sollen. Es braucht dies nicht Absicht, nicht Plan, nicht Berechnung zu sein, so hätte es schon diese Folgen: erst, wenn der Professor in jedem Juristen einen deutschen Vertreter erblickte, die der Magyaromanie umso förderlicher sein würden, je weniger zum Widerstand geeignet sie erzogen und gebildet würden.

Aber einer solchen Annahme böshafter Absicht bedarf es nicht, um zwischen uns und über uns antimunicipale Ansichten — eine undeutsche Gesinnung zu erzeugen. Die Lehre über unsere Gesetze und Verfassung thut es wohl alleine nicht — eine noch viel größere Gewalt übt auf das Gesinnungsleben unserer Juristen das Leben selbst unter einem fremden Volke, unter einer fremden Verfassung aus. Mag auch das Magyarenthum die Unwehrhaftigkeit der sächsischen Nation in seinen Juristen nicht planmäßig betreiben und zu erreichen wünschen — der tägliche Anblick einer Scheidewand zwischen Herren und Knechten höhnt, durch die Täglichkeit des Anblicks, das davon beleidigte sächsische Auge aus. Man gewöhnt sich daran, man findet zuletzt Verhältnisse, die doch unserer Verfassung zuwider sind, als natürlich, und insoweit man auch gerne ein Herr, d. h. im Rechte über seinesgleichen sein möchte

- - sogar wünschenswert. Wer daher seine Verfassung von einem Lehrer lernet, der für sie kalt ist: wer seines Volkes Gesetze unter Umständen erlernt, die ihn dafür nicht warm machen, wer in einem fremden Volke zur Mündigkeit gelangt, der den nationalen Sachsen von sich stößt und nur den Ansturmenden liebkoset und herzet, wer seine Geistesblüten unter anti- und undeutschen Befruchtungen entfaltet, wer in fremde Sitte, Gebräuche, Ansichten und Gewohnheiten sich hineinlebt, wer sich in eine fremde Sprache, zu diesem allem, noch tüchtig einbürgert — — der ist auf dem halben Wege, ein ganzer Ungar zu werden, und dadurch aufzuhören, ein Sachse zu sein. Denn er bringt nach Hause eine Zunge, der die fremde Sprache, Gewohnheiten, denen die fremde Sitte, ein Herz, dem die fremden Gefühle, einen Kopf, dem die fremde Ansicht, eine Lebensart, der das fremde Leben, — — gang und gäbe, eigen und geläufig sind. — — Die Einflüsse, die auf den zu werdenden Juristen eindringen, haben eine überwältigende Kraft. Was setzen wir also diesen Einflüssen entgegen? welches Gegengewicht hängen wir an den andern Hebelarm? — Noch ist's nur ein Wunsch, ein Sternchen von Hoffnung. Was ist's denn also? Ein späterer Besuch der außersächsischen Lehranstalten, wenn in eine sächsische Rechtsschule die Wurzeln deutscher Gesinnung bereits hinlänglich erstarrt sind!

Einstweilen und bisher haben wir von der Aneignung unbürgerlicher Rechtsmaximen vieles zu leiden gehabt und verdanken wenigstens einen Theil unserer Rechtsunsicherheit demjenigen Advocatengeiste, der seine Ehre darinnen sucht, die ungerechten und darum auch verzweifeltsten Proceßse — über ein Menschenalter hinaus zu verlängern, was keinem Volke des Landes so zuwider sein kann, als dem Sachsen, der schlechtweg ein Gewerbsmann, dem Credit und schnelle Rechtspflege Lust und Wasser sind. Wer diese Kunst der ewigen Proceßse gelernt — bewundert, belohnt und geachtet gesehen hat, mißbrauchte sie umso leichter, je mehr im Volksbewußtsein selbst der Selbstsinn und das Selbstsein unter Umständen eingeschlummert waren, die wenige Eigenschaften hatten, ihn wach, munter und lebendig zu erhalten. Die letzten Fechter sind gewöhnlich die ärgsten Käufer; ihnen scheint ihr Ruf in der Friedfertigkeit zu verlieren, ihre Kunst will statt der verweltten immer frische Vorbeerfränze um die Schläfe winden. Ein Haudegen und Raufbold sucht die Gefahr auf, weil sie nur für einen andern eine Gefahr ist, für ihn selbst eine Gelegenheit zur Vitézség. Ein solcher berühmter Schlächter, der alle seine Gegner zu Boden schlägt, mag dieser der Beleidiger oder der Beleidigte sein — das Recht soll ja nicht entscheiden, sondern, wie im ungerechten Proceßse, die Gewandtheit —

findet denn seine Bewunderer, seine Verehrer, auch seine — Nachahmer. Ein solcher Advocat — ungerecht, halbsbrecherisch — glücklich und bewundert, gibt ein verführerisches Beispiel für die nachkommenden Advocaten und säet durch dasselbe ins Leben und Bewußtsein seines deutschen Volkes undeutsche Gesinnung und fremdes Wehen. Je schlechter die Zeiten, je häufiger die Processe, in jedem aber auch eine Partei, die Unrecht hat. Die ungerechte Partei ist aber die bestzahlende — der ungerechte Advocat also der bestbezahlte. Was macht dies für einen Eindruck auf das Gemüthsleben, auf die Gesinnung des Volkes? — Schweigen ist Reden — und Nichtsagen ein Hilferuf.

Palliative.

Diese traurigen Erfahrungen sind gemacht — die Creditlosigkeit ist vorhanden — eine Quelle des Erwerbes ist nach der andern versiegt — der sächsishe Wohlstand liegt, wie ein Schwindstüchtiger mit Wangen, die eingefallen sind, und auf denen die Röthe als Ironie sich zeigt, als widriger, wehmüthiger Anblick da — Hilfe schien allen vonnöthen — Arznei dringendes Bedürfnis. Viele beredte und warme Herzen suchten in Palliativen das Heil und Rettungsmittel. Als solche sind angerühmt und vorgeschlagen, zum Theil auch angenommen worden: Wechselgerichte — Grundbuch — Leihhaus und die Sparcassen. Ich kann ihren ausgemachten Nutzen nicht leugnen, aber zugleich darf ich's nicht verhehlen, daß ich sie, als Palliative, nur ins zweite Glied meiner Zuversicht und Hoffnung stelle. Sie kommen mir eben vor, wie der Dienst eines Regenschirmes, den jemand in einem Zimmer zum Schutze gegen eindringenden Regen aufspannt, weil — das Dach voller Löcher ist. Er thut's ja — aber das Dach stopfen, wäre doch besser. Diese Gegenstände einmal in unseren Kreis der Berathung gezogen, muß ich nun schon näher betrachten, aber, weil die Zeit drängt, nur berührend, wie eine flüchtige Schwalbe, die über einen Fluß segelt, daren nur die Spitze des Schnäbchens taucht.

Von Wechselgerichten ist dormalen vielfach die Rede im Lande und fürs Land. Ungarn hat sie bereits eingeführt. Ich zweifle nicht daran, daß solche Anstalt zu vermehrter Rechtsicherheit führen wird. Zur Überlegung des Ob? und Wie? werden unsere Landesstände weniger Zeit als Ungarland brauchen, da das Dafür und Dagegen schon in Preßburg besprochen worden ist, und bei der Ähnlichkeit beider Verfassungen läßt sich die Anpassung für hiesiges Land ohne Schwierigkeit bewerkstelligen. Unsere Obliegenheit wäre überdies die, in Ungarn nach der Veröffentlichung gemachte Erfah-

rungen zu Verbesserungen zu benützen. Nun meine Ansicht: Wechselgerichte sind ein Forum extraordinarium zwischen Kaufleuten von Profession an ihrem Orte, als allgemeine Proceßnorm zu verwerfen. Wir Sachsen hätten der Wechselgerichte eigentlich am wenigsten vonnöthen, da unser Gesetzbuch Bedingungen der Rechtsicherheit genug in sich hat. Die dermalige Creditlosigkeit unter den Sachsen liegt nicht in der Mangelhaftigkeit des Gesetzbuches, sondern in der Nichtachtung seiner Vorschriften und deren schlechter Anwendung. Das Sachsenvolk hatte in seiner Handelsblüte, wo es der theilweise Spediteur des Welthandels war, wo sein activer Handel nach Egypten und in die Ostsee reichte — demohnachtet kein Wechselgericht; die Statuten reichten aus — denn, waren sie auch noch nicht gedruckt, sie lebten im Herzen, als Gesinnung, im Volke als Rechtsachtung und Rechtsfreundschaft. Dazu: ebensowenig die Erbauung eines ständischen Saales in einem reinmonarchischen Staate die Volksvertretung ins Leben ruft, sondern umgekehrt: Wechselgerichte erzeugen nicht den Handel, sondern der Handel die Wechselgerichte. In Ungarn ist es etwas anderes. Der Hauptstrom Deutschlands strömt durch seine gesegneten Gauen, und der Weg über die Landenge bei Suez, die Englands Beharrlichkeit dem überstürmten Pharao abgetrozt hat, stellt Ungarns Firma einst in den Vordergrund. Gelingen endlich die Expeditionen auf dem Euphratus, so stellt sich der alte Karawanenzug wieder her; der ungarische Adel, verschmäht er Elle und Wage nicht, geht in seinen Enteln einer glänzenden Zukunft entgegen, dem Reichthume eines venetianischen Nobilismus, wenn er das Bürgerthum oder den Gewerbsstand mehr begünstiget als bisher. Siebenbürgen hingegen, ferner liegend, hätte zwar auch seine Maris und den absatzreicheren Altfluß — doch ich verliere mich zu weit. Siebenbürgen wird an diesem Welthandel nur dann einen erklecklichen Theil haben, wenn dem Warenzuge die Donau her und hinauf der Weg durch Kriege verlegt ist, daß alsdann die indischen und chinesischen Waren, dieser Richtung gewöhnt, durch unser Land einen Umweg machen müssen. Bis nicht der Altfluß vor allem und die Maris von Handelsschiffen wimmelt, könnte man den Antrag auf allgemeine Wechselgerichtsordnung billigerweise vertagen. Wozu ein neues Loch in unsere Gesetze, die scharf genug sind und voller Humanität, um sich, ohne daß es ein Handelsbedürfnis ist, ein unbarmherziges Gesetz aufzuladen, das ein eigentliches Standrecht ist, wo man dem Schuldner nur so viele Tage zur Zahlung läßt, als einem Galgenvogel zur Rettung seiner Seele. Bedächten nur unsere Richter, und wäre es allen und allezeit klar im Bewußtsein, daß an ihren Lippen

nicht allein die einzelne Entscheidung, sondern darinnen die Ehrwürdigkeit der Gesetze überhaupt und die Glaubwürdigkeit unseres Volkes hienge — die Statuta reichten noch immer aus. Daher ich immer und immer die besseren Zeiten für unsere gesellschaftlichen Zustände nicht einseitig in äußerlichen Einrichtungen, sondern in der innern Wiedergeburt suche. Die Rüstung machet den Helden nicht — sondern der Muth, die Kraft und die Kunst.

Die Grundbücher wollen dem Gläubiger das Vorhandensein einer Hypothek ausweisen, sowie auch sein Recht auf Befriedigung daraus. Kronstadt, als die erste Handelsstadt, gieng voraus. Für das übrige Sachsenland sind sie gleichfalls angeordnet, in Städten und Märkten gewissermaßen auch bewerkstelliget worden. Dermalen garantieren unsere Grundbücher wenigstens so viel ich weiß, eigentlich nur die Häuser. *) Denn vom Hattertbesitzthum ist noch kein Ausweis vorhanden. Der Schuldherr läßt das Ackerland, welches der Schuldner angibt, in die Obligation schreiben und diese Obligation protokollieren: das ist alles! Wie nun, wenn dieser Schuldner dieses Ackerland entweder verkauft oder nie bebesen hat? Wo ist da Sicherheit? Solche Fälle habe ich erlebt, auch das habe ich erlebt, daß die verpfändeten Ländel größer vom Schuldner angegeben wurden, als sie sich befanden. **) Wo ist da wieder die Sicherheit? Grundbücherliche Versicherung ist nicht bloße Inprotokollierung! Ein Grundbuch ist ein Buch, wo aller Landbesitz mit dem jeweiligen Besitzer verzeichnet ist. Sollen die Grundbücher bei uns zur Wahrheit und eine sichere Stütze des Crediten werden, sollen sie mehr als Name sein, was die Zeit und Schwäche liebt, so gehören als Ergänzungen dazu:

1. Ein gutes Gericht, von dem oben schon die Rede war.
2. Eine zuverlässige Ausmaß der Grundstücke und
3. ehrliche Schatzmänner.

Sparcasse — Leihhaus — Versicherungsanstalten erlaube man mir zu übergehen, sonst komme ich nicht ans Ende.

Ohne gute Rechtspflege kann eine Verpfändung immerhin ausgewiesen sein. Ist auch die Schuldforderung sichergestellt — wenn man nicht zur Auszahlung gelangt, was nützt das Grundbuch? Nur die Hälfte dessen, was es nützen sollte und könnte. Auf unsern Proceßgang läßt sich ein Märchen anwenden, womit man die Kinder zum Schläfe bringt und folgendermaßen lautet: „Es war einmal ein Hirte

*) In Kronstadt auch andere liegende Gründe.

**) In Kronstadt sind alle Feldgründe mit der Quadratflaster gemessen, numeriert und in die Grundbücher eingetragen.

von 100 Schafen. Mit diesen hatte er eine Gegend abgeäht und jenseits des Flusses auf dem Uferlande nickten viele Blumen, klein und groß, und Wohlgeruch wehte der Wind herüber. Dasselbige Wasser ist zum Durchwaten zu tief und zu scharf. Er treibt also seine Herde zur einzigen Brücke. Diese ist eine Stunde lang und so schwach, daß immer nur ein einziges Schaf sich darauf befinden darf. Er treibt also das erste Schaf auf diese Brücke, welches hinüberzieht, so nach einer Stunde noch ein zweites und drittes. Eben ist's am vierten. Nun setzt sich der Hirte nieder, um die Stunde zu rasten, bis dieses seine Straße auch vollendet habe. Wir wollen uns gleichfalls derweil in Geduld geben. Schlafet derweil, ihr Kinder, oder seid wenigstens im Bettchen ruhig, daß ihm kein Lämmchen erschrecket! Wie leicht könnte es herunterfallen und ertrinken; denn diese Brücke schaukelt stark und hat kein Geländer. Wenn alle Schäfchen drüben sind, wecke ich euch schon auf und erzähle dann weiter.“ Diesem Kindermärchen gleichen bei aller Ausweisung im Grundbuche unsere Proceßzüge dermalen oft und oft. Bis der Gläubiger seine Schäfchen aus dem abgeähten Beutel des Schuldners wieder auf sein jenseitiges Ufer, über die fatale Brücke und Passage des Proceßes bringt, hat's gute und lange Weile. Denn, hat man auch das Deliberat in der Tasche, was hat man denn? — Kaum die Hälfte ist drüben. Denn ein Deliberat ist wohl doch nichts mehr als ein gerichtlicher Ausspruch, daß in der Obligation ein Rechtsanspruch wirklich gegründet sei. Das glaubte der Schuldherr auch früher. Er suchte ja nicht Erkenntnis allein, sondern einen Rechtszwang, eine gerichtliche Nöthigung zur Zahlung. Gibt diese das Deliberat? O nein; es ist nur eine Anweisung zur Anwendung einer gesetzlichen zwingenden Kraft. Um aber diese Kraft in endliche Bewegung zu setzen, braucht's in manchen Fällen einer Doppelung der Sohlen, bisweilen neben dem Sommerrock auch eines Winterpelzes. Wenn sich das Ding so lange verzieht, wo ist nun der Zwang, der diese Anweisung auf Zwang die Versilberung des Endurtheiles, die Leistung der Zahlung erzwänge? — Nun wo? Eben auch in der Machtvollkommenheit des Gerichtes. Der Zwang des Richters zur Execution ist in derselben Hand, oder: wer gezwungen werden soll, einen andern zu zwingen, ist zugleich auch der Zwingende. Gesezt, zu den 10 Schafen, die als Deliberat die Brücke passiert haben, kommt nicht einmal das erste Schaf als Anstalt zur Execution hinüber, was dann? was? — Man klage! Im Ernste? Sollte dieses wohl ein möglicher, nöthiger Fall sein! Wie? Sollte die Partei, die nur jetzt unter dem Richter stand, in den Nothfall kommen können, sich der erhabenen Person des Richters nun

gegenüberzustellen? Wohin kommt da die Würde des Amtes, die Erhabenheit der Stellung? Wenn es aber sein muß und nicht anders geht! Gut, gut, aber es ist gleichwohl schlecht für Amt und Partei.

Das Amt verliert den Heiligenschein: mehr sage ich nicht. Die Partei, die das Recht auf ihrer Seite hat, kommt aus dem Regen unter die Traufe.

So viel sieht jedermann ein, daß der bloße Richterspruch als Rechtskenntnis nur eine halbe Maßregel sei. Wie es nun gewiß ist, daß man nicht zum Ziele kommt, wenn man auf dem halben Wege stehen bleibt, ebenso gewiß ist es, daß ein Deliberat ohne Willfährigkeit in der Execution den Endzweck der Thätig nicht erreicht. Es ist Blindkuh gespielt — ein Spiel, wo aber niemand froh wird. Sieht sich die Partei in der Nothwendigkeit, durch Klage und Beschwerdeführung eine Anweisung sich zu verschaffen, die erste Anweisung auf Zwang in Vollzug endlich zu setzen, so ruht ja die erste Anweisung derweil in Frieden, bis diese zweite anlangt und erwirkt ist. Es hätte dieser Sprünge nicht noth, wäre der gute Wille und die Einsicht in die unendliche Wichtigkeit dieses Berufes auf Moral und Wohlstand in jedem Richter und Beisitzer gleich lebendig. Ich weise auf niemand im einzelnen und meine Zeigefinger habe ich gerade jetzt, auf Ehre, in der Tasche. Ich verdürbe ja mehr damit, als ich nützte. Zu beklagen ist es aber, daß wir so sehr an Willensschwäche leiden, beinahe als ob wir schliefen. Wäre es doch ein erholender Schlaf der Freiheit einer wohlthätigen Krisis gewesen! Gebe Gott, daß wir als neue Menschen erwachen, neugeboren nicht in Formen, die todt sind, als im Geiste, der lebendig macht. Grundbücher und Wechselgerichte sind wohl für den Handel und Credit — Fahrwasser und Segel. Das beste Grundbuch ist die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit im Grunde des Herzens und das benöthigteste Wechselgericht ein Wechsel des Gerichts. Wenn wir das Wohl, die Ehre des Volkes wollen, wie wir sagen, so lasset uns thun ein jeglicher, wie es ihn innerlich treibet, sein Amt in Rechtschaffenheit. Diese Sonne ist der wahre Volksfreund, der klug, gut und mächtig ist. Scheinet die Sonne der Gottesfurcht in den Herzen helle und warm, so dienen Leihhäuser und Sparcassen allerdings zur Sparsamkeit und Sicherheit des Erwerbes, sie sind im Verkehr ein gutes Wagenschmier an der Handelsachse — scheint aber die Sonne der Gottesfurcht im Rechtsbewußtsein nicht, so ist die Wärme und das Licht der Leihhäuser und der Sparcassen nur ein Kohlenfeuer im Windofen, nur das Licht von einer Thranlampe.

Christliche Anstalten.

Christliche Anstalten: Vermögen erschafft der Erwerb; Erwerb ruht auf der Rechtsicherheit; Rechtsicherheit ist bedingt durch die Rechtspflege. Diese hängt ab vom Gerichtspersonale. Diesem gibt die Schule das Schrot, die Kirche das Korn. Wenn diesen Schlüssen folgen die Wahrheit nicht fehlt; so folgte hieraus als Schluss der Schlüsse, daß, wer der Welt wohl wolle, diesen zuvor wohlgewollt haben müsse. Denn es scheint, als läge alles Wohl in den Händen der Schule und der Kirche. Die Schule ist die Kirche der Kleinen; die Kirche ist Schule für die Großen. Das Christenthum ist ein Edelreis, auf den Wildling des natürlichen Menschen gepfropft. Der alte Adam treibt aus der Wurzel immer neue Wildschossen, am wilden Stamm neue Augen. Die christliche Obrigkeit — die Rechts- und Schutzanstalt des Staates — hat den Ziegen zu wehren, daß ihre Zähne dem Baume nicht das Leben rauben: sie hat dem Frevler zu wehren, daß kein böses Herz die edlen Zweige zusammenbreche; sie wird der Art des Unverstandes wehren, daß der christliche Baum nicht gefällt werde. Dies zu verhüten, hat der Staat den Kirchen- und Schulbaum, d. i. den Baum des Christenthums, mit Gesezen umzäunet, und die Sorge als Schirmvogt übernommen. Die christliche Geistlichkeit aber wird in ihrem Berufe sein, wenn sie als Gärtnerin in der Baumschule des Lebens die jungen Wildlinge immer neu mit dem Evangelium pflropfet — die Raupen zerstöret, welche die Blüte fressen, diese Hoffnungen der Weltverbesserung, deren Inbegriff das Reich Gottes ist — sie wird die kranken Bäume heilen, die Wasserschossen abschneiden, die Wurzeln in Tragkraft setzen, das Erdreich lockern und vom Unkraut reinigen u. s. w. Gott aber, der Herr sowohl des Gartens als der Gärtner, läßt scheinen seine Sonne und gibt Regen, Segen und Ernte zu seiner Zeit. Von ihm, dem Vater des Lichtes, kommt alle gute und vollkommene Gabe, wenn wir ihn darum bitten, so wir des doch alles nicht wert sind.

Kirche und Schule sind also zur Herstellung und Erneuerung des Bildes Gottes in uns und dadurch auch der Welt und ihrer gesellschaftlichen Zustände — förmlich berufen. An ihren Bemühungen ist's gelegen, auch das untergegangene oder geschwächte Rechtsgefühl im Volksbewußtsein wieder aufzuwecken und zu beleben, nachdem die Rechtsunsicherheit, welche die französische Revolution in ihrem Gefolge mit sich brachte, dasselbe untergraben hat. Die Kirchen aber, gleicherweise auch die Schulen, sowie auch alle übrigen christlichen Anstalten, haben an ihren äußeren Mitteln, an ihrem Vermögen, so gut eine Schmälerung

gelitten, als das Privatvermögen jedes einzelnen. Nur ist der Verlust bei ihr bedauerlicherer, als bei einem Privaten. Denn sind auch durch den Geldabschlag viele reiche Privaten arm geworden, sie, wenn sie leben, oder ihre Kinder, werden sich den Verlust leichter ersetzen. Denn der Lebende hat Hoffnung. Hingegen die Kirchen, die Schulen, die frommen Stiftungen, die Anstalten zu edlen, menschenfreundlichen Zwecken, Waisenhäuser, Spitäler u. s. w., mit einem Worte, die christlichen Anstalten — wie werden sich diese die erlittenen Geldverluste, die eingebüßten Geldkräfte ersetzen? — Auch ihre Capitalien sind auf 8 Procent gefallen. Ihre Wirksamkeit ist doch bedingt von ihren Mitteln! Es verhalten sich aber ihre dermaligen Kräfte zu der früheren, die Wirksamkeit von jetzt zur Wirksamkeit von früher wie 8 : 100, d. h. sie haben gleichfalls um 92 Procent verloren. Wären diese Anstalten im Besitze ihrer vollen Mittel, ständen ihnen die alten Capitalien in ungeschwächter Kraft zu Diensten, wie gut käme ihre volle Wirksamkeit dem größeren Bedürfnisse der Zeit, der Noth der krankeren Gegenwart zustattet! Die Gefinnungen der Menschen, der Zeitgeist, befindet sich wie ein Schiff auf dem Meere der Welt, mit zerrissenen Segeln, zerbrochenen Rädern — nur der Compaß der Kirche ist recht. — Der Mangel an gewöhnlichen Bedürfnissen macht die Mannschaft meuterisch — ein Blutbad unter dem Schiffsvolk ist wahrscheinlich, dann das Grab in den Wellen gewiß; — bei diesem Zustande der Gefinnungen hätte nur die Kirche ihre verlorene Kraft, ihre eingebüßten Mittel — wie würde sie dem Dampfkessel ein vermehrtes Feuer geben, die Schaufelräder würden brausen und am Schlepptau führte die rettende Kirche den rettungsbedürftigen Staat aus Noth und Gefahr, aus Tod und Verderben. So aber bläst sie umsonst in die Handvoll übriger Kohlen, sie kann nur klagen und — beten. Sie hätte, reich geblieben, Unterstützung gewährt, nun arm geworden, muß sie betteln, um nur sich das Dasein als äußere Anstalt, als Gefäß zu erhalten. Die Kirchenfonds, die Schulfonds, die Fonds der Waisen, der Siedchen, des Alters, der schullos Verarmten &c. &c. sind theils geschmälert, theils eingegangen, theils liegen sie im Stadium des Federlesens. Glaube, Liebe und Wissenschaft sind in ihrer Idealität freilich jedem Geldwechsel und Geldabschlag entrückt und enthoben. Ideen fliegen, wie Adler bei Regenwetter, über die nässenden Wolken hinauf in die oberen Regionen des Sonnenscheines, der Himmelsbläue, der ewigen Klarheit. Wollen aber die Ideen der Sterblichen helfen, so müssen sie das Kind der Welt, das Fleisch der Wirklichkeit anziehen, eine irdische Erscheinung werden, wie der ewige Rathschluß Gottes, der Logos, in Jesu

Christo, im Fleische erschien. Gotteswort und Gottesgeist bedarf eines irdischen Leibes, eines Organes ihrer Thätigkeit auf Erden, auf die Erde. Einen Einfluß auf die Welt kann die Idee und Aufgabe der Kirche nur als äußere Anstalt, als irdische Einrichtung haben. Der himmlische Zweck kann der irdischen Mittel nicht entbehren. Soll die Kirche mit Kraft und Muth, wie Simson die Philister, die Kinder des Unglaubens und Aberglaubens erschlagen, und die Kinder Gottes schützen, also: dem Bösen steuern und des Guten pflegen, so müssen da Knochen und Sehnen, Arme und Beine sein. Ohne Gliedmaßen ist man auch stark und muthig; was nützt Muth, was nützt Kraft? Wie kann also Schule und Kirche leiblich wirken, fehlen ihr die Mittel? — Die Barmherzigkeit kann die Kirche haben; aber von der bloßen Barmherzigkeit wird kein Spitäler satt — — die Lehre kann sein: von was lebet aber das Maul, welches lehren soll? — — Das Evangelium ist da; wenn nun aber der Diener des Wortes nicht zu leben hat! Der Glaube ist und die Wissenschaft; wenn aber der Schulmeister schlechter bezahlt ist als ein Hirte! — Das liegt nur am Mangel der Geldmittel. Reichlichere Mittel können unter dem sich anbietenden Personale eine bessere Auswahl treffen: das Genie, das Talent, das geeignete Individuum wird für diesen Beruf, für diesen Dienst gewonnen und dabei festgehalten, wenn die christlichen Anstalten ihm dieselben Kränze, dieselben Früchte bieten. Wie mancher Bauer geht hinter dem Pfluge, der aufs Ratheder gehört, und wie mancher Pfarrer steht an einer Stelle, wohin er nicht gehört. Die christlichen Anstalten, ich will nur Kirche und Schule nennen, fehlten nicht die Mittel, wären imstande, den Mann für den Dienst zu suchen, während die Verarmten den nehmen müssen, der sich dazu entschließt. Was hat die Jesuiten zur Weltmacht erhoben? Der Grundsatz: Jeden an diejenige Stelle zu setzen, zu der er einen inneren Beruf hatte, zu was ihn die Natur erschuf? —

Eben, weil die Welt im Argen liegt, muß dem Lehrer der Jungen und Alten durch Wegnahme der weltlichen Sorgen, durch Befriedigung sogenannter gemeiner Bedürfnisse, durch Verschaffung einer unabhängigen Stellung in der Welt — für seinen Beruf — Liebe und Freundlichkeit des Geistes verschafft werden. Der Kranken und der Krankheiten sind viele. Jetzt braucht das Sanitätscollegium viele Helfer und Helfershelfer und die Apotheker der Seele müssen, wo sie hingreifen, volle Ladel, volle Büchsen und Flaschen haben. Gerade jetzt aber, wo Seelenübel epidemisch grassieren, ist die Hauptheilanstalt ohne hinreichende Mittel. Wie sollen sich diese christlichen Anstalten, die

Kirche, nun ihre erlittenen Verluste, die eingebüßten Mittel der erforderlichen Wirksamkeit wieder ersetzen? — —

Ihr Vermögen, ich meine das weltliche, irdische, die Geldmittel, bildete und entstand aus den Gaben ganzer Jahrhunderte, aus Vermächtnissen frommer Begeisterung, heißer Liebe zur erkannten Sache Gottes, aus Ersparnissen der Gottesfurcht, die sich die Gabe vom Munde abbrach, die ihren Kindern, ihrem Blut, den Bissen entzog, um damit ihrer Seele die Erlösung, die Vergebung, das Himmelreich zu erkaufen. Ob diese Vorstellung in dem Aberglauben wurzle, steht noch dahin. Wo ist nun dieser Sinn? wo diese Ansicht, wo diese Kraft? Theils ist dies alles gestorben, theils unkräftiger geworden. Noch lebt aber der ewige Keim in jeder Menschenbrust, er wird, wie das verwesende Weizenkorn, auch eine Zeit der Wiederbelebung haben: Christus, von der Welt verkannt oder unerkannt, darum verspottet und gekreuziget, und von der Welt noch im Grabe behalten, wird auch für unser Zeitalter seinen Auferstehungsmorgen, seinen Ostertag haben. Noch weinet die glaubende Maria und die liebende Magdalena am versiegelten Grabe. Die Sache der Kirche scheint verloren. Der weltliche Rüsttag ist aber bald vorbei. — — Die Glaubensfahne, die Siegesfahne wird sich wieder entfalten — bald — und wieder wird sie in der Höhe als Standarte der Menschheit wehen! Die Witwen werden ihre Scherflein wieder in den Gotteskasten legen u. s. w. Wäre aber dieser Zeitpunkt der Himmelsliebe und der Weltverachtung auch schon wieder da: Jahrhunderte müssen erst an aussterbenden und sich ersetzenden Geschlechtern vorübergehen, bis aus den einzelnen Einlagen die alte Capitalsumme sich wieder sammelt. Nun ist aber dermalen nicht nur in dem frommen Sinne und in der thätigen Huldigung fürs Kirchengut, sondern auch in den Vermögensumständen der Gläubiger die Ebbe eingetreten. Wäre die Mildthätigkeit gleich geschäftig wie in den alten Zeiten, so stehet dermalen dem frommen Sinne weniger zugebot. Wenn früher etwa die Frömmigkeit ein Procent ihres Vermögens auf den Altar legte, so betrug dieses Procent von einem Vermögen von 1000 fl. gerade 10 fl. Nun das Vermögen auf 80 geschmolzen ist, beträgt dasselbe Procent nicht mehr als 48 fr. Welches ablaufende Verhältniß, bei gleichem Willen die ungleichste Wirkung! Hätte die Mildthätigkeit zur Gründung ihrer Stiftungen von der Reformation bis 1800 einer Zeit von 300 Jahren bedurft, so bedürfte sie jetzt, wenn sie in dem Verhältniß ihrer Gaben sich gleichbliebe, eines Zeitraumes von 3750 Jahren. Sollen unterdes die Talente der Armen aus Mangel an Unterstützung dem Staate, der Kirche, dem Volke, der Welt und dem

Himmel verloren gehen? — Sollen die eingegangenen Convicttische der Mittellosen so lange ungedeckt bleiben? sollen bis dahin unverschuldete Arme unter den Zäunen vergehen? soll dem im Schuldienste oder Kirchendienste unverforgt gebliebenen und untauglich gewordenen Gottesdiener kein Scheit Holz für seine zitternden Glieder, keine schwarze Suppe für seine hinterlassene Witwe und Waisen verabreicht werden? — sollen die Nachkommen einst blühender Geschlechter, die ehemals, als ihre Familie im Wohlstand war, Kirche, Schule und Siechhäuser 2c. 2c. unterstützten oder begründeten, nicht einmal ein A-B-C-Buch zum Lernen erhalten? sollen ihre Nachkommen, die Nachkommen der Volkswohlthäter, als verschämte Hausarme keinen Bissen Brod im Mangel, keinen Wärter in der Verlassenheit, keinen Strohsack auf das Sterbelager erhalten?

Schon die Reformation riß unter uns Sachsen der heiligen Kirche die Ehrentleider zu Fetzen vom Leibe. Hätte man sie dem trägen Genuße auch mißgönnt, warum verwendete man sie nicht auf den Fleiß und die nützliche Verwendung? für Arme, Hilfslose u. s. w. — Was hat die Welt denn davon gewonnen, daß sie eine Kirchenräuberin ward? Wenn die weltlichen Machthaber jener Zeit dem Mißbrauch das Gut abgenommen und dem rechten Gebrauche zugetheilt hätten, also daß alles der Kirche geblieben wäre, was ihr nach göttlichem und weltlichem Rechte gebührte — wie schön und herrlich stünde sie da und ihre schmutzigen Hände, die ihnen aus dem Grabe herausgewachsen sind, würfen keinen Schatten auf eine Sache, die reiner nicht sein kann, und erzeugten keine Schamröthe auf den Wangen derer, die allein darüber zu erröthen haben? Die Nationalfürsten mögen freilich manches verschlungen haben, der türkischen Hyäne mag freilich manches Kirchengut vorgeworfen worden sein, um das Volk zu retten — was an weltlichen Händen hängen blieb, von dem schweige ich. — Es ist vorbei; aber einen großen Fehler begiengen die Alten darinnen, daß sie drein einwilligten, die übrig gebliebenen oder die entstehenden Schätze der Kirche auf Geld zu gründen, statt die Wirksamkeit der Gaben für Menschen und Gottesliebe auf den ewig dauernden Grund und Boden, auf liegende Feldstücke zu basieren! Die Zeit und ihre Unfälle hätten wohl auch hier Eintrag thun können, aber die Kraft und Wirksamkeit dieser Gaben wäre doch nicht von 1000 auf 80 gefallen. Der h. Vater in Rom, von dem ich bedauern muß, daß er keinen weitem Mantel hatte, läßt sich vom Staate, mit dem er concordiert, bei Stiftung neuer Bisthümer ihre Rente nie auf Staatspapiere anweisen, da muß schon in die Dotationsurkunden Grund und Boden kommen. Klug und nothwendig! Wäre nur die Erfahrung der Ver-

gangenheit, die Klugheit der Gegenwart für Protestanten eine Lehrerin der Zukunft!! freilich in manchen Stücken nur ein Mantel nach dem Regen — die Vorsorge des Mantels wäre ja aber doch gut bei einem künftigen Regen.

Wo ist aber die Möglichkeit gegeben zur Verbesserung der Vergangenheit, die Aussicht einer Restitutio in integrum? — Hier nicht und da nicht, auch an vielen andern Orten nicht. Soll der Schaden ersetzt werden, den die christlichen Anstalten erlitten haben, so kann die Ersetzung des Schadens nur von dem erwartet werden, dem diese Opfer zugute gekommen sind. — Doch nicht etwa vom Staate? — von wem denn? — Die Kirche, das Christenthum, die Anstalt Gottes kann es im Namen der Todten und Lebendigen verlangen, nichts mehr, nichts weniger als Ersatz. Fragt man, auf was ich diese Bevorzugung, dieses Mehrrecht und Vorrecht der Kirche und nur für sie allein begründe? — Nun, auf sie und ihr Wesen selbst! Denn allen Gläubigern kann es der Staat nicht ersetzen; Privaten mögen sich es selbst ersetzen, diese Anstalten können dies aber nicht. Wenn es der Staat der Kirche ersetzt, kommt der Ersatz dem Himmel und der Erde zugut und der Staat selbst zieht den besten Nutzen daraus. Ich rufe ja nicht einen menschlichen Richter, ein menschliches Recht oder Gesetz an: ich rufe diejenige Gerechtigkeit an, die vor Gott gilt, ein Recht, das der Finger Gottes geschrieben hat in unsere Herzen. Wie es Gesetzschulden gibt, auch Ehrenschulden, so gibt es auch, außer diesen und über diesen, auch — Gewissenschulden. Solcher hat das Christenthum an den Staat zu fordern. Hat Frankreich, wo man am Sonntag in den Straßen pflastert und wo am h. Pfingsttage auf dem Dache der Zimmermann die Marseillaise singt, doch Religiosität genug gehabt, eine Milliarde Franken zur Entschädigung des Adels zu zahlen, warum sollte ich nicht ebensoviel oder mehr Religiosität von einem christlicheren Staate voraussetzen dürfen!! Frankreich wollte die Aristokratie mit dem neuen Zustande der Dinge, der ihm die Besitzungen seiner Väter, die Schlösser seines Ruhmes, den Boden der Erinnerung gekostet hatte, durch Wiederersatz ausöhnen und mit dieser Weisheit hat die Regierung den Krater der Revolution verschüttet. Oesterreich, das fromme, dem Gott die Unterthanen treu und ausdauernd erhielt, benöthiget keiner Milliarde zur Versöhnung mit der Revolution — aber groß und edel, weise und gerecht wäre eine Ausöhnung des Staates mit der Kirche, die ihre Mittel der Wirksamkeit zum Opfer gebracht hat: nicht mit den Institutionen des Geburtsadels, sondern mit dem Adel der Seele, den Anstalten der Veredlung. Es zahlet sie

nicht an die unruhigen Geister, sondern an die Geister der Beruhigung, an die Teufelsbanner und Exorcisten. Hat Frankreich für seine Klugheit einen Dank vom Adel zu erwarten; die kirchlichen Anstalten des Kaiserstaates werden ihn nicht schuldig bleiben. Hat der Adel Dank, hat die Kirche Segen. — Die, welchen die Milliarde zugute kam, werden vergessen oder sterben — die Kirche lebt ewig. Ohne Kirche kein Staat, wie kein lebendiger Mensch ohne Seele. Ohne Idealität, was ist die Realität? Was? was Frankreich war nach Abschaffung der Religion, Brutalität, ein Gesellschaftszustand, der damit anfängt, wo das Menschliche aufhört. Die Kirche hat ihre Zukunft für und für. Wer herrschen will, braucht den guten Willen in den Unterthanen und den Zwang und die Nöthigung außer den Unterthanen. Von beiden ist, als im allgemeinsten Ausdruck, ein Sinnbild: das Kreuz und das Schwert. Diesen guten Willen, diese eigene Unterwerfung unter das Gesetz und die Obrigkeit, oder den Gehorsam, die Unterthanentreue und Unwandelbarkeit der Pflicht gegen den Staat lehret die Kirche, und sucht sie im Herzen als Überzeugung, als Neigung, als Befehl und Willen Gottes zu gestalten. Sie hat eine Zukunft, wie sie eine Vergangenheit hat. Alles, was sie that, that sie zwar einem andern Herrn zuliebe, als Diener eines höheren Reiches — allein, was sie that, war immer ein Vortheil für den Staat. Die Sonne ist keine Dienerin der Erde — sie läuft nach einem höheren Willen, und doch erhält die arme, kalte, dunkle Erde von ihr Leben, Licht und Wärme. Wenn die Kirche vom Staate eine Rücksetzung in den vorigen Stand verlangt, wünscht sie dies, um dem Staate damit einen Gefallen zu erzeugen und darf, eben um dieser Uneigennützigkeit willen, mit Mutterstolz auf das sehen und zeigen, was sie dem Staate auch nur in den nächsten 40 Jahren für Wohlthaten erzeugte. Hat nicht sie in den verfloffenen und verhängnisvollen Jahren in der Brust jedes gehorsamen und todwilligen Soldaten mitgekämpft und mitgestritten? — Wer zeigte dem sterbenden Krieger, dem siegenden, wie dem besiegten, den Vorbeerkranz unter den Sternen? Der Himmel ward als Aussicht geöffnet in den unbeschreiblichen Drangsalen des Krieges auch da, wo der Staat keine Belohnung, keine Zwangsgewalt hatte! Wo und wer lehrt die Vaterlandsiebe? Wer bringt die Pflicht zur Einsicht und Überzeugung? Wer legt jeglicher Begeisterung die Grundlage, wer das Gefühl für Ehre? Wer predigte Geduld, Hingabe, Aufopferung, Hoffnung? Wer erregte unter den Völkern die Bewegung der Geister, daß sie bei Leipzig des Haders vergaßen und durch Eintracht siegten, wofür dankbar die Monarchen auf die Kniee fielen, weil sie wußten,

woher es kam. Der Geistessturm verblies die Napoleoniden, im tiefsten Grunde that's die geisterbildende Kirche, die unablässig und beständig eine Hüterin, Wärterin und Pflegerin der Seele ist. Damals erkannte die gekrönte Weisheit der Welt, was die Welt der Kirche zu danken habe, als derjenigen Anstalt, die eine Herrscherin der Geisterwelt sein soll und kann, weil sie am Thore des Lebens den Säugling auf die Arme nimmt, als zärtliche Mutter den Wanderer mit Ermahnung, Trost und Stärkung die ganze Strecke begleitet, den Todessehnsüchtigen abwischt und selbst die aushauchende Seele in ihre Gebete einschließt.

Die Wunden dieses mörderischen Krieges heilen allen wieder — nur der Kirchen Wunden bluten fort. In der Mitte einer verweltlichenden Welt, der eine idealische Richtung nach oben so von Herzen noththäte, sitzt sie da mit abgebrochenem Schwerte — von Hoffenden, Wirkenden und Erwerbenden umgeben — eine Trostlose. Der Staat behandelt sie als eine Unmündige — hat ein Unmündiger bei Einbuß die Schadloshaltung nicht am Vormund zu suchen, und hat nicht der Staat die Schirmvogtei übernommen? —

Österreich ist aus dem Abgrund größer und herrlicher emporgestiegen, ein Taucher, über dem die Unglückswellen brandend oben zusammenschlugen, der aber aus der Todestiefe lebensfrischer und mit Schätzen beladen ans Tageslicht und in den Glanz der Oberwelt emporruderte. Österreich ist gerettet und trägt die Palme und den Lorbeerzweig: ihm hat der Herr geholfen wie dem Lazarus in Bethanien, der schon roth. Todesrettung kam aus dem Geisterreich, vom Vater der Geister.

Wie danket nun würdig — weise und einzig der gerettete Staat dem rettenden Gott? — Nur durch Erhaltung derjenigen Kraft, deren Wirksamkeit er an seiner Rettung erfahren, durch Ersetzung der eingebüßten Mittel an die christlichen Anstalten, deren Inbegriff die heilige Kirche ist. Solcher Dank gebühret den Altären: er gesiele dem Herrn wohl! Gott allein die Ehre! —

Zweite Abtheilung.

Die Verarmung.

Grund und Boden.

Die Leute sagen: das Land verarme. Wie ist's auch anders möglich? Denn, wer fortwährend mehr ausgibt als einnimmt, kommt

sicher an den Bettelstab. Das lässt sich ja an den Fingern abzählen. Wer z. B. 1000 fl. ererbt, erarbeitet, gefunden oder gestohlen hat — das sind ja so ziemlich alle Titel, unter denen man zu Vermögen kommt — und zu diesen 1000 fl. nichts mehr hinzuthut, würde sein Lebtag damit genug haben, wenn er nichts davon verthäte. Weil aber dieses nicht geht, so wird diese Summe von Jahr zu Jahr kleiner, und, wenn seine Ausgaben jährlich 100 fl. betragen, ist er mit seiner Barschaft in 10 Jahren fix und fertig. Ja, wer mehr verthut, kommt dem Beutel noch schneller auf den Grund: ein Kartenspieler z. B. kann in einem Hui es bewerkstelligen, dass ein Beutel umgedreht werden kann, ohne dass ein Kreuzer herausfällt, wiewohl nur kurz zuvor 1000 Gulden darin waren. — Dieser erste Fall, den wir betrachteten, war ein Mensch, der etwas besaß und nichts erwarb: — nun nehmen wir umgekehrt einen Menschen, der nichts besitzt, aber etwas erwirbt. Dieser fingierte Habenichts verdient jährlich 100 fl. — aber ebensoviel betragen seine Ausgaben. Macht er einmal den Versuch, mit sich zu rechnen, so lautet am Sylvesterabend der Ansat:

Berdiert	100 fl.
Ausgegeben	100 fl.
Summa	— fl.
Sonstiger Besitz	000 fl.
Vermögensstand	— fl.

So werden diese 2 Beispielsmenschen über kurz oder lang, nach erster Annahme in 10 Jahren — in ihren Vermögensständen Brüder und Kameraden; jedoch, mit Erlaubnis, in zweierlei Eigenschaften. Der frühere Capitalist kann die vorige Lebensart nicht mehr fortsetzen, da das Capital selbst aufgezehrt ist, von dessen Interessen und Verbrauch er lebte; sein Kamerad, der, was er erwarb, auch alles verthut, kann sein Wesen noch länger treiben. Er erwirbt und verzehrt, wahrhaftig wie ein Kind, dass er sein Schlittchen auf eine Anhöhe zieht und sich darauf setzt: Hallo! he! geht's herunter. Der Genuss herunter hat die Anstrengung hinauf schnell verzehrt. Will es sich wieder den Genuss verschaffen, herab zu rutschen, muss es wohl erst keuchend wieder auf die Höhe steigen. — Zwischen diesen beiden Habenichtsen steht in der Mitte noch als dritter Mann, als Ergänzung des Kleeblattes, derjenige, der theils besitzt und theils erwirbt, aber mehr ausgibt, als er einnimmt und daher auch vom Capitale zehrt. Diesen drei Repräsentanten eines großen Theiles unserer Bevölkerung muss doch ein Rath ertheilet werden. Die Aufforderung dazu liegt in ihrer Wirtschaftsführung. Der Rath lautete ohngefähr also:

1. Freund Capitalist, der du nur ein Maul, aber keine Hände hast, erwirb doch nur wie wenig, so gelangst du später zum Entbehren. Magst du sparen oder knausern: ohne Erwerb hilft's wenig. Erwirbst du nichts — mit Schneckenpost oder Dampfwagen kommst du doch beim letzten Heller an.

2. Du aber, Erwerbsmann, der, was er erarbeitet, auch verzehret — entweder vermehre deinen Erwerb oder vermindere dein Verthun. Solches wird deinem Alter, deiner Krankheit, einem Unglücksfall zugute kommen.

3. Du dritter Mann, bist eine Fledermaus, befolge den Rath beider.

Solcher Leute gibt es viele, wenige halten sich dafür. Die Menschen des Zeitalters zahlen von alten Capitalien, wie Bären vom Sommerfett, oder fahren Schlitten, wie Schulbuben, nur auch wieder mit dem Unterschied, daß diese Bären glattleibig sind und diese Schulbuben Backenbart tragen. Mein Gott, dies alles ist aber so bekannt, als das Einmaleins gewiß ist; über Verarmung ist schon alles gesagt, was darüber gedacht worden. Die Zeit weiß es und doch eilt sie wie ein rasender Tänzer dem Grabe, lachenden Gesichtes der Armut entgegen. Daß wir durch unbesonnenes Leben in die Verarmung gerathen, dafür gibt es gewisse Anzeigen, die als Beweise dieser Behauptung angeführt werden können, nämlich der rasche Gang der Nachbarzeichen — das mit Zetteln bedeckte schwarze Brett, des Hannen Stimme nach der Vesper und endlich der schaurige Ton der Trommel und der heisere Ruf: Wer gibt mehr!? — Alle predigen: Mehr verthun als erwerben zieh'n Hemd und Hosen aus! — Hat man denn seit Menschengedenken je so viele Grundstücke und Häuser feilgeboten und verkauft als in jetziger Zeit? Dieser Handel und Tausch geht ja rasend und im Schwung: über Geldwechsel darf man hiebei nicht klagen — es läuft ja hin und her, zum Erbarmen. Ach! vom väterlichen Hause sich zu trennen, die Wiegestellen zu verlassen — — das Erbe eines vieljährigen Familienbesitzes zu verlassen, ist ein Entschluß, dem viele Nächte mit verheimlichten Seufzern, mit verstohlenen Zähren voranzugehen mögen. Der allgemeine Staatsökonom kann zwar sagen: Ein Verkäufer setzt immer einen Käufer voraus. Der Vermögensstand bleibt sich gleich! Wahr ist dies, das schlimme Zeichen des Verkaufes wird aufgehoben durch das gute Zeichen des Kaufes; ist hier ein Minus (—), so ist dort ein Plus (+). der Stand des Landesvermögens bleibt sich hiebei gleich: das Geld und die Häuser wechseln bloß die Herren — der Besitz bleibt sich gleich: das Geld geht

aus der linken Tasche in die rechte und aus der rechten in die linke, das ist alles. Ja, damit wollte ich mich auch trösten, wenn Peter und Paul von einer Nation wären: es wäre dann Kauf und Verkauf nur eine neue Vertheilung des Vermögens in einem und demselben Volke. Das Ganze bliebe, bei wechselnden Herren, von Grund und Boden doch der Herr. Wenn aber Peter und Paul aus zwei verschiedenen Nationen sind, so wird diejenige Nation, wo es viele verkaufende Peters gibt, in eben dem Maße ärmer, als diejenige Nation, worin es viele kaufende Pauls gibt, dadurch reicher wird. Wer nun und dormalen im Lande die Peter und die Paule sind, brauche ich nicht zu sagen. Sagte auch kein Geständnis: es brennen die Wangen; wer aber auch hievon keine Spur hat, der Augenschein, die Steuertabellen machen es aller Welt offenkundig. Dächse haben einen wohllichen Bau gegraben mit Mühe und Schweiß, nun müssen sie heraus, wie wenn der Gebatter Fuchs etwas hineinthat, wobei man die Nase zuhält: er hat es bequem im Fertigen. Allerdings ist bei dieser Peter- und Paulschaft nicht eigentlich darauf Rücksicht genommen, ob das Land im allgemeinen verarme, sondern nur auf den speciellen Fall einer Nationalität ist eine Andeutung gegeben mit einem ungehörten Seufzer und unbemerkter Thräne. Nun könnte zwar von mir die Nervenschwäche oder die absichtliche Selbsttäuschung soviel Schonung verlangen, ein Ferneres darüber nicht zu sagen und schnell über dieses Wehgefühl zu gleiten; fordert doch die feine Lebensart sogar vom Sittenprediger, in den magenstärkenden Bitterthee soviel Zucker zu thun, daß mit dem widerlichen Geschmack auch die beabsichtigte Wirkung verloren geht. Ich aber kann weder dem Patienten seine Lage verhehlen, noch will ich die Erweckung unangenehmer Gefühle vermeiden, noch darf ich. Denn mit der Heilung von Seelengebrechen hat es eine andere Bewandnis, als mit den Krankheiten des Leibes. In großen und gefährlichen Leibeskrankheiten würde das vorhandene Übel oft noch vermehrt, wenn man dem Todkranken die Gefahr entdeckte, in der sein Leben schwebt. Täuschung kann als Beruhigungsmittel eine Wohlthat sein. In Sünden- und Seelengebrechen ist die nackte Wahrheit die beste Arznei. Der sündige Mensch streift sich nur im engen Bußpförtlein sein Sündenkleid ab, und die Erkenntnis seines elenden Zustandes muß ihn geißeln und sein Gewissen muß ihm seine inneren Umstände so unheimlich machen, daß er die Neue ergreift, um die Hoffnung einer Änderung zu umarmen. Dies aber kann allein die Wahrheit bewerkstelligen. Schonungslosigkeit ist Noth, ein Werk der Liebe! Mein Volk ist von innen mehr noch bedroht, als von außen. In öffentlicher Schrift über die Gefahr einen

Mantel breiten, wäre Verrätherci und Schlechtigkeit. Auf die Gefahr hin, von dem Heißgeliebten gehaßt zu werden, muß ich wahr sein. Noah, der erste Winzer, verfluchte zwar den Ham, als dieser von des trunkenen Vaters entblößter Scham seinen Brüdern erzählte und diese rücklings giengen und mit abgewandtem Gesichte auf den entblößten Vater einen Mantel warfen — aber — diese Schande vermochte doch eine Sinnesänderung im Erzvater erweckt zu haben, daß er dieses Lasters ferner sich enthielt. Von dem, daß er aber niemals mehr trunken worden, steht ja nichts in der Bibel. Wörtlich nicht — allein daß er 950 Jahr alt ward, ist doch ein Beweis, daß er kein Trunkengold war. Und es ist eine große Frage, ob er Kraft über sich und den Weinreiz gehabt hätte, wäre das Gefühl der Schande dem Edelschein der Nüchternheit nicht zu Hilfe gekommen. Ham war ein unzartes Kind, allein ein wirkfamer Sittenverbesserer.

Wenn in einem Lande nur ein Volk lebt — dann ist der Wechsel des Besitzes gleichgiltig. Denn der Besitz bleibt im Schoße des einen Volkes: Käufer und Verkäufer sind Nationsgenossen. Wenn aber durch Kauf und Verkauf der Besitz von Grund und Boden von einem Volke zu einem andern übergeht, so fällt hier die Schale und die andere steigt. Die Nationen des Landes sitzen sozusagen um einen Spieltisch: Ungarn, Szekler, Sachsen und — Walachen. Was diese vier Spieler zusammen besitzen, ist Landesvermögen. Wie auch einer gewinnt und der andere verliert, die Summe der Vermögen bleibt sich im allgemeinen gleich. Was aber ein Spieler verliert, gewinnt der andere. Die eine Nation steht ärmer auf, die andere reicher. Das Spiel also mit seinem Verluste und Gewinnt schwächt und stärkt die einzelnen Spieler untereinander und im gegenseitigen Verhältnisse. Die Hand aufs Herz gelegt, wer ist dermalen der Gewinner und -- wer der Verspieler? — Kauf und Verkauf ist, wie dermalen die Sache steht, in fundo regio, ein Nationalverlust, und unsere reiche Nationalcasse nur eine Ironie darauf. In den Familien, in den einzelnen Haushaltungen suche ich das Heil des Ganzen — die Cassa ist einen Pfifferling wert -- für mein Volk kein Trost und keine Hoffnung. Reiche Bauern, reiche Bürger, das heißt was, das ist etwas, das gibt Aussicht und Zukunft. Ein Wind -- -- ihr Hüter des Schatzes, und -- die Cassa ist weg. Grund und Boden ist Besitz, ein Capital mit ewigen Interessen, ein Nationalvermögen, evident ohne Buchhaltung und Schuldscheine. Eine arme Nation mit einer reichen Cassa ist ein Blendwerk! Was hilft es, wenn die Ganzheit einen vollen Beutel hat und die einzelnen haben leere Taschen? Da gefiele es mir besser, eine leere

Nationalcassa bei herrschendem Wohlstande in der Nation. Hätten wir Sachsen jetzt, wie früher, aus unserem Beutel den Pestcordon zu bestreiten, aus eigenen Mitteln gegen die Grenze Heerhäuflein als Wächter und Vertheidiger zu unterhalten — dann wäre Geldvorrath ein Zeitbedürfnis. Dieses alles bestreitet dermalen der Staatsbeutel oder Landesbeutel, zu dem wir, wie es auch recht ist, Beiträge als Steuer zu liefern haben. Eine besondere Fürsorge hierauf haben wir nicht zu tragen; specielle nationale Ausgaben hierauf sind uns abgenommen. Hierzu bedürfen wir keiner Nationalcassa. Die Besoldungen unserer Beamten, die auch jetzt wacker und tapfer unser Dasein und Recht beschützt und bewahret haben, sind dermalen auf einen Theil der Interessen begründet. Vielleicht reichten dazu die fließenden Einnahmen aus. Mit dem übrigen wuchernden Capitale wird ein Leihgeschäft getrieben. Die Interessen werden ja eingehen, aber selten allein, sondern der Zahlende legt sich ein Capital in seinem Herzen gegen die Nation an, den Widerwillen, den Neid und die Feindschaft. Dieses Capital ist auch auf Wucher angelegt und wird seinerzeit seine Interessen auch tragen. Es sind zwar an der Lade dicke Schlösser da, aber die Mißgunst wird so lange und so viele Dietriche schmieden, bis . . . einer aufschließt und säßen die 7 und 2 Richter Tag und Nacht auf dem Deckel. Es findet sich gewiß in der Zeit eine Zeit, wo man nimmt von dort, wo ist und sich vorfindet. Nationalvermögen ist nur dann Nationalvermögen, wenn damit nicht sowohl Geldinteressen als Nationalinteressen gewonnen werden. Darum den Nationalinteressen nicht kreuzerweise Brosamen mit zitternder Hand zugeworfen, sondern durch Gründung von hochherzigen Anstalten eine Quelle immerfort fließender Nationalwohlfahrt eröffnet = Vermögen, eigentliches — Geist — Willen und Kraft in der Nation . . . so lange es noch geht. Es wird vielleicht nicht immer gehen. Denn wenn man auch voller Selbstvertrauen so etwas nicht glauben will, kann deswegen doch geschehen, wenn es geschehen soll. Ich stütze mich auf Ev. Luc. II., 21., 22., wo es heißt: „Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret, so bleibt das Seine in Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommet und überwindet, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ, und theilet den Raub aus.“ Der arme Jüngling, der nach Josef Bericht auf den unüberwindlich geglaubten Mauern Jerusalems Wehe! Wehe! rief — ward verlacht, bedrängt, gestäupt — aber die heilige Stadt fiel: Er hatte Recht. — Hätte ich Anweisungen auf die Nationalcassa zu stellen — ich wüßte wohl, was ich thäte. Nur Weniges sollte darin bleiben. Alles theilte ich auf, nicht unter das

Volk, aber für das Volk, nicht als Capitalien in Geld, sondern als Capitalien in Wirksamkeit, in Lebensquellen, als Capitalien mit ewigen Renten des Unterrichts, der Lehre, der Kunst und Wissenschaft. Sollte wohl ein Capital in Grund und Boden verwandelt — also ewig sächsisch bleibend — dessen Grundmiete eine sächsische Rechtschule z. B. in's Dasein und Leben riefen, nicht sicherer, nicht nützlicher fürs Volk angelegt sein, als eine Mutterobligation, die immer neue papierne Interessen ferkelt? Sagt mir doch um Gotteswillen, was hat die Nation von den Procenten der Procente, wenn sie nur gehäuft und nicht für Nationalinteressen verwendet werden! — Weil mir aber hinter dem Vorhange her, wohinter die eiserne Pade der Nationalcassa steht, leicht zugerufen werden könnte: *Sutor ne ultra crepidam*, auf deutsch: Schuster, bleib bei deinem Leisten! so kleebe ich wenigstens über das Schlüsselloch der Pade meine unverstandene Frage: *Cui bono?* auf deutsch: was habt ihr davon?

Bewegliches Vermögen.

Die Verarmung des Volkes war schon lange da, ehe noch durch Boden- und Häuserverkauf die Krankheit sichtbar wurde. Es gieng diesem sichtbaren, offenbaren ein unsichtbarer Verkauf des Geschmiedes, des Goldes und Silbers voraus. Nur seit diese, von der Vorwelt an uns vererbte Ehr- und Nothpfennige in alle Welt gegangen sind, wird Grund und Boden angegriffen. Die Scham behalt sich längere Zeit mit dem geheimen Verkaufe. Nun die Noth größer ist geworden, als die Scham, kommt's ans Haus, den Meierhof und die Grundstücke. Schon lange ist's her, daß die Juden, welche als Krummchnäbel die Verwerfung wittern, ihre Nasen mit der Frage in die Häuser steckten: *Is nix ze handle*, altes Silber, Borten &c.? Nun fragen sie freilich seltener und bleiben mählig aus. Warum? Das Fleisch ist von dem Nase weg, es sind noch nur die Knochen übrig. Denn die Vermächtnisse der Elternliebe und der Elterntugend sind dahin. Die neue Zeit hat Niesenmägen und nur Händchen wie Zwerge. — Wie wären wir jetzt imstande, sengende Tataren mit Molken aufgehäufter Kleinodien zum Abzuge zu bewegen? — Womit könnten wir die Brandschatzungen von den Türken erkaufen? — Womit wollten wir flüchten, wenn fremdes Kriegsvolk hereinbräche? — Wer könnte seinen Vater, seine Mutter, seine Frau oder Kinder aus der Gefangenschaft erlösen? — In einer Polsterziche nahm die flüchtende Ahnfrau die Schätze des Hauses, und sie und die Kinder konnten Brot kaufen in der Fremde, monatelang, Jahre hindurch. Wo hätten wir Mittel, auswärts zu zehren, wenn wieder einmal der langausgebliebene Krieg unsere lang-

verschonten Gegenden heimsuchen sollte? Eben aber weil uns der Krieg so lange nicht aufgesucht hat, ist die Zeit um soviel näher gerückt, wo er sich efinden wird. Uns fehlen die Mittel der Flucht oder sind so selten, wie Schneenhänschen mit linker Windung. Denn die Veräußerung dessen, was überall und allezeit Wert hat, der Pretiosen, ist so gut wie vollzogen. Der Verkauf von Grund und Boden weist dies sattsam aus.

Wer hat wohl die Schuld? Etwa die Zeit?! Wer ist sie? Sind nicht wir sie? Darum hat nicht sie, sondern wir die Schuld, und wir werden die Strafe leiden, nicht sie. Haben wir also die Schuld, an was liegt dann die Schuld der Verarmung?

Im Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe!

So muß die Antwort gestellt werden, und nicht anders. Denn was hier Aufwand ist, ist dort Sparsamkeit, und was hier Kniskerei ist, heißt dort mit Recht Verschwendung. Alles kommt auf das Verhältniß an zwischen Einnahme und Ausgabe. Umsonst haben die Großmütter im Lobe und in der Empfehlung von Sparsamkeit sich heiser geredet: im Tadel der Verschwendung sind die Großväter müde geworden. Der Geist der Zeit, die in der Mehrheit der Menschen herrschende Lebensansicht, hat einmal den Zug dahin genommen: Im äußerlichen sich gleich zu stellen. Das französische Gift der Gleichheit hat auch die unteren Stände ergriffen; sie wollen den höheren gleich thun. Weil nun dies in edlem Inhalt nicht geht, versuchen sie es in der Präge. Diese Richtung bekamen unsere bürgerlichen Verhältnisse besonders durch Einwirkung der Geldmenge und in den Hungerjahren. Der Beamte vom löblichen Militär- und Civilstande war in der Bankozettelzeit elendiglich, über alle Vorstellung schlecht bezahlt. Denn die Besoldung geschah in Papiergeld, wo es am mindesten stand, in der nämlichen Ziffer, wie sie in der Metallzeit gelautet hatten. Und wieder: Es betraf die Beamtenwelt dieses Unglück in einer Zeit, wo sonst jedermann Rock- und Westentaschen vollgepfropft mit Bankozetteln hatte. Während also der Beamtenwelt es so schwer gemacht war, auch nur ehrlich durchzukommen — war dem Gewerbsmann Erwerb und Leben ein Kinderpiel. In dieser Zeit, wo die Beamten gedemüthigt wurden, wurden die Bürgersleute übermüthig. Jene schränkten sich in Kleidung, Wohnung, Bedienung ein: stiegen herab, weil sie mußten; die Bürgerwelt blies sich auf, that dick und stieg der Höhe zu. Sie that es, weil sie konnte. Damals wurden die Bürgerjungfern zu Fräulein gemacht; — die Meisterin ward: gnädige Frau; — der Geselle: junger Herr; — der Meister: Euer Gnaden. Dies Vornehm-

thun geschah freilich zuerst nur in der Höhe des Bürgerstandes, auf der Grenzscheide, wo der eigentliche Mittelstand lebt, zwischen Beamtenwelt und dem gemeinen Bürger. Nun griff bald dieses Übel um sich, erweiterte und dehnte sich aus, wie ein Tintenfleck im Löschpapier. Aus der Höhe des Bürgerlebens stieg diese Krankheit in die tiefern Glieder herab, mit demselben Recht und Unrecht wie oben. Die hohlen und windigen Titel hatten endlich in den Städten ihre Eroberungen vollendet, nun strömte dieses zu den Stadthoren hinaus auch aufs flache Land. Schon gibt es Dörfer, wo sich die Bauern einander Herren heißen und die Augen aufreißen, wenn das ehrwürdige „Ihr“ an ihre Ohren schlägt, da sie schon aus städtische Sie gewöhnt worden sind. So drängt sich alles nach oben, wie das Blut in einem Menschen, der ohnmächtig geworden, den der Schlag rühren soll.

Wie es mit den Titeln gieng, gieng's auch mit den Kleidern und den übrigen Schau- und Scheinseiten des Lebens. Vornehme Herren und Frauen des Auslandes — von Militär und Dicafterien — erschienen, wenn sie in das Land kamen, in ihren ausländischen Kleidern. Hier hießen diese Kleider neue Kleider, und weil sie vornehme Leute trugen, vornehme Kleider, Herrenkleider. Der Anstand dieser Herren, die Anmuth dieser Frauen — eine unnachahmliche Seite vornehmer Geburt — ließen diese Kleidung gefallen. Der Zauber, der im Benehmen lag, ward gesucht im Erzeugnis des Webstuhles. Vorn hätte man sich sogleich in den Frack gesteckt und den Frauenkopf in die Haube, aber alles war noch zu neu. Erst, als der Herren- und Beamtenstand die fremde Kleidung nachgemacht — wich im Mittelstand die Schamhaftigkeit, die Furcht, sich lächerlich zu machen. Als aber der schlecht besoldete und als arm bekannte Beamtenstand des Landes oft am Kuchelherd den Kreuzer ersparen mußte, um seiner Stellung gemäß sich zu kleiden und äußerlich zu leben, unterlag der durch Zeitumstände bemitteltere Bürgerstand umso leichter der Versuchung, dasselbe zu thun, weil's ihm leichter möglich war, als dem andern. Wie daher Militäristen und Dicafterialisten Töchter des Landes heirateten und diese den Standesverhältnissen ihrer Männer gemäß sich kleideten, wurde der alte Gänserich und die Mutter Gans in die Kleidung der gnädigen Frau Tochter sterblich verliebt. Konnte doch nun jedermann am Kleide schon der Frau Tochter ansehen, daß ein Herr, oft 100 Meilen weit gereist, des Kindes Ehmann sei. Die andere Tochter an einen Heimischen nur, an ihresgleichen, verheiratet, an einen Bürgerlichen, wie ihr ehrlicher Großvater war oder ihr Vater, sammt der Frau Schwägerin, machten ob dieser Auszeichnung und distinguierten Kleidung saure Gesichter

Sie fühlten, unter gleichem Herzen gelegen, ob der Mehrverwendung auf die andere und größere Liebesäußerung sich unbilligerweise zurückgesetzt. Landestracht erschien als Ursache der Herabsetzung — die wenigere Achtung und Ehrenbezeugung als Folge der Nationalkleidung. Was geschah? Die Kleiderordnung, von denen zuerst nicht beachtet, die aufgestellt waren, darauf und darüber zu halten, bekam Breschen. Der Geldreiche, der Dünkelhafte brach hinter dem Vornehmen und Standesmanne durch. Die neuen Apostellehren der Zeit „Unabhängigkeit und Zügellosigkeit“, die nach keiner Sitte frugen und darinnen eben die Weisheit ihrer Lehren suchten, setzten sich über alles hinweg. Daher stellten sie auch überhaupt das Recht der Obrigkeit in Zweifel, ob es ihr auch zustehe, über Tracht und Ehrbarkeit zu wachen. Die väterliche Seite ihrer Wirksamkeit war bei der sächsischen Obrigkeit eingefallen durch die Unkindlichkeit der Untergebenen. Ehrfurcht keine mehr — noch nur Furcht vor Gewalt und Strafe. Vor Strafen aber wegen übertretener Kleiderordnung war das Volk zu sicher. Denn wo der Dorfschann seine Ochsen selbst ins Wähgras treibt, hört die Pfändung der übrigen auf. So brach denn nun die Ausländer-Tracht wie eine Flut herein, willkommen dem Triebe des Zeitalters nach Gleichstellung mit dem Höhergestellten, und dem Unteren, dem Gewerbsmanne, möglicher als sonst gemacht durch den Geldüberfluß damaliger Zeiten und Verhältnisse. Einem gegebenen Beispiele rückte das andere nach, bis — in den Städten die heimischen Kleider verschwunden sind, wie es scheint, auf immer. Auf dem Lande wuchert dieselbe Nachahmung. Schon weicht hier die Bauerntracht der städtischen, und nur mit Mühe behauptet noch der geistliche Stand, vom weltlichen hierinnen schon längst im Stiche gelassen, die Nationaltracht bei Festlichkeiten. Hier auf den Dörfern wird aber der Kleiderwechsel auch langsamer vorsichgehen. Der Bauer hält fester an dem Alten, Hergebrachten — auch verhindert die hereingebrochene schwere Zeit das Umsichgreifen der neuen Kleider auf dem Lande in eben dem Maße, als die frühere, geldreichere Zeit sie in den Städten beförderte.

Hier wäre nun eigentlich der Ort, von der Bedeutung einer Nationaltracht zu reden; ebenso böte sich auch hier die geschickteste Gelegenheit dar, nachzuweisen, daß das Kleid den Menschen ebenso oft mache, als der Mensch das Kleid — allein bleiben wir vorderhand nur beim Triebe der Gleichstellung stehen, der sich so deutlich darinnen ausspricht, wenn der Untere das Kleid des Vorgesetzten so gerne anziehet.

Dieser Trieb nach Gleichstellung ist so grundschlecht nicht. Wer

getrauet sich wohl, durchaus denselben zu verdammen? Er ist ein eigenthümlicher Schattenstrich in den Physiognomien des Municipallebens, in der Gleichberechtigung. Ich lobe das Bestreben, wenigstens kann ich es nicht verargen, sich auch äußerlich gleichstellen zu wollen mit seinesgleichen. Nur das ist darin vom Übel, daß dieses Bestreben so leicht dahin ausartet, sich über seinesgleichen erheben zu wollen. Denn dies ist unbürgerlich und verräth einen Geist, der oben hinaus will. Auch hat sich der Wettseifer der Gleichstellung auf eine zu unedle Seite geworfen, auf ein Außending, und auf ein Gebiet, wo der Zufall, das Unverdienst ebenso häufig die Preise vertheilt, als der Fleiß und die Berechnung. Wenn aller Wettseifer in der Gleichstellung sich aber ausschließlich auf diese eine unedle Seite wirft und die gleiche Berechtigung auf Lehre, Bildung, Recht minder nachdrücklich betreibt, ja darinnen eine Überholung mit gleichgiltigeren Augen betrachtet, so ist dies ein widriges, ein betäubendes Schauspiel. Gar nicht widrig, wenn auch unerfreulich ist dermalen mir die Schwierigkeit der Hermannstädter Communität, welche sie der Verwirklichung der längst besprochenen Gewerbschule abermals und abermals in den Weg legt. Ihre Hartnäckigkeit gründet sich auf eine geweckte Eifersucht, auf die Besorgnisse ihres Standes, sich im gleichen Rechte auf Ämter und Einfluß geschmälert, verkürzt oder ausgeschlossen zu sehen. Sie wollen die Entstehung von Standesunterschieden, von Kasten zwischen Sachsen und Sachsen, die möglicherweise in einer Ausscheidung der Schüler in zwei Hälften gegeben ist, auf alle Art verhindert wissen. Ihr gleiches Recht soll stehen bleiben, anerkannt sein und Garantien haben. Dieser Widerstand ist ein Zeichen des Lebens, ein Zeuge davon, daß der Gemeingeist, der Geist der Gleichberechtigung im Volke noch nicht ausgestorben sei, eine Bewahrheitung dessen, daß noch Blut der Alten in den Kindern lebt. Ehe man zugibt, daß eine Scheidewand aufgerichtet werde zwischen dem Bürgersohn und Herrenkind, werde lieber aus der ganzen Sache nichts. Die sächsische Verfassung ist nur dann die alte und die echte, wenn der Sohn des Comes Thorhüter werden muß, wenn er nichts lernt, und der Sohn des ärmsten Tagelöhners Gubernialrath, wenn er dafür geeignet ist. Qui melius expedire videbitur, klang es Anno 1224. Damit aber dieses Gemeinrecht in der Wirklichkeit auch vorhanden sei und geübt werde, und jedem Sachsen, wes Standes und Ranges er sei, die Thüre zu jeglichem Amte offen gelassen bleibe, ist das Begehr nach einer Bürgerschaft, nach unumgehbaren Garantien nicht nur natürlich, sondern auch nothwendig. Die Trennung unserer bisher gemeinsamen Schulen in Gewerbe- und Gelehrtenschulen hat die Zeit unvermeidlich

gemacht. Es kann ihr gar nicht mehr ausgewichen werden. Es muß sein. Die Communität, die es instinctmäßig fühlt, daß hierinnen ein merkwürdiger und wichtiger Zeitabschnitt im Volksleben ins Dasein treten wolle, fühlt die Gefahr, die für die gleiche Berechtigung der Bürgerkinder entstehen könnte, und lebt darin nur ihrer Pflicht, zu wachen: *ne respublica quid detrimenti capiat*. — Hiemit aber ist nur die Besorgnis einer möglichen Gefährdung der gleichen Berechtigung ausgesprochen; sie suchen diese Gefährdung in der Natur der Ausscheidung in diese oder jene Schule, also in der Natur der Veranstaltung mehr, als in dem Personale, die diese Anstalt, als Nothwendigkeit der Zeit, ins Leben setzen will. Die Wichtigkeit der Sache verlangt aber mehr, als persönliche Garantien, sie verlangt Garantien der Wesenheit, der Sache, der inneren bleibenden Einrichtungen und Vorrichtungen. Wenn man in einer Versammlung sich heute so ausspricht, so kann man sich morgen in einer andern anders aussprechen; wenn ein einzelner aus dieser Versammlung die Sache so und nach seiner einzelnen Ansicht auslegt, und wieder ein anderer einzelner eine besondere Ansicht über dieselbe Sache ausspricht, so sie doch zusammen in einem Zimmer gegessen und sich berathen haben, darf man das Stutzigwerden der Wächter für Volksberechtigung, der Hüter der Gleichberechtigung so auffallend, so wunderlich nicht finden. Da die Absicht der Erschaffung eines Standesunterschiedes in den Häuptern und Anordnern dieser Anstalt nicht vorhanden ist — wo liegt es denn, daß man die Sache nicht kräftiger angreift, daß die Anstalt nicht ins volle Leben tritt? Ich glaube, nur in den Garantien! Werden diese so gegeben, wie sie die Communität wünschen darf, so ist das Kind sogleich auf der Welt. Das aufgestaute Wasser wird, wenn möglicher Nachtheil nicht mehr zu besorgen ist, wie wenn ein sperrender Damm durchstoßen wird, die Mühlgänge in umso raschere Bewegung setzen. Diese Garantien, klar, offen und ehrlich, sind, mündlich gegeben, weil die Sache einmal bis dahin gelangt ist, nun nicht mehr genügend; sie werden geschrieben und gedruckt, durch Siegel, Handschlag und Unterschrift bekräftiget, in jedermanns Hände gebracht, in die Lade jeder Zunft und jeder Nachbarschaft gelegt, zur Beruhigung der Gemüther, zur Beschwichtigung jeder Besorgnis, zur Sicherstellung des vollen Lebens der Anstalt und zur immerwährenden Theilnahme des jeweiligen Bürgerstandes an ihrer Blüte und Gedeihen dienen.

Wohin habe ich mich aber verirrt? und wohin bin ich gerathen? — So weit von meinem Wege nicht! Der Trieb der Gleichstellung, aus dem Herzen der Gleichberechtigung quellend, ist edel, wenn er sich

das gleiche Recht der Bildung zu sichern sucht, wenn er die Ansprüche einer gleichen Beförderung in Amt und Einfluß auf sein Volk argwöhnisch bewacht, aber unedel und läppisch, wenn er sich an Dinge hängt, die ohne innere Bedeutung sind, wie Kleider. Es ist ein falscher Wettseifer, auf Abwege gerathen, ein Haschen nach Irrelichtern, die in Sümpfe führen, woraus sie entstanden sind. Kehrete sich der Wettseifer nach innen, auf Vorzüge des Geistes, des Herzens, der Tugend, nach dem Ruhm eines guten Kindes, einer musterhaften Gattin, nach der Würde eines wahren Hausvaters, eines rechtschaffenen Mannes, nach der Achtung eines biedereren Freundes, nach dem Wert eines stattlichen Nachbarn und nach der Ehre eines braven Bürgers — welchen Segen brächte er uns und hätte schon gebracht? — Als Preußen in der Noth war, die Schlacht bei Jena alle Hoffnung des Staates auf den Volksgeist bauen ließ und auf sonst nichts — nahmen die Damen ihr Gold aus den Ohren, die Perlen vom Halse, die Diamanten von den Fingern — alles ward und trug Eisen. Welcher edle Wettseifer! — Bei Belagerungen entstand schon oft unter dem schönen Geschlechte ein Wettseifer in der Verpflegung der Kranken, im Verbinden ekelhafter, schaudererregender Wunden — auch ein Wettseifer edler Art! In Hungersnoth, wenn sich die Christenliebe bemüht, an Errettung von Verschmachtenden einander zu übertreffen — in Christenverfolgungen, wo sich die Gläubigen, statt zu fliehen, drängen, Christum den Herrn zu bekennen — in Glaubensunterdrückungen, um des Evangelii willen, wo oft Hunderte der süßen Heimat den Rücken kehren und lieber die Bande des Blutes und der Genossenschaft zerreißen, als gegen das Gewissen bleiben — Frauen, welche wetteifern, in ihren Kindern dem Himmel kräftige Bewohner zu erziehen — welche ihren verdorbenen Männern Engel zu sein sich bemühen — Männer, die das Recht nicht beugen lassen, um keinen Preis — Jünglinge, die an ihrem Wachsthum bauen an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen — Stiefeltern, die durch Pflichtgefühl das väterliche Blut ersetzen — die Waisenvaterschaft — der Witwenschutz — im Kirchendienst — im Staatsdienst — welch ein weites Feld des schönsten, edelsten Wettseifers, der erhabensten Gleichstellung, der göttlichen Auszeichnung! Jedem offene Bahn, preiswürdig überall und aller Zeiten; hingegen ein Wettseifer im Kleiderstoff und Kleiderschnitt, wie armselig, geisteslahm und herzenskrank!

Als die Oberen in der Gesellschaft sich in der Kleidung von dem Unteren erreicht sahen, mochte auch deren kranker Wunsch nach Auszeichnung diese Gleichstellung nicht leiden. Sie wechselten also die

nachgeäfften Kleider, um im neuen Schnitt und neuen Stoff für sich eine Auszeichnung zu gewinnen. Und dieses thaten und thun sie immer so oft, als sie sich nachgeahmt sehen. Nach der Berechnung, daß eine einmalige Nachahmung für den Nachahmer nur eine einmalige Ausgabe verursache, versuchen daher die Vornehmeren, durch immerwährende Kleiderveränderungen den niederen Nachahmern immer neue Kosten zu verursachen, um vielleicht hiedurch wenigstens die Ärmeren von der Nachahmung abzuhalten. Umsonst! Der Wahnsinn ist schon bis in die Fingerspitzen, bis in die Fußzehen gedrungen. Das Bleiben im Standeskreise, das Verharren in seiner Bahn ist geächtet — diese Tugend für eine Narrheit erklärt. Drum will der Frosch sich so dick aufblasen, wie ein Ochse: er bläst, er bläst, bis er, wie die Fabel sagt, zerplatzt.

Der Gewerbsstand will nicht wahrnehmen, daß die Geldverhältnisse sich geändert haben, daß die Beamten jetzt Conventionsgeld bekommen, sie hingegen an der Geldschwindsucht der Zeiten leiden. Die Geldsahne hat sich gedreht! Die Beamten führen ihr Hauswesen mit Segeln, welche günstige Besoldungen schwellen; der Bürgerstand erschöpft sich am Ruder, da er gegen den Strom fahren will. Es ist eine andere Zeit! Der Sturm der Kleiderleidenschaft, der Modesucht, läßt zwar nach, aber — noch gehen die Wellen viel zu hoch. Noch halten die bestlungigen Tänzer die Galoppade aus. Nur einige Jahre noch, wie sie jetzt sind, wird uns Tollhäuslern der Athem schon ausgehen; wir werden ohnmächtig auf den Strohsack fallen, daß es der Zwangsjacke einer Kleiderordnung nicht bedürfen wird.

Bis jetzt nahm die vornehme Welt alle Mittel vergebens zu Hilfe — selbst Lächerlichkeiten — um eine Absonderung, eine Scheidewand hinter sich aufzurichten. Sie hatschten mit der Zunge, setzten Brillen vor gesunde Augen; die Männer trugen Bocksbärte, Kakaduschädel, Schwalbenschwänze, Halstücher wie Kropftauben, Hosen, bald eng wie Herzenformen, bald wieder weit wie Mehlsäcke; die Weiber Hauben wie Giraffenköpfe, Schleppen wie Pfauenschwänze, bald geschnürt bis zur Wespennünnheit, nun in unförmlichen Reifröcken, worunter auch bei Mädchen etwaiger Leibesfegen nicht bemerkt wird, u. s. w. Alle diese Moden haben die Ärmeren den Reicheren nachgeahmt und den Befehl eines Modejournals mehr befolgt, als kaiserliche und göttliche Gebote. Kranke Seelenzustände, Bestrebungen, die anstrengendsten in Nebendingen! Was nicht am Hahn ist, soll am Kamm und an den Sporen sein; das Pferd sucht seine Auszeichnung im Zaumbeschlage und der Satteldecke. Oben am Kopfe der Gesellschaft fleg der Fisch

zu stinken an, wie in allen Dingen, — nun ist das Gift bis ins Steuerruder gedrungen.

Diese Seelenkrankheit, da eine Auszeichnung zu suchen, wo keine zu finden ist, hat dem sächsischen Volke Borten und Nadeln, Spangen und Gürtel, Gold und Silber, Ketten und Perlen aus den Truhen verschafft. Man trägt's ja nicht mehr! ist die Rede der Frau; Zu was das todte Capital? das Wort des geldbedürftigen Mannes. Die Schätze der Truhen wurden laufende Münze. Ja wohl, laufende Münze! Denn es lief davon und kam nicht wieder. Wäre doch der edle Schatz ungemausert geblieben, der alte Ehr- — Zehr- und Nothpfennig! Was hat aber jetzt Wert, wenn es die Leute nicht wissen, nicht sehen? Um den Schein ist's ja zu thun! Die Bronze ersetzt das Gold, die Wachsperlen die orientalischen, Paffong das Silber. Man kann es ja nicht unterscheiden — wer erkennt auf dem Ball den böhmischen Stein? Die Kleider aber sieht man, darum werden sie auch zur Schau getragen! Das ist der Grund, daß man in Arbeitsstunden und unter den Betstunden von gezierten Grazien ein Tulpenflor und Nelkenbeet lustwandeln sieht auf öffentlichen Plätzen und Gängen. Denn da die Schätze der Truhen in die Läden wanderten, kamen der Bursche als Junker aus der Schachtel, und die Jungfer von der Puzhändlerin als Fräulein heraus. Schöne Blumen! Wenn aber diese Blumenkleider zerfallen, bleibt, bei erschöpfter Truhe, der kahle Stengel als verarmter Teufel stehen. Die Jugend, ohne Putz schon schön, bedarf der Verschönerung so wenig, als der Zucker des Zuckers, um süß zu sein. Wenn aber Alter die Rosen von den Wangen pflückt und Schnee auf die Scheitel streut, die Haut Runzeln bekommt und die Zahnreihen Lücken — dann wären Schönheitsmittel an der Zeit; wer aber mit den Heuschrecken im Frühjahr und Sommer gesungen, kann im Winter mit den Ameisen nicht schmausen. Oft trifft sich daher, daß, wer als Mädchen mit Schwanensfedern Eroberungen machte, im Alter für die harten Knochen kein Federbett hat. Darum wird die Erbschaft immer schmaler — in unseren Theilbriefen liegt die Geschichte unseres Verfalles. Himmel, wenn unsere Enkel einst das Vermögensverzeichnis ihrer Voreltern zu Gesichte bekommen, wie werden sie darob die Hände überm Kopf zusammenschlagen! Die Asche werden sie wohl segnen, aber — auf die heillose Wirtschaft keine Thräne des Dankes fallen lassen.

Die Gewölbsherren sind nicht daran schuld; sie wären gerne auch jetzt Kaufleute, wie beim activen Handel des Landes in früherer Zeit; unsere Thorheit und Unmäßigkeit hat sie zu bloßem Verkaufe

genöthigt, zu Verkaufsleuten gemacht. Fänden sie ihren Vortheil dabei, sie würden ebenso gerne mit vollen Wägen nach Wien fahren, wie jetzt mit leeren. Ihr Beruf ist freilich jetzt für uns ein bloßes Strandrecht. Was der Schiffbruch löset, sammeln sie auf. Bieten sie uns doch nur die Genüsse dar, die wir, und wie wir sie verlangen. Nicht sie, nur wir legen uns den Zwang, zu kaufen, auf. Untersteige sich eine Regierung, nur die Hälfte unserer unnöthigen Ausgaben uns in die Steuertabellen einzusetzen, ich stünde für nichts gut, selbst für das Schrecklichste nicht. So aber fliegen wir wie dumme Mücken in die Spinnweben, bleiben hängen, zappeln und sterben. Sie, die Gefälligen, stehen ja zu unserer Bedienung hinter dem Pudel, die verhängnisvolle Schere in der Hand. Jeder Schnitt ein Schnitt vom Rationalvermögen; alle Schnitte zusammengenommen, ziehen der Nation den Boden, das Land, wie ein Stühlchen einem armen Sünder unter den Füßen weg. Bei alledem sind sie nur Werkzeuge, wir die Quellen unseres Unglücks. Denn sie schneiden nur ab, was wir Gnädigen befehlen. Diesem Stande können wir doch unmöglich das Recht einräumen, erst Hausfuchung bei den Käufern anzustellen, ob die Ausgabe nöthig oder räthlich sei. Sie behandeln uns als freie Leute, und für nichts weniger wollen wir doch angesehen sein. Unsere, nur unsere Thorheit bedeckt die Wiener Straßen mit schwerbeladenen Wägen; sie führet den Reichthum hinaus und die Armut herein.

Können wir unsere Einnahmen nicht mehr steigern, aus Mangel an Kunst oder Fleiß, um die übermäßigen Ausgaben zu decken — so ist's klar wie Sonnenlicht, daß es an dem ist: die Ausgaben zu vermindern. Eines von beiden muß doch geschehen; am besten, an beiden zugleich das Nöthige: Mehr erwerben, weniger ver-
 thun! Dieses begreift wohl die Zeit; aber wer ist so muthig, zuerst klug sein zu wollen? Wer getrauet sich, den Anfang mit dem erkannten Nothwendigen zu machen? Daß wir keinen finden, daß sich keiner entschließet, nach Überzeugung und Pflicht zu handeln, unbekümmert um das Reichern der anderen, liefert den Beweis, daß Sterben leichter sei, als Klugsein; denn Tausende vom Militär gehen den Schländen einer Batterie unerschrocken entgegen — aber den Mann, die Frau, welche ein Kleid, angemessen dem Stande, dem Beutel, den Zeiten, dem Leibe zu tragen, und dies als Pflicht vor der Welt zu gestehen sich erkühnte — sucht Diogenes bis heute umsonst mit der Laterne. Die martialischen Gesichter und Matrasenhärte sind daher nur Larven — vorgehalten nicht Männern, sondern Weibern und Hasenherzen! Wer einen Handschuh aus der Löwengrube aufzuheben sich erkühnet — ohne Pflicht,

bekommt dafür einen Kuß, ein Dichterlied; es lohnt seine Chevalerie ein donnerndes Hurrah des Volkes. Wer aber von seinen Händen, wenn sie von der Arbeit Schwielen haben, oder vom Geschäfte gelb, schwarz oder blau sind, die Handschuhe herunterzuziehen imstande ist: wer seiner bürgerlichen Hände sich nicht nur nicht schämt, sondern seines Standes, seiner Pflicht und Beschäftigung sich rühmt und seinen Fleiß nicht verhehlet — das, das ist mir der Held, der Ehrenmann. Kein Schiller wird ihn besingen — es ist kein Stoff zu einer Ballade, aber für seine Familie ist es eine erhabene Idylle, ein Epos für sein Volk.

Eheliche Verhältnisse.

Der verachtete Kreuzer ist die Bruthenne des Gulden; am Kreuzer scheitert oder landet oft das größte Glück, das größte Unglück des Lebens — die Ehe. Die Heiratscheu der jungen Herren ist ein Zeichen der Zeit. Sie wollen sich nicht einschränken, und diese nämliche gute Meinung haben sie auch vom schönen Geschlechte. Darum entziehen sie sich der göttlichen, der geheiligten Ordnung der Natur — um die eigene unersättliche Genussucht nicht einschränken zu müssen. Ein ewiger Junggeselle will nur sich leben, seinem lieben Ich. Den Trieben der Natur entziehen sich wohl die wenigsten; mancher nicht, wenn man ihm den Galgen setzt. Sie glauben wohl an die Forderung der Natur, an den Trieb der Geschlechtervereinigung. Diesen Trieb aber erkennen sie nur auf der thierischen Stufe eines Vorichs, Stieres, Bodes oder Hengstes. Daß Vernünftigkeit, Staat, Geselligkeit, Religion und Kirche auch eine Forderung der Natur, nur auf einer höheren, würdigeren Stufe sei, begreifen sie nicht. Natur ist nur Thierheit. Im Weibe erblicken sie nur eine Wäscherin, Köchin, Haushälterin, und in jungen Tagen — die wohlfeilste und bequemste Beischläferin. Wenn nur dies der Ehestand ist, so ist er freilich wenig. Was dem Christen Ehe ist und Liebe und Freundschaft — ist ihm nur das Privilegium der Brunst, die Vortheilhaftigkeit einer lebenslänglichen Dienstmagd. Von dem ahnen sie nichts, daß die Ehe die Ergänzung ist, da Mann und Weib nur Theile sind. Eins ohne das andere ist nur ein Bruchtheil von einem Menschen, nur die eine Seite des Menschen, dem zur Ergänzung die andere noch abgeht. Die Ehe heiligt die Ganzheit des Menschen, sie macht die Geschlechtsverbindung zur Gottesordnung. Ein Junggeselle kann doch nur einen Theil seiner Menschenbestimmung erfüllen, allen Pflichten der Verbindung, als Gatte, Eidam, Vater, Anverwandter, Schwager &c. entziehet er sich durch Verharren in seinem Junggesellen-

stande. Wie vollkommen er auch die Aufgabe eines Junggesellen löset: die Aufgabe, die Gott an ihn gestellet hat, erfüllet er nur einem kleinen Theile nach. Der Arme! Wie klug meint er zu handeln, und wie schlecht besorgt er seine alten Tage, wenn die Jahre herbeikommen, die uns nicht gefallen, und da auch wir nicht mehr gefallen; die Tage der Krankheit und Gebrechlichkeit, wo wir der Zärtlichkeit, der Pflege aus dem Herzen bedürfen; die Tage des Mißgeschickes, des Unglücks, der Armut, wo Freunde wie Herbstschwalben sich verziehen — — — da sizet der Junggeselle ohne Weib, Kind und Anverwandten, allein und einsam. Eine Magd, ein Fremder drückt ihm die Augen zu, oder seinerseits ein Anverwandter, minder trostlos über den Verlust, als erfreut über den Gewinn = lachende Erben. Seine Mühe und Plage erbet nicht sein Fleisch und Blut, er gehet aus der Welt, ohne abgezahlt zu haben, was er erhielt auf Borg, um für die Zukunft und die Fortdauer der Menschheit weiterhin zu sorgen. Seine Tugenden, seine Moral lebt nur als Bruchtheil in der Nachwelt fort; sein Name stirbt aus unter den Geschlechtern der Menschen. — Wer keine Kinder hat, lebt freilich einige Zeit freier von Sorgen, aber auch ärmer an Herzensfreunden, an Gelegenheit innerer Vervollkommnung. Wo hätte er Gelegenheit sich zu üben in Liebe, Geduld, Entsagung? Der Ehestand ist eine Schule, eine Übung in allen Tugenden. Die Last ist schwer, die Lust ist süß. Denn Gott, der Ordner dieses heiligen Standes, der die größere Last auflegt, erzeugt auch im Ehestande eine Kraft, eine Willfährigkeit, sie mit Vergnügen zu tragen, durch Erweckung und Entstehung von Gefühlen, die sich nur empfinden, einem Ehelosen nicht begreiflich machen lassen. Im Ehestand lernen wir erst erkennen, wie groß Gottes Liebe, Vaternreue und Langmuth ist — und gottgefälliger werden wir durch unsere Vervollkommnung, allseitigere Ausbildung der menschlichen Aufgabe. Gottes Segen ruhet auf dem Ehestande im Leiblichen, wie im Geistigen. Wohl dem Manne, wo Kinder im Hause aus- und eingehen! Sie sind wie Neben voller Trauben, die an den Wänden des Gebäudes umlaufen und erquickende, labende Früchte und köstlichen Schatten geben; sie sind wie Pfeile in der Hand eines Starken. Wohl dem, der den Köcher davon voll hat. Siehe, gesegnet ist der Mann, der Kinder zeuget. Sie sind ihm Engel, deren Bedürfnisse uns Arbeitsamkeit und Sparsamkeit lehren, deren Gegenwart uns nöthiget Worte abwägen, Mienen bewachen, schandbare Thaten unterlassen. Weil sie uns am Guten behalten, vom Bösen abhalten, sind sie Engel, und uns ist der ehrenvolle Beruf von Gott angewiesen, die für uns schon Engel sind, auch für den Himmel zu Engeln zu erziehen.

Würden wir auch durch sie ärmer am Irdischen, am Weltgut; reicher werden wir jedenfalls am Himmlischen, am Seelengut.

Zur Unnatur der Ehelosigkeit, für die uns Gott nicht geschaffen hat, treibt uns die Noth unseres gesellschaftlichen Übels, der thörichte Aufwand. Hätte ich die Stimme eines Engels, ich bildete mir nicht ein, einen Junggesellen zu bewegen, auf meine Wortversicherung hin ein Weib zu nehmen. Spricht ihm Gott nicht vernehmlich genug im Bedürfnis des Herzens, im Triebe der Natur, auf Menschensprache wird er weniger achten. So lange die Selbstsucht in seinem Herzen allein redet, läßt diese weder Gott noch Menschen zu Worte kommen. Diese Selbstsucht aber ist die Frucht und das Kind der Genußsucht, und des damit verbundenen, beinahe unerschwinglichen Aufwandes.

Warum aber die Leute sich nicht in den Schranken halten ihres Standes, ihres Erwerbes, ihres Vermögens, der Klugheit und Pflicht? Sie wollen durch die Größe, durch die Vielheit der Ausgaben die Welt glauben machen, sie seien reich. Das Armscheinen ist mehr gefürchtet als das Armsein. Wird den Familien, bei übermäßigem Aufwande, oft auch unwohl, wie Seekranken in einem stolz dahingegelenden Schiffe, nur den Ragenjammer soll man nicht merken, was kümmert sie der bevorstehende Schiffbruch? So überlassen sie sich dem Strome der Zeit, und gehen dahin, wohin Wind und Wellen sie treiben. Einen Trost haben sie im allgemeinen: Was alle trifft, werde auch ich ertragen, und einen Seufzer haben sie, den allgemeinen: Herr, laß die Trommel nur rühren, wenn ich in der Erde bin. Wie sollten sie bei diesen Gesinnungen sich einschränken! Einschränkung verriethe Armut. Gäbe man sich für arm aus, für das, was man ist, — wie leicht wären die Menschen geneigt, es zu glauben! Der Täuschung bedarf man ja. Denn man hat ja eine Tochter oder Sohn zu verheiraten, oder, wie man sagt, zu versorgen. Übersetzt man dies zärtlich klingende Elternwort in die Bedeutung des Alltagslebens, so heißt das Wort: Kinderversorgung grade so viel, als sich eine Kinderfürsorge von seinem Halse ab- und einem andern Halse auflegen. Kinderversorgung, Kinderausheirathung ist daher zum Trugspiel, zur Spiegelfechtere geworden. Weil Fräulein Tochter einen Mann braucht und der Herr Sohn eine Frau — wird Aufwand getrieben, um Täuschungen hervorzubringen. Die reichen Kleider auf dem Leibe der Fräulein Tochter wollen verstohlenweise Hoffnung auf ein reiches Heirathsgut machen, und dadurch den Gimpel fangen. Der Herr Sohn, nach jedem Modejournal frisch gekleidet, macht den künftigen Schwiegerpapa glauben, der Werber suche nur die beglückende

Liebe, die Tochter allein, werde daher keine Anforderungen auf Unterstützung seiner Schwiegereltern machen. Wer gutmüthig ist und glaubt, der wird betrogen. Denn die Tochter hat wohl Kleider, aber keine Leibwäsche, und der Herr Sohn unter den feinsten Pantalons oft Unterhosen aus Segeltuch. Wenn nun die furnierten, aber leeren Kästen, Canapees, Sofas, Spiegel u. s. w. ins Quartier der jungen Leute getragen sind und die Schwiegereltern sich gegenüber sitzen und davon reden, von was die Kinder leben sollen, da sehen sie sich verblüfft an, wie Theaterkönige, wenn sie nach der Aufführung das Kostbratel auszahlen sollen. So, ihr lieben Eltern, geht das länger nicht. Das Stück ist zu oft aufgeführt — den Ausgang kennt jedermann. Damit lassen sich die jungen Leute nicht mehr fangen. Wollen die Töchter künftig nicht nur Tänzer und Flausenmacher um sich haben — ein Heer zu- und abflatternder Schmetterlinge; wollen die Söhne künftighin kerngesunde, wahre Seelenfreundinnen, Friedensgöttinnen und Engel der häuslichen Glückseligkeit nach Hause führen — so müssen die Täuschungen aufhören, es muß der unsinnige Aufwand aufhören, der diese Täuschungen nothwendig macht. Geschmack im Anzug und Hausrath ist eine Huldigung, dem Schönheitsfinne dargebracht. Wer liebt nicht mehr das Schöne als das Hässliche? — Darin fehlen wir gewiß nicht. Verschönerung der Umgebung, Veredlung des Betragens, wie unschuldig, wie unerklagbar für sich! Nur schrauben wir, nach unseren Verhältnissen, die Saiten zu hoch und setzen die Verschönerung des Daseins zu sehr in Außerlichkeiten, in die Gegenstände außer uns. Die Mittel aber, die den Ehestand zum Glücksstand machen, die veredelnden und verschönernden Mittel des ehelichen Daseins, liegen, wie das Himmelreich, in uns, nicht außer uns. Darum, ihr Heiratscandidaten, suchet die Weichen hervor und lasset die kokettierenden, geruchlosen Tulpen, lasset sie ohne Anbetung und Weihrauch. Erziehet durch euer Benehmen in Zusammenkünften die Mädchen zu innerer Schönheit, daß sie vernehmen, was ihr suchet, was ihr zu finden wünschet; nicht durch wörtliche Präensionen und Predigten — lasset das dem Pfarrer, welches seines Amtes ist — sondern durch Aufmerksamkeit auf Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, Zurückgezogenheit, auf Familiensinn und Häuslichkeit. Liebenswürdigkeit, hervorgehend aus frauenzimmerlichen Tugenden, zieht auch an im Kleidchen von Hausleinwand; Armut, die nicht reich scheinen will, aber reich ist an Mitteln des Herzens den Ehegatten glücklich zu machen, sei euch achtungswerter, als der Reichthum, der arm ist, arm auch an Eigenschaften, den armen Mann reich zu machen. Mehr aber als Schönheit ist

Anmuth und Unschuld köstlicher denn Modebildung, Züchtigkeit wertvoller als alle Musik, und Sanftmuth herrlicher denn die Kunst, die Füße, wie eine Spindel, zu drehen. Die Welt der Frauenzimmer bildet sich nach den Ansichten, die das männliche Geschlecht über den Wert und Unwert von Frauenzimmer-Eigenschaften an den Tag legt. Wo die Mannsbilder das sind, was sie sein sollen, verbessert, erhebet, veredelt ihr überwiegender Einfluss das zartere Geschlecht. Jede Stadt und jedes Land hat solche Frauen, wie sie die Männer verdienen, gute oder schlechte, eitle oder gesezte c., je nachdem die Männer gut oder schlecht, eitel oder gesezt sind c.

Schon wieder, scheint's, hätte ich den Faden und Zusammenhang der Unternehmung verlassen, und irrte Schmetterlingen nach. O nein, mein Freund! Ehestand und Verarmung hängen eng zusammen, und ich gehe zwar eine schlängelnde Straße, bald links, bald rechts, aber die ferne Thurmspitze der Stadt, wohin ich als zum Ziele soll, behalte ich immer im Auge.

Die Verarmung setzt nicht nur den Nationalwohlstand herunter, sondern bringt auch den Ehebund, als tiefste Grundlage aller bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft, in Fäulnis und Verderben. Die Heirathscheu besprachen wir zuerst, dann die gewöhnlichen Täuschungen bei Schließung von Ehen. Nun wollen wir sehen, wie sie leben. Bei bewandten Dingen besteht die Ehe nur äußerlich; sie ist eine taube Nuss ohne Kern. Und solcher Nüsse gibt es viele. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, zwistige Eheleute zu verhören, weiß, daß unter 10 Fällen des Unfriedens 9 ihren tiefern Grund im Aufwand haben. Aus dem Aufwand und den unnöthigen Ausgaben entstehen Verlegenheiten, Mangel und Noth. Das Volk hat über die ehelichen Zerwürfnisse das gesündeste Urtheil, auch die hadernden Eheleute selbst. Sie erkennen deutlich, daß die unverhältnismäßigen Ausgaben im ehelichen Leben die ergiebigste Quelle von Mißshelligkeiten sind. Wenn sie nun bloß theoretisch klug, und in der Praxis Thoren sind; so entsteht ein Feuer, dessen Rauch entweder die Augen thränen macht, oder aber den Hausfrieden hinaustreibt. Plänkler des Gezänkens, die oft auch das Handgemenge einleiten, sind in Städten die Contos. Noch vor Beginn der eigentlichen Affaire höret man murmeln von Gewölbschulden — Spielschulden, Schneider-Contos oder Mahnungen an Seidelzahlungen. Mit dem Feldgeschrei: Schaffe Geld! Ich habe keins, ich habe keins, beginnt das Kleingewehrfeuer der Zungen, bis es zum Geschütz der Grobheit kommt in Angriff und Vertheidigung. Bei der Allgemeinheit des Übels ist jede Partei offensiv und defensiv; denn keine ist

vom Übel frei. Kaum ruft es daher in den Wald, so ruft der nämliche Vorwurf heraus. Wie beim Weber das Schifflein flink von der Rechten zur Linken fliegt und wieder zurück, so geht Trumpf auf Trumpf, und die Spule hätte einen unendlichen Faden, wenn nicht diesem oder jenem der Faden zerriss. — Lieber Leser, hast du jemals lateinische Verse machen müssen, ohne die geringste Lust dazu gehabt zu haben, so wirst du dich erinnern an den ehrlichen Stellvertreter des Pegasus, den man in Pensumsnöthen so oft bestieg und der jeden Reiter duldete — ich meine den ehrlichen *Synonymorum thesaurus*. Schlage daselbst den Bohn, die Zwietsucht, Streit und sonstige Artikel ähnlichen Inhaltes auf, alle diese finden sich in einer unglücklichen Ehe. Wie war es, wie ist es! Jetzt und vormals! Der Leichtsinn, der vor der Heirat als Nebel nur aufgestiegen, sammelt Wolken auf den Stirnen — die Lieblosigkeit bringt kalten Wind — die Zungen knarren als Windfahnen so lange hin und her, bis aus den sanftern Augen Tropfen fallen, und aus des Mannes Blicken Blitze schießen. Der Donner bleibt als Scheltwort und als Fluch nicht aus. Wer für diese Ereignisse Blitzableiter finden will, lasse einen reichen Onkel in Ostindien sterben, oder ziehe für diese zwistigen Eheleute das große Los. Ohne diese Zufälle hat der Hader täglichen Stoff. Nur ein blödes Auge wird im Redewechsel ein unbedachtes Wort als die Ursache, als eigentliche Aufforderung zum Zwiste entdecken wollen. Der Grund liegt in der heillosen Wirtschaft. Weil auf dem Küchenherd das Feuer und im Laden der Credit ausgeht, werden auch die Herzen kälter. Armut verträgt den Ehefrieden — ein gut Gewissen kann noch fröhlich dabei sein: das Gefühl aber, die Armut sich selber und muthwilligerweise zugezogen zu haben, macht den Nacken wund, daß das Joch so schmerzhaft drückt. Da ist dann der Mangel ein Störenfried, ein Poltergeist, die Grabschaufel der ehelichen Zufriedenheit. Wäre es möglich, hinter den Gardinen einen Schnellschreiber zu verstecken, der, nach einem durchtobten Fasching, die Buß- und Fastenpredigten zu Papier brächte, die sich Mann und Frau dann halten; welcher Blick ins menschliche Herz, in die Zustände der Gesellschaft, in die lachende Zeit, die innerlich weinet! Welches Poch- und Trauerspiel! Was erführe man nicht alles?! Neues etwa, und Unbekanntes? — Nein, es ist nur eine Unzahl von Variationen über den Aufwand, in allen Tonarten dur und moll. Nach dem Ungewitter scheint wieder die Sonne, in der neuen Schäferstunde faßt man die besten Vorsätze, allein — morgens wäscht sich die Frau die verweinten Augen mit Eau de Cologne aus — der Mann streicht sich mit Wienerwisch den Schnurrbart aus und alles ist vorbei; es ist,

wie wenn nichts vorgefallen wäre: Sie und Er fallen wieder in die Hölle — denn die guten Vorsätze sind beim Teufel. Der Wille, der im Menschen zu befehlen hat, der Herr sein sollte, ist, wo Leidenschaften den Tyrannen machen, gehorsamster Diener geworden. Vorsätze zur Häßlichkeit werden gefaßt, aber die Genußsucht ist zu riesenmächtig gegen den Willen aus Liliput. So schiebt es sich in diesem Hause fort — bis der Genußsucht, Kleiderucht, Spielwuth, dem Aßterdurst auf den Spuren folgt mit dem Stelzfuß — die Noth. Man hatte nur im letzten Fasching mit beiden Händen ausgegeben, nun, in der Fastenzeit, gibt man mit 6 Fingern aus und hat an der Hand der Einnahme nur 4 Finger. Das Hausschiff, das bisher scharf gefahren, zieht ein Segel nach dem andern ein; ein Ballast nach dem andern wird über Bord geworfen: Perlen, Pazel, Wiesen, Meierhof &c. Es kommt das Coda. Wenn die Conti viele vergebliche Auflagen erleben, fängt der Credit an zu wanken. Wenn dann eine derlei gnädige Mama mit dero Töchtern wie ein rauschender und kollernder Puter in einen Laden einzieht, stürzt sich nicht, wie sonst, der Ladendiener zum Befehl entgegen. Nur aus Lebensart, und nur verdrießlich fragt er, was sie schaffe? Weil aber so etwas vom Aufschreibenlassen entfällt, wird mit bestimmender Accentuation erklärt: bedauere, daß die Ware ausgegangen ist. Da, da aber sehe ich jaust ein Zeug, wie ich es wünschte. Diese Ware ist bereits einem andern verhandelt oder aufzubewahren versprochen worden. O weh, wir sind am Ende!

Während der Drittheils-Compagnon im Haushalte also seine Rolle auspiet, eilt das Zweiteln an den Spieltisch mit dem Meer Schaumkopf im Munde. Heute soll der Kartengott gut machen, was er gestern verdarb. Alle Barschaft des Hauses hat der Herr bei sich. Heute soll Leipzig und Waterloo sein. Diese Nacht entscheidet über — sich, Weib, Kinder, Haus, Ehre, Freunde, Stellung, Zufriedenheit und — Seligkeit. Welche Lust, welches fröhliche Herzklopfen, welch angenehmer Zeitvertreib und unschuldiges Vergnügen! Die Karten fallen schlecht; das Spiel wird hitziger. Die Bolte wird bewacht, verhindert, oder sie mißrath. Das Gold, ein Taufgebilde seiner Kinder, ersetzt das entschundene Bankgeld. Etliche schlechte Blätter — und auch das Gold ist weg. Es kommt aus Silbergeld aus dem Sparkrug seines fleißigen Sohnes, der insgeheim zer schlagen ward mit dem Wunsch und Vorsatz reichlich zu ersetzen. Das Silber geht hinter dem Gold. Noch klinkert unter den krampfigen Fingern ein Kupfergeld — treulos verschwindet auch dieses. Mein Meer Schaumkopf — mein Mantel — mein Rock! Ist das Glück nicht günstig, so steht der Bettler fertig da.

— — Ich hätte nicht Lust anzusehen und anzuhören, wenn, nach einer solchen Nacht, der verstörte Mann nach Hause kommt und der verdrießlichen Frau begegnet und guten Morgen spricht — auch dem Leser will ich es nicht anmuthen, ein solches Hogarth'sches Gemälde zu betrachten. Es zerreißt des Zuschauers Herz, zwei Dinge zugleich zu fühlen: verdammen und erbarmen zu müssen! Drum schnell den Vorhang darüber. Die armen Kinder schlafen noch. Die Liebe, die sie ins Leben setzte, die ihnen beim ersten Lebensschrei den Weg mit Wünschen, mit Vorsätzen, mit Gebeten als mit Rosen bestreuten, die Liebe hat der Leidenschaft Raum und Platz gemacht. Die Rosen sind entblättert, die Kränze welk und zerzupft.

Junger Mann und junge Frau, die ihr noch nur die ersten Schritte auf dieser Bahn liederlicher Verarmung gethan habt, so ihr fortschreitet, seht, dies ist die Krone solchen Bemühens, der Siegeskranz solcher Arbeit.

Nein, nein, so dumm bin ich nicht, sagt der Seidler und Villardist. Ich danke dir vielmehr, mein Gott, daß du mich bewahret hast vor Kartenwuth und Kleiderlust, wie Nachbar A und Gevatterin B — ich trage mein Geld nicht um Hader in den Laden, noch rischiere ich mit der schmuckeren Pisel mein Glück — ich gebe es — dem Kellner und den Wirten.

Ja, so ist die Welt mit ihrem Quersack auf der Achsel. Fremde Sünden beurtheilen wir richtig, für eigene Fehler sind wir blind.

Die Genußsucht bezeichnet mir alle Krankheiten meiner Zeit und begreift alle Leidenschaften unter sich, die dermalen hauptsächlich die Verarmung unter uns verschulden. Sie unterwühlen den Ehestand, auf dem die Menschheit ruht. Die Polizei vermag dagegen nichts — unerreichbar juridischen Händen breiten sich diese Leidenschaften wie Geschwüre am Leibe der Gesellschaft aus — die Kirche könnte allein noch helfen — allein sie ist nicht frei. Die Weltmacht hat sich neben sie in die Verathung gesetzt.

Die Genußsucht hat die Verarmung als Kind zur Welt gebracht — es fehlen die Mittel zum Leben — aber leben muß man doch. Es stoßen also die verschiedenen Suchten den Verarmten in die Unehrllichkeit, zum Betrüge, zur Lüge und Ungerechtigkeit. Die schöne Frau wird zur Sünderin — der Mann im Dienste nur dann mit Gehör, wenn die Stimme des Supplicanten zuvor in der Kuchel klang — der Mann im Gewerbe faul und nachlässig, will wenig arbeiten und viel verdienen, für schlechte Ware gutes Geld haben u. s. w. Doch genug; es ist mehr, als genug. Ich werde widerlich, indem ich wahr zu sein mich bemühe.

Nachkommenschaft.

Wir sind krank — von Herzen krank. Wo wächst das Kräutlein der Heilung — wo und in welcher Apotheke kocht man die Mixtur der Genesung? Weiß Gott! Der bucklichte Asop hoffte viel vom abschreckenden Beispiel. *Vestigia terrent*, sagte das liebe Alterthum. Die Neuzeit scheint nicht viel darauf zu geben. Denn wenn auch an den Fußstapfen alle Zehen in das Armesünderloch weisen, und keine einen Rückweg anzeigen: das Volk drängt sich doch zur Öffnung mit Rippenstößen. Die Besinnung etwa zur Warnung des abschreckenden Beispiels *Vix crediderim*, d. h. wohl möglich. Bis jetzt ist unsere Besinnung in dieser Hinsicht ein Pfahl gewesen ohne Laterne, oder eine Laterne ohne Lampe, oder eine Lampe ohne Öl und Docht, oder es war dieser nicht angezündet. Es sollte sein, und war nicht, konnt' es thun, und that's nicht. Die Noth, die Noth lehrt beten und arbeiten. Die Noth ist die Mutter gar vieler Tugenden.

Aber die ausgewachsenen Bäume lassen sich nicht mehr beugen; wir müssen's versuchen mit den jungen. Wenn der Mensch die Zeit ist, so ist die werdende bessere Zeit, die bessere Zukunft, in dem werdenden Menschengeschlechte, unserer Nachkommenschaft, zu erwarten. Wenn unserem Zeitalter und Volke die Kinderwelt nicht hilft, ist auch die Zukunft verloren. Wenn nur wir keinen üblen Eindruck auf die Kinderwelt ausüben; und ich wünschte sehr die modische Theologie, die die Lehre von der Erbsünde nur im h. Augustinus stehen läßt, im biedern Luther und dem Glaubensbekenntnis des weisen Melanchthon von 1530 — wäre wahr! So lange aber beim Vieh eine Charakterverpflanzung und Erbschaft von guten und schlimmen Eigenschaften nachgewiesen werden kann, wie jeder weiß, der über Veredlung der Pferde und des Rindviehes es auch nur im Buche gelesen hat; wem es für keinen Aberglauben gilt, dem Vater einen Einfluss auf den Embryo einzuräumen, und der Mutter, während der Zeit ihrer Tracht, auch einen besondern Antheil nicht absprechen mag, wird die Furcht mit mir theilen, die Nachkommenschaft werde von uns verдорbenen Eltern so schneeweiß in den Anlagen nicht gezeugt werden, wie frisch gefallener Schnee. Liegt einmal das Kind im Schoße der Mutter, so leugnet ja ohnedem niemand die Einwirkung der moralischen und physischen Welt auf Leib und Seele des Kindes. Doch lassen wir das gehen und stehen. Betrachten wir jedoch unsere Hoffnung besserer Zeiten, die Kinderwelt, die Erziehung, zu unserem Zwecke, unter dem Einflusse der Verarmung und der alles verschlingenden Genußsucht. Es ist beinahe der letzte Strich an diesem Conterfei der Zeit und der dormaligen Welt.

Die Eltern, durch sich schon ärmer, haben auf die Erziehung ihrer Kinder nunmehr weniger zu verwenden, wie zuvor, berechnete man auch die Unkosten nicht nach den Erfordernissen und Begehrlichkeiten der Elternteilheit. Jeder Unterricht spricht schon an sich ein Geld an, daß einem Vater vieler Kinder eine sparsame Haushaltung zur Seite gehen muß, soll es ihm möglich werden, seine Pflicht als Vater ehrlich zu erfüllen. Bei beschränkteren Mitteln, vermehrten Ausgaben wollen die jungen Adamskinder in allen Dingen, Kleidern und Vergnügungen den Eltern es gleich, wo möglich, noch zuvor thun. Theater, Bälle, Regelpbahnen, Biergläser, Kaffeehäuser, Bausen, Uhren, Kleider en gros — ich sage nichts mehr, kommen um 10 Jahre früher aufs Tapet, als früher. Dieses Vorgehen der Zeit, dieses Bestreben, vor der Zeit zu genießen, nannte man sonst Unzeitigkeit. Wie es jetzt heißt, weiß ich, seit ich ins alte Eisen gekommen, freilich nicht. Die ältere Zeit ließ die Vergnügungen mit den Jahren wachsen. Zwischen Kopfbildung, Leibeswachsthum, Kleidung und Vergnügungen war ein gewisses Verhältnis beobachtet. Die Jahre waren das Maß, womit alles gemessen ward. Fangen aber, wie jetzt, um 10 Jahre die großen Ausgaben früher an, so dauern sie um 10 Jahre auch länger. Die unnöthigen Ausgaben sind aber nicht nur die meisten, sondern auch die sogenannten großen Ausgaben. Früher war daheim ein Hauskleid — in der Woche auch auf der Gasse ein Werkkleid — am Sonntag ein Feierkleid. Die Kinderfreuden bewegten sich im Kreise von ihresgleichen. Ich versichere, daß ich weder taub noch blind bin. Die jetzige Welt ist eine andere — ihre Beurtheilung, ihre wahre Abschätzung nach ihrem wahren Wert darf aber nicht aus dieser jetzigen Zeit genommen werden. Die älteren Leute sind auch jung, die jüngern aber noch nicht alt gewesen. Die Erfahrung ist ein Plus auf Seite des Alters. Weil aber zwischen Alter und der Kindheit noch ein Geschlecht der Mittelzeit steht, halb alt und halb jung, so möchte dieser der competenteste Richter zwischen beiden Parteien sein. Diesem zuliebe, Nuß und Frommen entwerfe ich hier nur kürzlich eine Schilderung voriger Zustände des Volkslebens. Mögen sie über diese sächsischen Alterthümer nicht schmunzeln, und das Belächeln so lange sich aufsparen, bis sie selbst alt geworden sind, und dann selbst in Gefahr schweben, gerichtet zu werden.

Diejenigen Leser aber, die im Alter die Mittagslinie passiert haben, mögen so gütig sein, die Federzeichnung aus dem Farbenladen der Erinnerung sich zu colorieren. In diesem wehmüthigen Geschäfte mögen sie dann den Entschluß nie fahren lassen, das Gute, was die

Vorwelt etwa hatte, wenn auch in andern Formen, zur Wiederbelebung zu bringen.

Der Fasching hatte für uns Sachsen mit der Reformation aufgehört. Die Entschädigung für die harte Fastenzeit, in der schwelgerischen Fastnacht, als letzter Fleischstunde, fiel natürlich bei denen weg, wo die Fasten selbst, als Nüchternheit und Mäßigkeit, als Pflicht für alle Zeit, ausgerufen ward. Nur 3 Narrentage blieben noch als alter Sauerteig in der Aschwoche, auch noch nach der Reformation, wie es noch immer auf dem Lande gehalten wird. Öffentliche Bälle oder Freibälle gab es in der sächsischen Nation nicht. Die Zeiten der Freibälle datieren sich nur aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, wo durch öffentliche Verpachtungen dem verschuldeten Beutel der Communitäten zu Hilfe geeilet ward. Darum war die Welt nicht freudenleerer, als jetzt. Als Rosenzeiten der bürgerlichen Einrichtungen ergözte sich das junge Blut auf Bällen der Zünfte, der Nachbarschaften und Familien. So ward auch in der Freude die politische Bedeutung beachtet. Man war immer in der Kategorie eines Verbandes — in den Zünften als Standesgenosse — in der Nachbarschaft als Wehrmann und Stadtbürger — auf Hochzeiten als Mitblut.

Die Zünfte, als Gesellschaft, bis auf Kaiser Joseph II., reich und wohlhabend durch Erträgnis von Grund und Boden, veranstalteten Festlichkeiten, herbeigeführt durch besondere Ereignisse, die diesen Zünften lieb und wichtig waren. Die Ausgaben flossen aus dem Beutel des allgemeinen Vermögens, woran ein jeder, als Genosse, seinen rechtmäßigen Anspruch hatte. Kein Aufschlag, kein Griff in die eigene Tasche erschwerte oder versäuerte dem Ärmeren den Beitritt oder den Genuß der Lustzeit. Er bekam die Freude umsonst. Wie die Veranlassung zur veranstalteten Freude aus der Zunft hervorgieng, so flossen auch daraus die Mittel der Bestreitung — aus allen, für alle. Was er aß, und was er trank, hatte er niemandem zu danken, als seinem Stand: es war von dem Seinigen, wenn es auch nicht aus seinem Keller, nicht aus seiner Kammer kam; es kam aus seinem Recht. Jeder war Gastgeber und Gast in einer Person. Wen dieser Kreis als Mitglied nicht einschloß, den nahm die Nachbarschaft in ihre Kreise der Geselligkeit auf. Man muß die Nachbarschaft in ihrer alten Wichtigkeit nehmen, in der Bedeutung, die sie hatte, ehe die moderne Centralisation sie um Ansehen und Wirksamkeit noch gebracht hatte — — nur dann begreift man die Wichtigkeit der Tage, wo die Nachbarnväter gewählt wurden, wo Sitzungen, mit Lösung schwerer Aufgaben, geendigt wurden, wo der Sittag für ein ganzes Jahr, mit seinen

Rechnungen, seinen Gerichten über Gefinde, Kinder, Eheleute, Nachbarn, seine Anstalten für Sicherheit, Frieden, Recht und Gottseligkeit — festlich und feierlich schloß. Es waren merkwürdige Tage. Da gaben die einzelnen Nachbarschaften ihren Vorstehern, die es durch Nachbarnwahl geworden waren, die Instruction, nach der sie sich zu äußern hatten, wenn sie, mit den anderen Nachbarvätern und Zunftmeistern in ein Ganzes vereinigt, die Communität bildeten. Die Glieder der damaligen Communität waren durch Wahl Glieder derselben, aber nur so lange, als sie sich des Vertrauens dem Volke würdig bewiesen. Das Volk war also in den Communitäten thätig lebendig, seine Abgeordneten sprachen dort aus, was ihnen die Zunft und die Nachbarschaft auf die Zunge gelegt hatte. Die Beschlüsse der Communität also Volkswille, darum auch Leben darnach und Daraufhalten. Ein abgesondertes Communitätswesen vom allgemeinen Interesse konnte nicht entstehen, oder ward durch die nächste Wahl, durch Beseitigung der Mißfälligen beseitiget, während die Vertrauenswerten und Würdigbefundenen an der Spitze der Zünfte und Nachbarschaften blieben. Durch das jetzige System der Selbstergänzung bleibt die Communität vom Leibe des Ganzen mehr abgesondert. Das gewählte Mitglied ist niemandem Rechenschaft schuldig: es empfängt von niemandem Aufträge. Der Blutumlauf der Gefühle, Gedanken ist im Volkskörper unterbunden, dadurch, daß die Mitglieder der Communität einmal gewählt immer bleiben, und aller Einwirkung des Volkes auf sie enthoben sind. Sie haben niemanden zu fragen, niemandem zu antworten. Auch sind keine Anstalten getroffen, sie über den Wunsch der Gemeinde zu belehren. Sie handeln nach Gutdünken. Wie die jetzigen Communitäten nach unten jetzt unabhängiger sind, nach oben abhängiger, so waren sie früher nach unten abhängiger, nach oben unabhängiger. Magistratspersonen wurden alle Jahre gewählt, aus der Communität. Eine Magistratsperson war immer ein Zunfthmann, dadurch auch immer ein Nachbar, ein Zunftmeister, oder ein Nachbarvater, kannte, wußte, sah, hörte, was noththat und gewünscht ward. Der einzige Jurist ex professo war der plebanus oder später der Notarius. Wir finden in allen alten Schriften unter den Bürgermeistern, Stuhlrichtern, Königsrichtern nur Zunfteleute: Kürschner, Schneider, Fleischer &c. Wenn das Jahr der Amtierung um war, legten sie Rechenschaft ab — die neue Wahl, als Bestätigung oder Beseitigung, war des Volkes Gericht, Ausdruck der allgemeinen Zufriedenheit oder Mißbilligung. Der Volkswille hatte ein Zifferblatt; jeder konnte merken, was die Glocke sei. Ich aber wollte mit diesem allen nur dies Eine sagen, daß damals Zünfte und Nachbar-

schaften politische Corporationen waren, ihre Zusammenkünfte also eine Bedeutung hatten, ein Gewicht und Entscheidung, was nun freilich anders geworden ist. Ehe die centralisirten Gerichte mit ihrem schriftlichen Proceßverfahren die mündlichen Rechtsverhandlungen in den Nachbarschaften aufzogen oder ausmerzten; ehe die Centralpolizei alle Rechte der Aufsicht, alle Hebel der öffentlichen Sicherheit und Volkswohlfahrt an sich riß, in welcher schönen und hohen Bedeutung standen die Nachbarschaften da. Wie alle Werkstätten zusammengenommen die Zünfte bildeten, so liefen alle Haushaltungen durch die Nachbarschaftsordnung in eine politische Spitze, in ein politisches Ganze aus. Der einzelne Nachbar und Bürger hatte ein Organ, seinen Willen zu äußern, er war sich der Kraft und Wichtigkeit des Ganzen froh bewußt, und fühlte sich darin gehoben, ein Glied dieser Kette zu sein, ein Theilhaber an der öffentlichen Macht; wenn auch nur mittelbar, seine Stimme ward gehört, er hatte das Recht, die Gelegenheit seine Ansicht geltend zu machen, einmal in der Nachbarschaft, als Nachbar, dann als Zunftmann in der Zunft, was durcheinander sich mengend das Privatinteresse einer Zunft oder einer Nachbarschaft darnieder hielt. Die Abschlüsse waren wahrhaftiger, allgemeiner Wille. In eben dieser Ehrwürdigkeit, Unentbehrlichkeit und Nahrhaftigkeit mag ehemals auch in Deutschland, unserm alten Vaterland, die Anstalt der Nachbarschaften gestanden haben, da der selige Doctor Martin Luther den guten Nachbar zum täglichen Brote zählt.

Die aus einem Brunnen tranken, Brod aus einem Ofen aßen, die die Nachthut füreinander hielten, die sich ihre Wohnhäuser aus gemeinschaftlicher Kraft aufrichteten, in Krankheit und Unglücksfällen den Willen von Anverwandten hatten, die endlich einmal alle auf derselben Todtenbank ruhten, die sich einander ihre Gräber gruben, eigenhändig ihre Todten auf den Gottesacker trugen, und die letzte traurige Ehre der Leichenbegleitung als eine Gemeinsamkeit erwiesen, — beim Thränenbrode der Geschiedenen Verdienste rühmten und aus nachbarlichem Vermögen und Beruf für Witwen und Waisen sorgten — — diese brüderliche Gesellschaft, durch Örtlichkeit bezeichnet, nannte sich die *N a h e n*, die *N a c h b a r s c h a f t*.

Wo seid ihr hin, ihr goldenen Tage, wo sich die Bewohner aufstoßender Häuser nahe waren, näher als Anverwandte, die Nächsten in Leid und Freud, bei Tag und Nacht. Als alles dies noch Thatsache war, nicht bloßer Name, als ein leeres Nest, aus dem das Leben ausgeflogen ist, als es Wahrheit war, nicht Schein und Hülse, Dasein und Wirklichkeit, nicht bloß Erinnerung — — waren diese Zusammen-

künfte der nachbarschaftlichen Verbrüderung, dieser nahe wohnenden Freunde mehr, als jetzt, wo sie auch so heißen, aber weniger sind. Solche Zusammenkünfte waren Ereignisse, die Ursache und Folge hatten, eine Bedeutung für jeden Hauseigenthümer! Sagte ich Hauseigenthümer. So, ja, und ich sagte recht. Denn die Mietsleute kannte das sächsische Alterthum nicht. Junge Eheleute lebten nur so lange bei Anverwandten, bis die Nachbarschaft, in Verbindung mit der Anverwandtschaft und Hilfe der Zunft, dem neuen Immen eine neue Wohnung aufbaute. Alles legte freudig die Hand an. Die Stadtmauer erhielt einen neuen Streiter, die Steuer, welche damals ein Pauschquantum war, einen Theiltrager u. s. w. Was man selbst erhalten sollte aus gemeinsamer Kraft, that man gerne auch einem andern; es lag die Bürgschaft darin, man werde es thun auch seinen Kindern. Darum boten die Altvermählten Hand und Fuß als Hilfe den Neuvermählten, Freunde liehen die Wagen; ein Zimmermann fand sich leicht in der Freundschaft, Zunft oder Nachbarschaft. Bald stand das Haus aus unlicitiertem Waldholz &c. Wo seid ihr hin, ihr Tage des Anscheines, der Genügsamkeit, des Habens und Liebens, der Aufopferung und des Gemeinfinnes? — Der Anruf „Nachbar“ war nicht leer; er enthielt ein Bündel Rechte und Pflichten; sagte was im Munde des Gleichen; klang nicht wie Herablassung im Munde des Vornehmen; er war Anerkennung gleicher Berechtigung, ein Geständnis der Benöthigung, die Parole einer Verbrüderung. Wenn in solchen Zusammenkünften die Männer ihre Geschäfte mit Zufriedenheit beendigt hatten und Zeit und Wille war da, der Fastenspeise des Werktagelbens die Freude als Fett und Butter aufzugießen, entbot man den Frauen, den Kindern und Regeln. Die Versammlung waren Menschen gleichen Zieles, gleicher Furcht und Hoffnung. Ein Leib, eine Seele! Jung und alt war fröhlich! Denn alle hatten Ursache am Beschlusse, froh ein jeder in seiner Art. Die Alten rückten in Gesprächen näher — die Zungen drehten sich im Tanze. Mutter und Vater ergötzten sich die Augen am Kinde. Diese Freude war Lohn eines beendigten Geschäftes, eine Lust am Beisammenbleiben; nicht Lust aus Tanz, sondern Tanz aus Lust. Saget es selbst, ihr grauen Häupter, Ruinen der Vergangenheit, als ihr Kinder, Jünglinge und junge Männer waret, hatten diese Zeiten denn keine Freude, keinen Frohsinn, keine Lust und kein Vergnügen? Hat euch der später eröffnete Freiball im öffentlichen Saale die Innerlichkeit der alten Einrichtung ersetzen können? — Der Freiball versammelt zwar auch eine Gesellschaft — eine vergängliche, denn ihre Mitglieder vereinigen sich nur auf eine Nacht: das Recht der Auf-

nahme erkaufte man sich mit keiner Pflicht und mit keinem Verdienst. Das Entree bringt Pleti und Pleti zusammen. Eine Gesellschaft, die vor der siebenten Stunde nicht ist und gegen Morgen auseinandergeht und aufhört! Die Verbindung hört auf, sobald der schläfrige Diener die herabgebrannten Kerzen ausbläst. Öffentliche Bälle, durch keine Begebenheit ins Leben gerufen, ohne etwas, was sie ausdrücken sollen, ohne Bedeutung und Sinn, als Berechnung die Allodialcassen zu füllen, bedürfen freilich der Kronleuchter und des Aufputzes, wie Leichname der Schminke. Denn der Mangel eines Inneren muß ersetzt werden durch ein Äußeres. Verzeihet, ihr jüngern Freunde und Freundinnen! den Faschingsfreunden fehlet etwas Wesentliches: die Würze eines Gedankens, die Weihe eines Gefühles, das Bewußtsein, es habe diese Freude etwas zu bedeuten, es sei die Auszeichnung einer Zeit, Bemerkbarmachung eines Zuträgnisses, das Erinnerungsmal einer Begebenheit. Ihr tanzt — das ist wahr, und ihr tanzt mehr und heftiger, künstlicher als die Alten, wie sie jung waren; ihr tanzt sogar mit Aufopferung eurer Gesundheit — mehr zum Erstaunen anderer und zur Erweckung von Besorgnissen, als für euch aus Innigkeit. Denn — kaum werde ich mich deutlich machen können: eueren Tanz habt ihr euch vorgenommen, ehe die Freude noch da war; es ist ein gemachter Ball; es fehlet ihm der Boden einer Geschichte, eines Erfolges, Rechtes, der Sitte. Die Quelle eurer Tanzlust ist Zucken der Fußsohlen, der Boden eurer Freude sind Bretter aus Tannenholz — nichts mehr.

Noch muß ich der Familienfreunden erwähnen, und darunter besonders der Hochzeiten, als eines dritten Kreises, worin sich das Leben und die Freude unserer Altvorderen bewegte. Die Zusammenkunft auf Hochzeiten bildeten theils Freunde durch Blut, theils Freunde durch Gemüth, menschenreich und zeitläufig. Es lebte in der Zeit noch der Gedanke, im engersten Freunde die gemeinschaftliche Wurzel oder die Verzweigung zu ehren. Um dieses Bewußtsein rege zu erhalten, wurden Familienereignisse mit möglichster Theilnahme aller Angehörigen gefeiert und langer, langer Kirchenzug war nicht Stolz auf viele Leute, sondern auf viele Freunde! Die besondern Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit sind nun abgekommen und leben nur noch kümmerlich und versteckt, theils auch verachtet auf dem einsamen Dorfe, je entfernter von Städten, je frischer. Diese Sitten und Gebräuche waren aus der Humanität hervorgegangen, dem Festgeber nicht beschwerlich zu fallen. Eine Hochzeit, die 8 Tage dauerte, zugebracht in Scherz, bei Essen und Trinken, Tanzen und Springen, kostete dem Gastgeber, bei vollgestopften Häusern, nicht mehr, als jetzt. Wie das kam, wäre wohl leicht nach-

gewiesen. Der du es aber zu wissen begehrest, frage deinen Großvater und deine Großmutter, wenn sie noch in diese Zeiten hinaufreichen. Diese werden dir erzählen, wie die Braut und junge Frau mit Pölstern und Kuchelgeschirr, mit Geld und Hausrath beehret ward, wie die Tänzer die Reihen löseten, wie die Musikanten durch freiwillige Gaben der Tänzer bezahlt, wie Bedienung und Hilfe umsonst geleistet ward &c. Die Eiswaren kamen todt und lebendig, roh oder zugerichtet, gebacken und gebraten, freiwillig und unbezahlt ins Hochzeitshaus. Je mehr Gäste, je mehr Geber. Was Ausgabe schien, war Einnahme! Weil jeder wußte, daß er gegeben oder gethan hatte, genoß auch jeder im Gefühle seines Antheiles. Beim Abschiede dankte jeder für die mitgenossene Freude und man dankte zurück für den Antheil, für Vermehrung des Glanzes, Vergrößerung der Freude, für Beiträge und Hilfe. — — Die jungen Eheleute waren ein halbes Jahr lang in der Freundschaft, bei ehemaligen Hochzeitsgästen, geladene Tischgenossen.

Dieser alten Arten gesellschaftlicher Freuden mußte ich etwas weitläufiger erwähnen, weil sie mir den Weg bahnen sollten, die neuen Zustände der Jugendvergnügungen zu beleuchten. Es war nämlich davon die Rede, daß die Jugend, ihren Kreisen der Altersgleichheit entzissen, bedeutungslosen Vergnügungen zugelassen würde, die große Kosten verursachten und für das Jugendgemüth, weil vor der Zeit und im Uebermaß, verderblich wären. Sollte auch die Freude der Jugend, unter Aufsicht der Eltern, nicht sittlicher sein und war die alte Zulassung der Kinder zu ihresgleichen auf Hochzeiten, Zünften und Nachbarschaften immer unter einer Idee versammelt, nicht natürlicher? Diese natürlich veranlaßten Välle, aus aller, d. h. aus niemandes Beutel bestritten, stülten das Bedürfnis, wenn es und solange es vorhanden war. Kein Arrend, den ein Ballpächter zu zahlen hat, legte eine indirecte Steuer auf die Freude. Keine Procente eines kostspieligen Ballhauses mußten durch Verleitungen der Jugend aus der Tasche gespielt und gedeckt werden. Freilich beabsichtigt dies das Publicum nicht — aber der Arrend nöthiget schon sich Nutzen und Entschädigung zu ersinnen. Damals war jedes geräumige Haus irgendeines ehrbaren Mannes bald zum Tanzsaale eingerichtet. Diese Überlast nahm man auf sich, als Ehre oder Gefälligkeit gegen die Jugend, wie ein anderer für ihn einmal die gleiche Unterlast getragen hatte. Ein solches Zimmer auszuräumen waren eine Menge Hände vorrätzig und geschäftig, ebenso zum Einräumen. Etliche Insektkerzen an die Wand, etliche Turner — — die Heiterkeit war da durch die Vorbegebenheit; der Tanz, Ausdruck vorhandenen Gefühles — also inniger; zwischen Rechtsgleichen — also zwangloser; unter Aufsicht

älterer, selbst von Freude ergriffener Leute — also anständiger und ehrbarer. Man durfte nicht luxuriös in Kleidern erscheinen, um sich unter einem Tross, den keine Idee zur Einheit verband, zu unter-scheiden u. s. w., während jetzt im öffentlichen Ballsaale jeder einzutreten die Befugnis hat, er soll nur zwei Bedingungen erfüllen, nämlich den Eintritt bezahlen und im Kleide sich den andern gleichstellen. Das Recht also der Theilnahme gründet sich auf Geld und das Kleid, die zwei Götzen der Zeit. Wenn ich also darüber Beschwerde führe, daß die Vergnügungen der Kinder den Eltern eine Last aufbürden, habe ich nicht Recht? Wenn jetzt zwischen Rutschern und Ruchelsfräulein Kinder der Freien an einem Orte und mit gleicher Berechtigung sich einfänden, ist die Verleitung zu einer auszeichnenderen Kleidung nicht natürlich? Ist das Gefühl der Gleichstellung und Gleichberechtigung im Niederen nicht oft eine Verlockung zur Unbescheidenheit, im Höheren eine Verlockung zu Vertraulichkeiten — wie erklärlich, diese Gleichstellung auch nach der Ballnacht fortzusetzen. Wer kann dem erhitzten Blute wehren, Bekanntschaften zu machen, die außer dem Ballsaale nichts taugen? — Das Bürgermädchen, von der glatten Grazie des Vornehmern bethört, wenn auch sonst nicht mißbraucht, findet die ungehobelte Sprache des Gefellen, der sie aber heiraten, ehren und nähren würde, nunmehr widerlich und unansprechend. Wenn es nicht über die Altarschwelle mit einem Vornehmern ins Ehebett kommen kann, raunt ihm der Teufel ins Ohr: Ei so lehre es um, aus dem Bett vor den Altar. Die protestantischen Kirchen machen durch die abgesonderten Sitze der Geschlechter die Kußpeleien unmöglich — umsonst wachet die Geistlichkeit; denn die Bälle mit Masken geben Gelegenheit zu den schamlosesten Annäherungen. Mit wem man sich schämt, von andern gesehen einen Gruß anzunehmen, dem gibt man verkleidet und von andern unerkant Kuß, Händedruck und mehr. Im bloßen Gesichte schämt man sich auch vor sich selbst — in der Maske nicht. Die öffentlichen Bälle verführen zum Aufwand an Kleidungsstücken und Geldern. Wer in den Credenzen aufwischet, wird gesehen; wo kann ein Kleid so sehr gezeigt, durch Vergleichungen, wo können solche Triumphe gefeiert werden? u. s. w. Wer zahlt nun diese Ausgaben, wer büßt für diese Jugendsünden anders, als die Eltern? Für die Kinder? Nein doch, nur für den eigenen Unverstand! Klagen, gerechte, über die vertheuerte Kindererziehung sind zwar schwer zurückzuhalten. Oft schon, wenn sich Mann und Frau umarmen wollen, legt sich der Gedanke an diese Kostspieligkeit zwischen sie oder macht die Umarmung fruchtlos. Wozu nützen Klagen? Männern steht Klage wie Greinen übel, während Weiber hiedurch schöner werden.

Also statt ferner zu klagen, was die Sache nicht besser macht und nur entstellt, blättern wir lieber im Buche der Erfahrung und Vergangenheit und sehen nach, wie es die Alten anfiengen, daß sie mit geringeren Mitteln ein Geschlecht erzogen, gleich weise, wie gut; gleich tapfer, wie leutselig; gleich volksliebend, wie fürstentreu.

Keine Privaterziehung — alle in gleicher Bahn, bis die Wahl des Berufes, jedem freistehend einem wie dem andern, sie auseinanderbrachte. Das ist recht. Die öffentliche Schule ist öffentliche Beweisführung von Anlage und Verwendung. Den zähen und den weichen Zögling, den empfindlichen und halsstarrigen, weiß der Lehrer, wenn er sein Fach versteht und gelernt hat, auch verschieden zu behandeln. Wenn die Kinderschuhe ausgezogen waren, hieß es: Marsch in die Studentenzelle, an den Coquintisch, unter die sittenbeschirmende Toga, die Kaiser Josef durch seinen Beifall geehrt hat. Kameradschaften auf Zeit! Lebens! Freundschaften, welche die Scheidewand der Eltern, des Cantönligkeistes überfahen! Viele in einer Stube oder Museum. Alle an einem Studiertische, wo bei gemeinsamer Kerze alle versuchten, was aus dem Kopfe, was in den Kopf gieng. Zwischen sich, Rang und Unterordnung, eine Verfassung mit Wahl und Rechenschaftslegung. Kein Canapee als Faubett, kein Bedienter als Werkzeug. Wen die Reihe trifft, ist Wasserträger, Ofenheizer, Stubenlehrer. — Die Kleidung wie zweckmäßig! Nur die Toga ist Studentenkleidung; dann Dolman und Mente Bürgerkleidung, in meiner Kindheit noch allgemeine Festtracht des Bürgers. Dolman, Sommerkleidung; Mente hingegen Winterkleidung. Letzteres mit Lammfell gefüttert, angemessen der Jahreszeit und den Kirchen- und Leichendiensten in Wintertagen. Dieser Pelz mit schwarzem Tuch überzogen, früher auch mit schwarzem Lammfell ausgeschlagen, artete schon vor Anfang dieses Jahrhunderts in die Pracht des Fuchsrückens aus. Mente und Dolman giengen vom Kinn bis unter die Wade. Man brauchte keine scheinige Weste und die stark in die Quere zugeschnittenen, übereinanderliegenden vordern Rockzipfel ersparten dem Träger geflickter Hosen das Erröthen. Die Toga deckte, wenn man ausgieng, die durchlöcherten Ellenbogen. Welche Rücksicht auf Armut, welche Bedachtnahme auf jedermann, der lernen wollte! Das ist Humanität! Wer dies Ehrenkleid trug, grob oder fein, ganz oder geflickt, neu oder alt, galt als Student, genoß die Ehre, die Behandlung, das Privilegium eines solchen. Diese Studentenuniform äußerte aber auch einen Einfluß, eine Rückwirkung auf den Träger selbst. Ein Student, trägt er einen Frack, weicht er in der Abenddämmerung der Gassenliebschaft nicht aus — ungezeichnet durch die Studentenkleidung schlüpft er in die schmutzige

Kneipe, unter das Kehricht der Gesellschaft. Ehrt ihn das Kleid — er sucht es auch zu ehren. Nicht nur auf den Studenten, auch auf den Vater des Studenten äußert diese Kleidung ihren wohlthätigen Einfluss; da ein abgeschabter, unmodischer Frack den jungen Menschen in der Weltmeinung herabsetzt, wird dadurch dieser Sohn veranlaßt, auf feines Tuch Ansprüche zu machen, auf einen neuen modischen Schnitt anzutragen. Hiemit ist er allen Wechselfällen der Modelaune preisgegeben. Dafs die Modesucht Studentenseelen nicht verschont, ist gewifs; dafs mit dem Modetand der Welt Sinn einziehet, aus vielen Beispielen erwiesen.

Nehmen wir nun die klösterliche Wohnung. Der Zaum war scharf — die Kohlen aber auch mild. Die Welt als Nachschule handelt dem idealen Schulleben ohnedem genug ab. Eine verständige Erziehung macht es wie eine Zigeunerin; die Schule begehrt viel — um viel nachlassen zu können. Dieses klösterliche Leben war in allen seinen Einrichtungen dahin bemüht, in den Studenten Takt und Charakter zu bringen — zur Zeit — nach Maß — am Ort. Ausgang und Eingang — Schlaf und Wachen — Anstrengung und Erholung — Gebet und Arbeit — Essen und Nüchternsein. Zur Abendstunde rief das Glöcklein die Studenten nach Hause — wie der Zapfenstreich das Militär — bis zehn Uhr Privatstudium. Dann wurden die sogenannten Schiffe vom Strande gelassen. Der Schlaf brachte Ruhe in den Ameisenhaufen. Fünf Uhr morgens ruft das Glöcklein statt des Morgenhahnes. Der Wecker ruft zur Arbeit und stellt die entzündete Kerze auf den Tisch. Der Vordermann des Zimmers nöthiget aus den Federn. Während die Morgenstunde für den Schulbewohner Gold im Munde hat, was geschieht mit dem Stadtbewohner häufig, nicht immer? — Der Vater schläft selber zu lange und die Mutter hat mit ihrer Zärtlichkeit einen zu ungleichen Kampf zu bestehen, um das Herzenskündchen im sanften Morgenschlächten zu stören. Nun lief auf der Schule nach dem Morgenappell die Beschäftigung fort bis zur Mittagsstunde. Die Coquin für jede Tischgesellschaft dieselbe, immer noch besser als Spartaner Suppe, mit der einst Könige sich begnügten. Gesunden und Zungen ist der Appetit der beste Koch. Der Vater brauchte nur für den Magen das Kostgeld zu bezahlen, nicht dem Gaumen. Speise sei Bedürfnis, nicht Vergnügen. Wie der Freiheitsgeist und Sinn für Unabhängigkeit in einem Volke abnimmt, desto mehr gewinnt der Magen Oberhand. Die niedrigsten Speisen, gesülzt, gedampft, überzudert 2c., was erzeugen sie? Dünger! Studenten gehören nicht ins Kosthaus, weniger noch ins Wirthshaus. Denn es wirft der Anblick, Duft, Geschmack der Speisen in den Beutel des Vaters ein Netz und zieht Geld heraus, das nöthigeren

Dingen aufgespartet werden muß. Wer sich aufs Eis begibt, fällt leichter! — — Lassen wir die übrige Zeiteintheilung — nur noch die Aufsicht und Überwachung des Lebens, der Sitten. Das Auge des Vorgesetzten, die ganze Stufenleiter bis zum Rector, hält doch bessere Wache, als ein gleichgiltiger Hausherr, der ein Verdienst verliert oder ein leichtgeächter Verwandter im Stadtquartier.

Wären auch diese Schulordnungen, wie die mosaische Gesetzgebung in der Wirklichkeit nie so vollkommen ausgeführt, als im Gedankenreich entworfen worden; so legen sie doch ein klares Zeugnis ab von der Umsicht, von der Weisheit der Altväter, von ihrer allgemeinen Volksliebe, welche Wissenschaft und Aufklärung allgemein, allen zugänglich machten, nicht läppisch wünschten, sondern männlich veranstalteten. Wir noch mit den Eierschalen auf dem Rücken wollen die Altzeit meistern und rümpfen die Näschchen, wenn sie noch rozig sind, wenn Ernst und Strenge die Kinder in das Geleis bringen will. Die Schule, als Tochter der Kirche, theilt mit ihrer Mutter das Los der Gefangenschaft, ist dem Weltfinn überantwortet — denen, die da draußen sind. Die Polykratie hat mit ihrem Geplärr von Liberalität und Humanität aus diesen Gebäuden den alten Ernst herausgenommen, wie Kinder Eier aus den Nestern. Während die Umstände — der Nation stählerne Gliedmaßen wünschenswert machen, zieht man dem Jugendcharakter Schlaftröcke an. Die Schlafmütze werden sie sich als Zierbengel später schon selber aufsetzen! Was hat denn die neue Zeit zur Charakterbildung für die Jugend gethan? Welchen Ersatz hat sie an die Stelle des Abolirten gesetzt? Heißt Liberalität etwa den jungen Leuten jeden Willen lassen? Besteht nicht vielmehr die wahre Schulliberalität darin, durch äußern Zwang und Gesetze, nach psychologischer Berechnung, die innere Freiheit und Selbstgesetzgebung wecken, durch Gewohnheit gute Sitten zur zweiten Natur machen? Ist das Humanität, durch die Finger sehen, den Eltern aus Rücksichten zu Gefallen leben? Ist das Humanität, die feste Form der Schulverfassung, nach Launen, wie ungefüertes Brot verfließen lassen, statt nach Principien die Nachkommenschaft zur Himmelsbeschauung, zur göttlichen, festen Weltansicht, zur Aufgabe der Menschheit zu erziehen? Gleich ein gellendes Geschrei über Zwang, Schranke und Fessel. Ist denn Mode, Zeitgeist, weniger Zwang, weniger Fessel? —

Opfer, zur Bestreitung wesentlicher, unumgänglicher Bedürfnisse, hat das ärmer gewordene Elternhaus schon genugsam zu bestreiten — die Abgaben für unwesentliche vermeidliche Ausgaben als z. B. doppelte Kleidertracht, Gleichstellung mit Selbständigen, Nachäffung der Welt — wie werden sie diese erschwingen? Wenn diese Liberalität und Humanität,

in der Bedeutung, wie sie jetzt hat, eine Weile noch fortbauert und für das abgebrochene Gebäude kein anderes bald aufgeführt wird, fürchte ich, wird das Studiren — sonst ein Gemeingut des Volkes, zum Privilegium des Reichthumes, eine Ausschließung für den Armen. Hiemit aber hört die Lichtmasse im ganzen auf, wenn auch der gleiche Lichtstoff in einem einzelnen Gliedmaße neu versammelt wird. Das soll man verhüten und es durch Veranstaltungen möglich machen, daß sich die intelligente Classe aus dem ganzen Leibe der Nation recrutiere.

Wir Sachsen, die wir weder im Adel, noch in einer hohen Geistlichkeit, außer dem Volk eine Stütze für das Volksthum haben, müssen alles Heil für das Volk im Volke selbst suchen. Verlieren wir das geistige Übergewicht, so — — Brutus, schläfst du?

Blasendorf unterhält, aus bischöflichen Händen — durch kaiserliche Freigebigkeit — alle Jahre eine große Anzahl junger Walachen, die, klösterlich erzogen, in der kirchlichen Enthaltensamkeit die große Kunst der Selbstbeherrschung üben lernen. Hier richtet der Unterricht und die Erziehung ihrer Kinder die Eltern nicht zugrunde — vielmehr fließt aus der Erziehung für die Familie eine Quelle künftigen Wohlstandes. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo aus dem immerfort und fort abfließenden Unterrichte für dies Volk Heere von Geistern über das Land sich ausbreiten werden und ihrem Volke leuchten, wie Sonne, Mond und Sterne.

Karlsburg unterhält, aus bischöflichen Händen, durch kaiserliche Freigebigkeit, alle Jahre eine große Anzahl junger Katholiken, die sich dem Dienst der Kirche weihen. Durch strengen Gehorsam — durch Unterwerfung selbst natürlicher Anforderungen — gehen sie, am Willen gestählt, in die Welt hinaus, diese der Kirche zu unterwerfen, mit fester Zuversicht darum, weil die Welt in ihnen schon besiegt, die Pforten der Hölle überwältigt sind.

Sollen wir — bei allgemeiner Auferstehung im Lande, die Einzigen sein, die schlummern, gähnen, schlafen und schnarchen? — Andere pflücken und pflanzen in der Gegenwart sich Vorbeeren und Immortellen; ist es denn eine Sache der Sicherheit, auf den vertrockneten Blättern der Erinnerung der gewesenen Zeiten zu ruhen?

Völker erhalten sich durch Kinderzeugung und Kindererziehung. Das schändliche Capitel der Kinderberechnung, unter den Sachsen nach Zoll und Zirkel übergehe ich. Hätte ich Pfundsohlen zur Gesichtshaut, Scham würde dennoch wie Kohlenfeuer durchscheinen. Ich schweige deshalb; denn alles zu sagen, möchte die Tinte roth, und nur halbes zu sagen, mein Gewissen schwarz machen. Verhinderte Kinderzeugung, Vernichtung der

Elternhoffnung setzt auf den Grabeshügel eines Volkes eine Schandsäule, mehr als Rad und Galgen. Wenn auch nur hie und da die Mütter das Henkeramt führen — schon um der Einzelnen willen, so greulich ist die Sünde, furchtbarer, wenn möglich, als Vater- und Muttermord — trägt der Herr des Lebens und des Todes ein solches Volk in das Todtenregister ein! Die Haut zittert unter dem Heud — das Herz im Leibe — — — aber armer Prediger in der Wüste, darüber haben andere zu wachen — mache dich nicht so tief in diesen Abgrund des Selbstmordes, der Volksvernichtung! Ein Trost ist ja noch da! Welcher? Die vorhandenen Kinder und ihre Erziehung = die Verjüngung des Geschlechts in der Nachkommenschaft, eine Wiedergeburt. Durch die Schultüren strahlet der Morgenstern. Wäre doch des Volkes Schul-lehrer-Seminarium einzig der geistlichen Obhut in BIRTHÄLM anvertraut. Städtischer Begehrlichkeit entrückt, in geistlicher Centralisation mit apostolischem Öle gesalbet, säeten sie SACHSENSINN, d. h. bete — arbeite und entbehre! Das Volk hat Hoffnung nicht nur auf Bestand durch Erhaltung der noch geretteten Sitten — auch Fortdauer durch neuen Lebensgeist. Ein hochherziger, großmüthiger Entschluß mache die Schultüren hoch und weit, daß alles hinein kann durch wohlfeiles Studium; Erziehung zur Selbstbeherrschung, angebahnt durch unabhängige Lehrer, brav im Kennen und Können, Wollen und Wissen, Thun und Lassen.

Unsere Kinder, absichtslos zwar, aber wie wenn es Plan und Absicht wäre, in Genußsucht aufwachsend, in Weichlichkeit erzogen, durch vorreife Genüsse verhätschelt, vom Welt Sinn gegängelt, der Eitelkeit hingeworfen, der Selbstsucht verkauft — sollten sie, unter diesen tausend auflösenden, schwächenden, zersetzenden Einflüssen, den nöthigen Charakter entwickeln, im Erforderungsfall, in der Stunde der Entscheidung, das eigene Ich mit Füßen zu treten, um die Gemeinschaft, das Ganze, das Volk zu retten? Wehe, wenn Pyrrhus, hinter dem Vorhang, den Elephanten weist oder vor dem Vorhang den Beutel und die Schätze zeigt! Weichlingen und Feiglingen werden die Zähne klappern und Gecken und Schuldenmacher werden zugreifen, verrathen, verkaufen. Dahin führt Genußsucht und Verarmung. Die Schule, die von der Weltlust umgarnt ist, baut ein Volksglück mit thönernen Füßen, ein Haus auf Sandgrund. Bloße Verstandes- und Kunstbildung ist nicht genug. Der Teufel ist auch geschick und versteht gut zum Sündendienste zu pfeifen — aber er ist durch Lüge und Betrug ein Vater alles Übels. Wird die Schule, das Salz der Erde, welche dem Leben Geschmack geben, und der Verwefung der Gesellschaft widerstehen soll, durch Selbstsucht

und Dienst der Sinne d u m p f, so liefert sie auch Schüler und Zöglinge feil im Herzen, schwach am Willen, verächtlich in Gesinnung, niederträchtig im Wandel. Wo findet dann, wie sie ihn braucht, die Nation einen Scävola, der sein Fleisch brennt, oder einen Rodrus, der sich in die Schwerter stürzt? —

Politik.

Mit der prunkvollen Außenseite unseres Lebens, dem Schimmer des Aufwandes, bringen wir nicht nur selbst unser Schiffchen zum Sinken, sondern verdecken auch andern den Anblick der Grube mit grünen Reifern, in die wir gestürzt, aufhören sollen, als Volk zu leben. Wir bringen zu unserem eigenen Schaden andere, die Staatslenker, auf den Wahn: die Bürde, unseren Schultern aufgelegt, sei zu leicht, der Ladung und Befrachtung im Schiffe zu wenig. Ist doch der Schein für uns, die wir es doch am besten wissen, so groß, die Täuschung so natürlich, daß wir beim Flittern und Flattern der Gewänder mehrmals uns selbst über die Stirne streichen müssen, um inne zu werden, es sei Schein, nicht Wahrheit, Traumgebild, nicht Wirklichkeit, Hoffart, nicht Wohlstand. Machen wir uns selbst so schwer frei von der Täuschung, wie schwerer wird es einem andern fallen, die Vermögensumstände der Nation zu würdigen, ein rechter Schätzmann zu sein? Kommen vornehme Leute ins Land, Augen des Hofes, zur Erforschung der Wahrheit hereingeschickt -- wie ist alles bemühet, diese wahrheitsuchenden Augen hinters Licht zu führen! Alle Anstalten werden gemacht, den Zustand des Volkes im herrlichsten Glanze erscheinen zu lassen. Die schönsten Pferde werden zur Vorspann auserlesen, mit Hafer im voraus dagegen feist gemacht, daß kein Wassertropfen auf der glänzenden Haut stehen bleibt -- wenn man auch den daheimgebliebenen, der Mehrzahl, nur Zacker an die Hüftknochen hängen kann; der bestgenährte, amtsergebenste Bauer kommt in den Sattel oder auf den Boß; der hohlwangige, vergelbte bleibet zu Hause, der Ausschwäger, wer feine, neue, decartierte Kleider hat, Mienen der Zufriedenheit, eine Zunge in Honig getaucht -- alle dazu geeignet, ein Schauspiel aufzuführen mit dem Titel „L a n d e s g l ü c k s e l i g k e i t“, umflattern den Angekommenen; der Ehrenmann, der Wassereinschanker bleibt mit den abgeschabten Ärmeln im Winkel. Saget in aller Welt, wie kann man ein Land auf einer Durchreise beurtheilen, als aus dem, was man sieht und hört. Der Schein gilt fürs Sein! Dieser schaugestellte Glanz strafet dann den Weheruf über Verarmung der Lüge und Übertreibung. Das Land gilt, wofür es sich ausgibt; da man mit dem Wohlstand die Bekanntheit macht, bleibt die Verarmung unbekannt. Können Bitten um

Erleichterung und Gesuche um Hilfsleistung für die Verarmung dann als Wahrheit Eingang finden, wenn sich die Verstellung im Prunk und Überflusß hervordrängt auf die Straße in die Kreuz und Quer. Diese Theaterdecorationen sind so täuschend gemacht, daß das schärfste Auge ob dem Weihrauchdampf — die Täuschung für Wahrheit hält. Dies hat zur Folge, daß die Täuschenden die Getäuschten werden. — Freilich hat man nicht zur Absicht, zu täuschen, man will den hohen Gästen nur Freude, nur Vergnügen machen. Die Freundlichkeit des Anblicks will im Reisenden nur angenehme Gefühle erwecken, und von diesen angenehmen Erinnerungen und Eindrücken erwartet man später Wohlwollen und Geneigtheit. Mir scheint's, als gienge man hierinnen fehl! Die hohen Reisenden haben ja schon für das Land Wohlwollen und Geneigtheit, zu Hause schon, ehe sie noch hereinkamen. Der Anstalten zur Erweckung des Wohlwollens und der Geneigtheit bedürfte es also nicht. Beabsichtigt etwa die Bereisung die Erkenntnis der Landesgesinnung? Was laufen dann nur Beamte vor? Eine Reise incognito wäre ein sichereres Mittel, eine Zusammenkunft mit Leuten aus allen Ständen. Blicke die öffentliche Presse frei, sie gibt ein wahres Bild des Lebens, der Gesinnung, des Zustandes, der Gemüther. Es bedarf, wenn durch sie die Wahrheit gesagt werden darf, nur des Willens, um alles zu erfahren, was man zu wissen wünscht. Reisemühe, Reiseunkosten sind erspart — Vorspiegelungen hören auf — die Wahrheit steht entschleiert. Wenn man sich zeigen will, zeige man sich, wie man ist, um nicht als das zu erscheinen, was man nicht ist. Die dermaligen Empfänge und Veranstaltungen bei Reisen hoher Herren sind aufgetragene Schminke; sie erzeugen ein Vorurtheil von Vollblütigkeit, von Stärke und Gesundheit. Was geschieht darauf und darnach? Wenn dann die Poesie der Darstellung vorüber, das angestellte Lustfeuerwerk abgebrannt ist — wer dann den Heimgekehrten das nackte Gerüst im verlassenen Lande zeigen wollte — nur hurtig hinaus, ehe man ihm die Thüre zeigt. — Hat man doch selber den Glanz, die Pracht, das Wohlleben und den Wohlstand des Landes mit eigenen Augen gesehen! — Die Politik der Niederen wäre also, die Verarmung vor hohen Augen nicht zu verdecken, nicht zu verkleistern, nicht zu bemänteln.

Die Politik in der Höhe wäre aber, der Verarmung Schranken zu setzen. Denn aus der Verarmung erwächst für die gesellschaftlichen Zustände, für den Staat, eine Gefahr. Daß die Verarmung eine Begleiterin der Hoffart ist, ist bekannt; weniger anerkannt, daß die Verarmung der Völker in ihnen die Mißstimmung erzeuge, die jetzt epidemisch als Krankheit des Jahrhunderts grassirt. Die verschiedensten

Völker und Völker sind missstimmt, ein allgemeines Mißbehagen schreitet klagend über die Strecken der civilisirten Welt. Die Staatsmänner haben kopfschüttelnd langher schon den kranken Zustand beobachtet und mit den diplomatischen Fingerspitzen die Pulse befühlt. Die Feinde der Aufklärung leiten das Übel aus dem Übermaße des Lichtreizes her, der das Gehirn zu stark angegriffen habe, und rathen daher folgerichtig als Heilmittel die Verfinsterung des Krankenzimmers an. Andere, entgegengegesetzter Meinung, machen der Unwissenheit, der Finsternis Vorwürfe und leiten alles Mißbehagen aus dem Unverstande, aus dem Mißverstande, also aus Mangel gehörigen Lichtes her. Wenn daher das Mißbehagen in Aufruhr ausbricht, schreien diese: Finsternis, Finsternis! jene: Licht, mehr Licht, noch mehr Licht! Ob ganz die Tag-, ob ganz die Nachtvögel recht haben, kann ich als Dämmerungsfalter nicht entscheiden, da ich in meinem Hellsdunkel einer isolirten Stellung nur so viel erkennen kann und auszusprechen wage, daß ich diese Mißstimmung, Unzufriedenheit und Mißbehagen für keine Kopfkrankheit halte. An die Lehren dieser obigen zwei Gegenfüßler als an ein Universalmittel glauben ohnehin die graduirten Doctores nicht. Meiner geringen Meinung nach kann diese Krankheit nicht im Kopse sein, weil, zum Trost der Lichtscheuen, das Denken noch nicht so allgemein die Sache des Jedermanns ist, daß ein allgemeines Übel der Mißstimmung in ihrer Allgemeinheit daraus allein sich erklären ließe. Auf der anderen Seite werden die Lichtfreunde auch so gütig sein, einzugestehen, daß der Tag zwar wachsen kann, aber seit dem Abzug Moses aus Aegypten eine derlei Finsternis, wie sie damals war, nirgendswo mehr zu Hause ist. Es scheint daher am sichersten und gerathensten zu sein, keiner Partei beistimmend hierinnen, diese Mißstimmung nicht sowohl in einer Fehlerhaftigkeit des Urtheiles, im Mangel des Lichtes oder der Blendung zu suchen, sondern sie für einen Seelenzustand, für ein Übel zu erklären, wo das Herz der Sitz der Krankheit ist. Darf ich daher, nach Hut und Stocck greifend, um mich zu empfehlen, mein Stimmchen auch abgeben, so möchte ich dann in meiner Unbedeutendheit das Übel im Begehrungsvermögen suchen, und zwar in demjenigen Theile, wo es heißt: Ich hätte gern, doch hab' ich nicht! Des Zeitalters Begehrungsvermögen, der Verbrauch ist dem Erwerb, die Ausgaben den Einnahmen über den Kopf gewachsen. Es ist eine Abnormität vorhanden. Aufgeklärt oder nicht aufgeklärt — die Völker haben sich eine solche Menge Genüsse angewöhnt, die sie nicht mehr imstande sind, zu befriedigen. Es ist nicht eigentliche Noth oder Entbehrung natürlicher Bedürfnisse, wie sie die Unterhaltung des

Lebens fordert, sondern die besondere Art Mittellosigkeit, die künstlichen, außernatürlichen Bedürfnisse zu stillen, wie wir sie uns einbilden, angewöhnt und zur zweiten Natur gemacht haben. Die natürlichen sind leicht befriedigt — sie haben Maß und Grenze; diese hingegen sind unersättlich, grenzenlos. Der gefüllte Magen kollert nicht — der Leib bedeckt zittert nicht — die Zunge genetzt klebet nicht am Gaumen. Für alles dies sorget der himmlische Gastgeber, der die Vögel nährt und den jungen Raben ihr Futter gibt, wenn sie ihn anrufen; — aber der nimmerfatte Hunger der künstlichen Bedürfnisse, die Blöße, die sich in zehn Kleidern nackend fühlt, der nie zu stillende Durst nach immer neuen, immer theureren Genüssen stachelt den Verschwender, der durch seine Schuld zugleich auch der Habenicht's in einer Person ist, zu immer neuen Klagen, mißstimmt sein Herz und versetzt es in die übelste Laune.

Die Bemühungen des Staates, jedem Grenzeingeschlossenen Lebenswege zu eröffnen, die Sorge für Erweiterung des Erwerbes ist allerdings eine dankenswerthe. Alles, was für Industrie geschieht, von der Gewerbschule bis zum polytechnischen Institute, sind, beim wahren Namen genannt, Veranstaltungen zur Vermehrung der Einnahmen, um — doch die Ausgaben, die die Staatsgehörigen einmal haben, zu decken. Wenn nur nicht mit der Vermehrung der Mittel, vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen — die Bedürfnisse selbst wüchsen an Zahl und Stärke! So aber bleibt zwischen Einnahme (Erwerb) und Ausgabe (Bedürfnis) immer eine unausgefüllte Kluft, eine Differenz, ein Deficit, die Noth, der Mangel, ein unbefriedigtes Bedürfnis. Steigert man die Fähigkeit der Einnahmen ins Unendliche, — so hat die Eigenschaft des Mehrbedürfnisses, das Übermaß der Ausgaben dennoch einen Vorsprung. Wie auch die Erwerbskraft meilenweit Schritte thut, macht die Verbrauchskraft noch größere Schritte! Sie werden nie mitjammen gehen — im Herzen wird das niegestillte Verlangen nie den Frieden, die Gemüthsruhe, das Wohlbehagen aufkommen lassen. So klug bin ich schon, auch so bescheiden, daß ich mich nicht zu den Klügsten rechne — aber bei aller dieser Limitation muß ich doch offenherzig gestehen, daß ich diese Bestrebungen des Staates, „die Einnahmen des Volkes zu vermehren,“ für eine Einseitigkeit, für eine halbe Maßregel halte. Will der Staat seine Völker zur Ruhe bringen, will derselbe, daß in den Völkerherzen Friede geschlossen werde — muß zur halben Maßregel noch die andere Hälfte hinzugethan werden, um das Ganze zu haben, die Verminderung der Ausgaben. Nicht mit der Barthsheit des großen Czaren, womit er nolens volens seinen

Bojaren die Bärte abnehmen ließ, also überhaupt nicht durch Eingriffe oder Machtsprüche, sondern durch Leben und Ansichten ändernde Veranstellungen, um durch Erweckung der Kraft, sich einzuschränken, die Ausgaben zu vermindern. Nur wenn die Verminderung der Genußsucht, die Kraft der Selbstbeherrschung und Beschränkung, d. h. die Verminderung der Bedürfnisse und Ausgaben, sich von den vermehrten Erwerbsmitteln, der Kraft der Befriedigung, d. h. der Vermehrung der Einnahmen sich einholen läßt, wird das problematische Stönuchen in die Aufgeregtheit der Leidenschaften ausgeleert werden, mit der Hoffnung, den Sturm zu beschwören: nur dann wird das Mißbehagen der Völker in ein Wohlbehagen verwandelt, die Mißstimmung in Wohllaut und in die Harmonie einer sich genügenden Zufriedenheit aufgelöst werden. Vermehrung der Erwerbskraft, einseitig, wie jetzt betrieben, ist, mit Erlaubnis es zu sagen, nur eine Erregung der Leidenschaftlichkeit, ein Vorschub der Sinnlichkeit, eine Beförderung des Weltfinnes. Die nöthige Beschwörung dieser schlimmen Geister durch Selbstbeschränkung, das Dämpfen der Leidenschaft, ein Geschäft des geistigen Factors im Staatskörper, ein Geschäft und die Aufgabe der Kirche. Papst Sildebrand ist zwar von Protestanten und Katholiken tausendmal getadelt und verschrien worden — aber seine Idee von der herrschenden Kirche wird dauern, so lange die Welt dauert. Die Herrschaft der Sittlichkeit, nicht das Gesetz und die Gewalt, kann die Welt erlösen und beseligen. Lange noch wird die Weltmacht die Kirche gefangen halten und mit Schmähungen überladen, weil sie nicht bewirkt, woran man sie doch selber hindert; aber es wird eine Zeit kommen, wo der weltliche Stand der langgefesselten Mutter ungebeten die Handschellen abnehmen wird, um sich den Segen zu holen. Diese Lehre macht zwar Bauchgrinnen, wie das Buch, welches der Apokalypstiker verschlang, aber ohne dies Bauchweh erscheint nicht die Offenbarung des neuen, herrlichen und heiligen Jerusalems, der Weltfriede, die Erlösung vom Übel, Gottesreich und das Reich Jesu Christi.

Der Arme und der Verarmte sind ihrer zwei. Der Arme hat gute und willige Diener, die die Bürde tragen helfen. Gewohnheit heißt der eine, und Unbekanntschaft mit dem Entbehrten der andere Diener. Beide machen, daß das Entbehrte nicht als Druck, nicht als Entbehrung erscheinen und empfunden werden. Die Genußsucht aber, die vom verbotenen Baum einen Apfel einmal angebissen hat, verzehret nicht nur diesen ganz, sammt Grips und Schalen, sondern fährt im Ablefen so lange fort, mit Hand und Leiter, Stange und Wurf, bis alles gar ist und am Baume nichts als Blätter sind. Fehlen ihm die

Mittel, die Äpfel zu langen, oder ist die Erlaubnis verwehrt, so wässert ihm doch immer der Mund darnach, wie dem quondam Tantalus. Sein Sinnen und Trachten steht ewig darnach. Mit lüsternden Augen sieht er wachend und im Schlafe träumend die unnahbaren Äpfel an den aufschnappenden Ästen hin und her sich wiegen und winken, und wenn er, die getrocknete Zunge zu kühlen, die hohle Hand nach den Silberwellen streckt, weichen sie tückisch zurück. Gefamte, gefostete, eingewöhnte Genüsse, zum Bedürfnis geworden, bei bellendem Magen, bei juckender Kehle, welche das Gelüste und die Einbildung süßer noch vormalen, als sie sind, und welche zu genießen die Verarmung immerdar verwehret — dies macht übellaunig, verstimmt, unzufrieden, rasend. Der Armgebohrne, der Arme im Geiste, hat an der Genügsamkeit einen Engel, der mit wenigem viele sättiget, kleidet und tränket; sein Zuspruch tröstet, beruhigt, besänftiget, mit Geduld, mit Hoffnung und Ergebung in die Ordnung, den Willen Gottes; — während über dem Rücken der verarmten Genußsucht ein Teufelskerl eine zerfleischende Geißel aus drei Drähten schwingt: die Nimmersättigung, Mißgunst und Schamlosigkeit. Beim Armen ist die Gewohnheit an sein Los ein Schlaftrunk für die Leidenschaft, die ungewohnte Mittellosigkeit für den Verarmten ein Dornenlager und Stachelgürtel. Ein chinesisches Weibchen hat Füßchen, denen man aus einem Gänsefuß zwei Schuhe machen kann; es wird ein solches Himmelskind über die enge Fußbekleidung nicht murren, weil sein Füßchen nach dieser Schustermodel sich ausgebildet hat. Würde einer Europäerin nach diesem Schnitt ihre Patsche in ein Stiefelpärchen eingezwängt, sie schrie Mord und Zeter!

Armut also, nicht — die Verarmung bringet dem Staate Gefahr. Nur die äußere Macht hält vor Gewaltthatigkeiten die Verarmung zurück. Die Leiden der Verarmung sind ohne Zuspruch der Religion eine unmenschliche Folter. Reise an Reisen muß ein solches Bundlegeln haben, soll das Gefängnis nicht vom gährenden Säfte gesprengt werden. Gegen das Häkchen, mit dem man die nordfüchtige Magnetnadel absperret, treibt ihre Natur sie fort und fort. Dieses Häkchen ist für die verarmte Genußsucht die bestehende Einrichtung der Gesellschaft, die bürgerliche Ordnung, der Staat. Der Unzufriedene aus Verarmung stemmt sich mit aller Macht, die ihm zugebote steht, gegen diesen Bestand der Dinge, als gegen die Anstalt, die die Fortsetzung seiner Entbehrungen und Leiden verewiget. Die Natur in der Richtung des Begehrungsvermögens hat der Verarmte mit der Magnetnadel gemein — aber sein Widerstand gegen das Bestehende, den Staatszwang, hat mehr Ähnlichkeit mit einer Spiralfeder in einer

Taschenuhr, welche auf das äußerste gespannt ist. Je größer die Einschränkung, je größer der Gegenbruch. Ist der Zwang zu groß, so bricht sie = Selbstmord; oder ist die Feder zu kräftig für das Uhrwerk und die Spannung aufs höchste, so jaget die Feder das Räderwesen surrend durcheinander, daß das Ganze verhudelt wird = Revolution. Ich fürchte daher nicht den eigentlich Armen, das lastgewohnte Kameel, das Wasser trinkt und mit Disteln sich begnügt; ich fürchte die Verwegenheit, das Brüten der Verarmten auf Anstellung, Abänderung, Umsturz und Umwälzung. Mir ist die Verarmung eine Bestie, die in die Kette beißt, seine Schnauze leckt, die nach Blut, der alten Speise, begehret, die funkelnde Blicke schießt, späht, ob etwa ein Glied losgeht, um auf die Beute den furchtbaren Satz zu thun, um im Blutbad, im Würgen für Gefangenschaft, für Entbehrung zu entschädigen. Betrug und Ungerechtigkeit — Häusereinbruch, Brandstiftung und Straßenraub sind nur das Zerren an der Kette. Revolution suchen die scheuen Augen. Darum haben von jeher Verarmte in Revolutionen die Hauptrolle gespielt — zu allen Unternehmungen dieser Art die Hand eingeschlagen, sind als Wagehälse zuerst auf die Mauer gestiegen.

Einzelne Verarmte — sind nur Tropfen; wird die Verarmung und Genußsucht allgemein, sind sie ein Meer, das als List ein Loch für sich im Deiche bohren will, als Gewalt den Durchbruch des Ganzen versucht. Daher muß der Verarmung und der Genußsucht das Talar und die Tiare, Groß und Klein, Herr und Knecht, Mann und Weib wie einer Wassernoth zulaufen, ehe mit stürzendem Damm die losbrechende Flut Mann und Maus ersäuft.

Nimesch, den 31. Mai 1843.



An mein Volk!

Ein Vorschlag zur Herausgabe von drei absonderlichen
Zeitungen für siebenbürgisch-deutsche Landwirtschaft,
Gewerbe, Schul- und Kirchensachen.

(1843.)

Vorwort.

Denselben Vorschlag, den ich hiemit allgemeiner Beherzigung übergebe, trug ich schon längere Zeit in mir. Bei Gelegenheit des Schäßburger Vereines 1842 kam er bei einigen Freunden bereits zur Sprache. Der Gedanke fand Anklang — aber keinen Nachklang. Die Zeit war kurz — ich krank — die Sache neu. Schadet nicht, dachte ich; aus dem Most wird derweil Wein werden. Was er an Süßigkeit verliert, wird er an Geist gewinnen; liegt er noch ein Jahr unterm Spund, kann er abgezogen werden und deinen Freunden kannst du dann, wenn Gott will, in Kronstadt klaren Wein einschenken.

Die Monde bekamen und verloren die Hörner. Das Jahr 1843 rückte mit seinem Donnerstage nach Pfingsten heran, ein Ziel vieler Wünsche, vieler Hoffnungen! Mittlerweile flog von der Kofel, flog vom Zibin und anderswoher ein Briefchen herbei mit Anfragen, Mahnungen, Aufforderungen, Blätter im Taubenschnabel, Bottschaften der Hoffnung! Kronstadt, hieß es, Kronstadt. Der erwünschte Tag kam. Er war für mich und viele andere ein Pfingsttag! Der Landeskunde opferte ich nur die wenigste Zeit; ich überließ das andern, die dazu mehr Beruf haben als ich. Landeskunde hin, Landeskunde her — der Verein war mir die Hauptsache! Darum ließ ich Freundschaft — Kunst — Natur auf alle Stunden, außer der Sitzung, Beschlag legen. Als der Fuhrmann an die Heimreise mahnte, ward ich erst gewahr, daß ich dem Vorsatze wenig gelebt, der Gegenwart ganz, nicht einmal

halb der Zukunft. Ich zog daher aus der unvergeßlichen Kronstadt heimwärts, selig zwar in Erinnerungen gehabter Genüsse und voll Danks für den freundlichen Ort, aber — betrübt durch Vorwürfe über meine Unthätigkeit im Vorhaben. Wollte ich mich rechtfertigen, müßte ich die Unschuld beschuldigen. Denn da gab es alte Freundschaften aufzufrischen, neue zu schließen, und Gefühle sehen nicht nach der Uhr. — Die Riesenorgel — die Musik und der Gottesdienst nahmen andre Zeit dahin. Endlich die Berge, der weiße und der schwarze Thurm — die Gewerbeausstellung — Zaisan, Rosenau und Törzburg — alles zerstreute! Wie hätte ich da fangen können, selbst ein Gefangener! Die Tage waren zu kurz — es wurden die Nächte hintereinander zur Verlängerung genommen. Ich erlag den Eindrücken, den Anstrengungen, den letzten Sonntag fielen mir die Augen zu — über Tisch; war gleich der Geist willig, das Fleisch war schwach. Ich glich einer Mühle, die, durch allzu große Zuflüsse in Schwall gesetzt, endlich aus Überfluß der Triebkraft völlig stille steht. —

Zu Hause nahm ich mich dafür tüchtig ins Examen! Die Unthätigkeit des Maules, die ich mir am geeigneten Orte hatte zuschulden kommen lassen, war nicht mehr zu verbessern; also mußte die Hand und die Feder die Sünden desselben daheim büßen; nicht zum erstenmale, daß der unschuldige Theil für den schuldmäßigen leiden muß. Was hinter diesem Vorworte folgt, ist aber die nachträgliche Frucht meiner diesfälligen Buße, Reue und Bekehrung. Daß ich dies öffentlich gestehe, gehört mit zur Sache, denn, wie bekannt, ist ohne Sündenbekenntnis keine Vergebung. Zum Glauben gehören aber auch die Werke.

Vielleicht hätte das Schriftchen eine Aufnahme auch in die Zeitungen gefunden, wenigstens in eine. Denn für die Öffentlichkeit ist es bestimmt, und ich habe weder aus meinem Willen, noch aus meiner Schwäche ein Geheimnis zu machen. Aber ich that's nicht: einmal weil älteren Ärzten die Aushilfe jüngerer Amtsgenossen meistens unnöthig erscheint; dann auch weil der Aufsatz für eine Nummer zu groß gerathen in mehrere Fortsetzungen hätte zerbißelt werden müssen, die mir zuwider sind, weil sie den Eindruck zerstören. Also muß dieser Vorschlag den Weg allein für sich machen, freilich als schwächlicher Geselle, dem ich, damit ihn der Wind nicht nehme, einige Nebengedanken in die Tasche habe fallen lassen als Steine zur Beschwerung. Lieber Landsmann und Sprachbruder, klopft er bei dir an und sucht Abnahme seiner Siebensachen bei dir, gib ihm Obdach und freundliches Gehör! Was er dir vorlegt, geht auch dich an. Wenn in allen bist auch du ent-

halten; was der Gemeinschaft nutzt und frommt, bringt auch dem einzelnen Lob und Ehre — Schande oder Schaden.

Aut nunc, aut nunquam! d. h. das Eisen muß man schmieden, wenn's heiß ist! Kannst oder willst du seiner Dienste nicht gebrauchen, eins so schlimm wie's andere, und schickst ihn fort (schwer wird es ihm fallen); so schreibe wenigstens dies in dein Wanderbuch: Er meint es gut und ehrlich! und empfiehlt ihn anderen, die können oder wollen.

Der Verfasser.

Ich freue mich über den Bestand unserer zwei deutschen Zeitungen wie irgendeiner und wünsche ihnen fernerhin Dauer und Gedeihen von Herzen. Aber sie genügen meiner bescheidenen Ansicht nach dem allseitigen Bedürfnisse nicht. Denn sie umfassen, a potiori sit denominatio, beinahe nur die Rechtsseite unseres Volkslebens; vernünftigerweise kann ich ihnen dies zu keinem Vorwurfe machen. Die übrigen Theile, aus denen das Volksleben besteht: Schule und Kirche — Landwirtschaft und Gewerbewesen, bleiben ziemlichernmaßen ohne Besprechung, gehen größtentheils leer aus oder kommen als sparsame Zuwage dann und wann obenhin in den Kauf. Die verschiedenen Färbungen, welche diese Zeitungen seit ihrer Entstehung und Auferstehung angenommen haben, lassen die Bemühungen der Redactionen deutlich wahrnehmen, daß sie das mehrseitige Bedürfnis gefühlt und demselben genüge haben leisten wollen; aber ebenso augenfällig ist es, daß dieser Gedanke nie vollkommen oder auf die Dauer hat ausgeführt oder festgehalten werden können. Die Politik, welche in diesen Blättern ihrer Bestimmung gemäß vorherrschen muß, nimmt zu vielen Raum für sich ein. Einzelne Artikel über Schul- und Kirchensachen, über Landwirtschaft und Gewerbewesen scheinen sich gleichsam nur hinein verirrt zu haben, fühlen sich unwohl und mißbehaglich in der fremden Gesellschaft und thun, wenn sie aufgenommen werden, den eigentlichen Tendenzen dieser politischen Blätter jedenfalls Abbruch. Nun hat man zwar mehrseitig den Vorschlag gemacht, diese theils unvertretenen, theils stiefmütterlich behandelten Gegenstände als Beilagen zu den bisherigen Zeitungen erscheinen zu lassen. Dieser Vorschlag entsprang aus der ehrenvollen Besorgnis für die älteren bestehenden Blätter selbst; man meinte nämlich, die Entstehung dreier absonderlicher neuer Zeitungen dürfte den Absatz der bisherigen Blätter also beeinträchtigen und die ohnehin schwache Abonnentenzahl dermaßen vermindern, daß sie sich fürder nicht würden halten

können oder bei geschwächten Geldmitteln unter die Stufe herabsinken, auf die sie sich nur jüngst mit Anstrengung hinaufgeschwungen hätten. Denn, sagen sie, je besser die Redactionen honoriren, je mehr befähigte Arbeiter finden sich ein; hat nun eine Redaction, an Abonnenten ärmer geworden, über geringere Geldkräfte zu verfügen, so sieht sie sich auch in der Lage, schwächer zu honorieren. Dieses aber hat zur Folge, daß sich die besseren Köpfe einträglicheren Geschäften zuwenden. Denn, wenn irgendwo, so gilt der Spruch des Alterthums vom Zeitungswesen:

Donec eris felix, multos numerabis amicos,

Tempora si fuerint nubila, solus eris!

d. h. auf deutsch: Solange guter Wein und gewählte Speisen auf dem Tische sind, sei um Gäste unverlegen.

Diese wohlwollende Besorgnis um die unbekümmerte Erhaltung dieser hochverdienten Zeitungen muß ich ehren; auch mir sind sie Nationalsache, aber diese Besorgnis selbst theile ich meinerseits im mindesten nicht. Denn es bleibt, selbst wenn dieser Vorschlag zur Ausführung käme, den beiden früheren Zeitungen auch fernerhin alles das belassen, was sie zu politischen Zeitungen macht, als: Allgemeine politische Neuigkeiten, Tagesereignisse im In- und Auslande und die Besprechungen über die socialen Verhältnisse im Innern des Volkes sowohl, als in Bezug auf die übrigen Landesbewohner. Derjenige Leserkreis also, welcher sie bis jetzt gehalten hat, hielt sie nicht wegen der nur mitunter einlaufenden Fachsachen über Schule und Kirche — Landwirtschaft und Gewerbeswesen, sondern — hauptsächlich — wegen ihres allgemeinen socialen oder politischen Inhaltes. Was der Bürger, der Bauer, überhaupt jeder bisher darinnen suchte und fand, findet er auch in Zukunft nicht minder. Darum wird er das Blatt halten später wie früher. Denn die Ankündigungen, welche diese Zeitungen ihrer halbjährigen Einladung zur Pränumeration vorausschickten, haben nie versprochen, die Landwirtschaft, das Gewerbeswesen oder Schul- und Kirchensachen zum Gegenstande ihrer absonderlichen Behandlung, zur Aufgabe ihrer Bestrebungen zu machen. Ja der „Vote“ hat sich ausdrücklich erklärt, auf ökonomische Dinge fernerhin nicht eingehen zu wollen. Mithin ist durch das Entstehen der 3 vorgeschlagenen Fachblätter, also eo ipso, der Fortbestand der bisherigen Blätter gar nicht gefährdet. Mit diesem Bekenntnisse ist aber noch viel zu wenig gesagt, vielmehr muß überdies noch behauptet werden, daß diese 3 Fachblätter, falls sie zur Welt geboren werden, Eigenschaften in sich bergen, den bisherigen Zeitungen sogar noch nützlich zu werden. Durch Ausscheidung des Fremdartigen nämlich werden sie vor's erste dasjenige mehr sein

können, was sie ihrer Natur nach sein sollen; vors zweite werden die Fachblätter durch Befriedigung der speciellen Interessen der einzelnen Stände in vielen Leuten die Lust zum Lesen wecken, sie dadurch auch in die Regionen des anderweitigen Volkslebens einführen, zum Lesen also auch politischer Zeitungen bewegen und anreizen, welche ohne die Reizung durch Befriedigung des Fachinteresses schwerlich sonst bewogen worden wären, ein derlei Blatt je in ihrem Leben in die Hände zu nehmen. Denn leider gibt es noch unter Gebildeten und Ungebildeten auch Halbgebildete, eine große Menge, die zu den Vätern versammelt werden, ohne etwas mehr gelesen zu haben als sie genusst haben. Der Bauer liest über sein Fach sozusagen gewöhnlich nichts. Das Gleiche gilt von dem größten Theile der Gewerbewelt, und von den Gebildeten trifft man noch viele an, die nach beendigten Studien oder mit Eintritt ins Berufsleben jedes fernere Lesen auf der Seite lassen und von ihrem Volke, von ihrem Vaterlande und Kirche, von ihrem Geschlechte und seiner Entwicklung höchstens das erfahren, was ihnen ein Belesener nolens volens und gelegentlich einmal vorsaget. Wird aber in dieser Indolenz durch Darreichung von Fachsachen der Appetit zum Lesen geweckt, so steht zu erwarten, es werde sich diese Leselust, am nächsten gesättiget, auch an die anderen Gegenstände der Nation, des Landes, des Staates, der Menschheit überhaupt wenden. Locke man den Bauersmann durch seine Zeitung gleichsam auf die A-B-C-Bank des Lesens, so ist die Bürgerzeitung für ihn schon ein Syllabisieren, und das Kirchen- und Schulblatt wäre das eigentliche Lesezimmer. Da ist es nun offenbar, daß ein vollendeter A-B-C-Schütze sich von selbst auf die Syllabisierseite setzt, und aus dieser Classe werden sich immer auch einige, befähigt durch Übung oder begünstigt durch Geschicklichkeit, von selbst zwischen die Leseschüler machen. Und so ist denn die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit vorhanden und gegeben, daß die durch Fachblätter geweckte und vermehrte Leselust auch den politischen Blättern wie auch anderen Schriften zugute kommen werde. Diese Weckung und Vermehrung der Leselust halte ich aber für eine sehr große Empfehlung des Vorschlages. Denn Lesen bewirkt Denken und umgekehrt verlangt Denken nach Lesen. Lesen und Denken hat zur Krone geistige Selbstständigkeit und Mündigkeit — ein Ziel, dem unser sächsisches Nationalinteresse mit beiden Händen zurudern muß. Das specielle Wohl unseres Volkes kann daher jeder Lichtverbreitung nur mit heißen Wünschen entgegengehen; denn unsere sociale Stellung werden wir umso eher lösen, je mehr wir, andern leuchtend, selbst im Lichten wandeln und unserer Bestimmung als Missionäre des

Westens nach Pflichten und Rechten aufs deutlichste bewußt sind. Sind wir aber selber blind, wie wollen wir als Beispiel den andern den Weg weisen? — Dieser Richtung zur Lichtverbreitung, dieser Vermehrung des Denkens und Lesens durch absonderliche Fachblätter werden gewiß weder der Bote noch das Wochenblatt entgegen sein!

Der Vereinigung aber dieser 3 Fächer mit dem Boten und Wochenblatte, falls diese es wünschen sollten, stehen 4 Gründe entgegen.

1. Würden diese Gesamtzeitungen für die Post zu dickleibig, sie schwellen zu Heften an, zu Büchern, die alle zu lesen zu wenige Zeit und Lust hätten.

2. Lassen sich gelehrte Dinge, landwirtschaftliche Gegenstände und Gewerbefachen nie und nimmer in einer und derselben Schreibart behandeln oder über einen gleichen Leisten schlagen. Der Bauer bedarf einer eigenen Sprache — einer anderen der Bürgermann, wieder einer anderen der Schullehrer und Gelehrte. In gleicher Sprache, Auffassung und Darstellung lassen sie sich nicht schreiben, — also in einer verschiedenen? Gibt aber dann diese Vereinigung nur ein Blatt: sind es nicht vielmehr drei, nur in einem und demselben Umschlage. Was profitirt denn dabei die Lesewelt? Was hat dann dieser Vorschlag für sich?

3. Auch protestirt gegen die Zusammenhäufung der Beutel, weil diese nothwendig einen erhöhten Preis herbeiführen muß für jeden, der sie hält, und nicht wie im andern Falle bloß für den, der sie alle mitfaumen behalten wollte. In einem solchen vereinigten Blatte wären eigentlich viererlei Dinge enthalten: 1. Politik, oder die bisherige Zeitung, 2. Schul- und Kirchensachen, 3. Gewerbegegenstände und 4. landwirtschaftliche Dinge. Von dem übrigen Zugehör, das in diesen Zeitungen wie in jedem Schneiderconto obendrein erscheint, schweige ich der schönen Leserinnen wegen, die, weil selbst süß, des Naschwerks und der Zuckerbäckerei nirgends entbehren wollen. — Von diesen genannten 4 Theilen kann der Bauer, seines Kopfes und der Abfassung des Blattes wegen, nur den einen verstehen, der absichtlich für ihn geschrieben worden. Die 3 andern wären für ihn so gut als nicht vorhanden. Demohnerachtet müßte er sie alle 4 bezahlen. Wie es dem Bauern, der Schreibart und seines Verständnisses wegen, ergienge, so gienge es sowohl ihm als den übrigen Ständen in Betreff des Interesses. Von den 4 Theilen interessirte einer etwa, aber doch müßten alle 4 bezahlt werden. D. h. mit dürrn Worten: Man trinke 1 Seidel, muß aber die ganze Maß bezahlen. Wird diese vierfache Kreide viele Gäste herbeiziehen?

4. Sobald eine der beiden Zeitungen zu ihrem Hauptstoff noch die Fachstoffe als Beilage in sich aufnehmen würde, würde auch die andere nicht säumen, den gleichen Weg einzuschlagen. Dadurch aber könnten beide sich nur schaden. Denn, wer bis jetzt beide hielt, hätte dann an beiden zu viel, da jede viermal mehr enthielte als jetzt.

Was folgt aus diesem? Die Vereinigung der fraglichen Fachgegenstände mit den bisherigen politischen Zeitungen ist unthunlich, weil unräthlich. Infolge dessen bleibt nur der eine Weg noch übrig: Ausscheidung der Fachgegenstände und Absonderung in einzelnen Blättern, angemessen dem Gegenstande und der Fassungskraft derjenigen Leser, für welche das Blatt berechnet wäre. Jedem Stande bietet alsdann das Fachblatt dasjenige an, was ihm zusagt, für ihn gehört, ihn interessiert. Derjenige, welcher ein mehreres aus einem anderen Fache zu lesen ein Verlangen trägt, kann sich auch die andere Fachzeitung anschaffen, welche seinem Bedürfnisse entgegenkommt; immer aber nur das lesen und bezahlen, was er wünscht und — was er versteht.

Diese Präambulen haben vorausgeschickt werden müssen, theils um die Absonderung in einzelne Blätter nachzuweisen, theils um die Befürchtungen wegen der zwei älteren Zeitungen als grundlos darzustellen. Nun dieses geschehen ist, schreiten wir desto unbehinderter zu unserem eigentlichen Vorschlage und dessen näherer Auseinandersetzung.

Bei der Gründung aller Zeitschriften aber hat man sich meines geringen Dafürhaltens im voraus 2 Fragen zu beantworten:

A. Hat das Blatt hinlänglichen Stoff?

B. Wird es Absatz, hinreichenden, finden?

Es sei mir erlaubt, den angedeuteten Vorschlag zu den 3 neuen Zeitblättern aus diesen 2 Gesichtspunkten etwas näher zu betrachten, und jede der 2 Vorfragen für die einzelnen Zeitschriften insbesondere zu beantworten.

A. Stoff.

1. Unbelangend den Stoff zum Schul- und Kirchenblatt, so ist derselbe so unermesslich, daß ihm derselbe nie ausgehen würde, sollte das Blatt auch bis zum Ende aller Theologie, nämlich bis zum jüngsten Tage, fortgeführt werden. Den ersten allgemeinsten, aber kleinsten Abschnitt bilden die merkwürdigsten Erscheinungen des Christenthumes in der ganzen Welt, hauptsächlich im protestantischen Deutschland, mit dem unsere Schule und Kirche so innig zusammenhängt. Einen zweiten schon größeren Abschnitt füllen die kirchlichen und Schulstände unseres eigenen gesammten Vaterlandes. Das Interesse wächst, wird größer, denn die Berührung ist näher. Nehmen wir nur das

Schul- und Kirchengeschichte der vier Nationen und fünf Confectionen des Landes — welche Ausbeute ist nicht da zu machen? — Die Hauptsachen hievon zu wissen scheidt sich doch, daß sie der Fachmann wisse, denn es steht schlecht an, bewandert zu sein im Auslande, und ein Fremdling zu sein in der Heimat. Den letzten Theil oder die Hauptsache bezieht die Schul- und Kirchenzeitung aus der Mitte der Nation selbst, aus dem Sachsenlande, und dies B. R. W. Denn die Färbung soll nicht so allgemein, so schwebend sein, daß es erst errathen werden müßte, für welche Leser das Blatt eigentlich bestimmt und geschrieben sei. Das fragliche Blatt soll kein universelles und allgemeines, sondern ein provinzielles, besonderes und in specie ein siebenbürgisch-deutsches sein. Hieher gehören, um nur einiges anzuführen: Oberconsistorial-Erlässe — Superintendential-Anordnungen — Synodalbeschlüsse — Capitelsverhandlungen — Schulconferenzen und von da herunter bis zu den merkwürdigern Erscheinungen im einzelnen Orts-Consistorium und der Dorfschule — Schulprüfungen — Conduitenlisten unserer Theologen in Wien, welche vom Allerhöchsten Hofe eben zur Veröffentlichung eigens herabgesendet werden — Lectiionsverzeichnisse — Schülerzahl — Bauten — Salarien — Todtenlisten und Beförderungen — Kirchengut — Almosen sammungen u. s. w. Dieses alles begreift erst nur das Geschehene, das Wirkliche: Wo sind noch die Bestrebungen im Idealen, das Bemühen, Gedanken ins Leben einzuführen und Wünsche zu verwirklichen, Vorschläge zur That zu machen? Schon dieser letztere ideelle Theil, der mitunter stückweise in den bisherigen Zeitungen auftauchte, vermag alle Spalten zu füllen. Verschlossen bleibt hingegen das Blatt allen Angriffen auf andere Religionsbekenntnisse, wenn sie auch nicht unter dem Schutze der Staatsgesetze stehen, ebenso allen Angriffen auf die eigene Kirche und ihre Diener, wie allen Persönlichkeiten.

Sollte es gelingen, den geeigneten Mann an die Spitze des Unternehmens zu stellen, so würde der überströmend zufließende Stoff Auswahl genug darbieten. Ist die Redaction so glücklich, durch Weisheit und Klugheit sich des Vertrauens der Oberen zu bemächtigen, so werden Mittheilungen höheren Ortes nicht mißfällig aufgenommen werden; ja, wenn Wünschen und Hoffen nicht zudringlich erscheint, könnte ein solches Blatt zugleich zum Amtsblatt dienen, worauf zwar in nächster Zeit nicht zu rechnen ist. Habe ich recht gehört, so beabsichtigen die Lehrer unserer Hauptschulen einen Austausch von Ansichten, Wünschen und Erfahrungen, um sich miteinander in ihren Bestrebungen näher zu rücken und das gesammte Schulwesen durch nähere persönliche

Berührungen zu einem gemeinschaftlicheren und einheitlicheren zu machen. Sollte dieser schöne Gedanke einer geistigen Vereinigung unserer durch scharfe Promotionskreise auseinander gehaltenen Schulen zustande kommen, so wäre dem dann vorhandenen Bedürfnisse gegenseitiger Mittheilung dieses Blatt, wie ich wohl annehmen darf, ein dienstbereites, willkommenes Organ. Dem Blatte selbst wird es aber auch ohne diese neuhinzugekommene Hoffnung an Stoff gewiß nicht fehlen, um etwa wöchentlich 1—2 Bogen mit genießbarer Kost zu füllen.

2. Schreiten wir nun zum Stoff für das Gewerbsblatt oder die Bürgerzeitung. Auch hier kann keine Verlegenheit aus Mangel an Stoff eintreten. Was geben nur die immer neuen Entdeckungen im Gewerbswesen für eine Fülle Materialien her? Was thut aber unseren Gewerben auch mehr noth, als die Erkenntnis der Fortschritte, welche das Ausland hierinnen bereits gemacht hat und noch täglich macht? Was kann ihnen aber auch zuträglicher sein, als solche Mittheilungen, die jeden Vortheil zum Gemeingut machen? Die Regierung läßt ja in weiser Berechnung diejenigen Patentierungen, deren Privilegiumszeit verlaufen ist, öffentlich bekannt geben. Durch das Privilegium sicherte sie auf einige Zeit dem Erfinder den ausschließlichen Vortheil der Benützung als Belohnung seines Verdienstes — dann aber wird es öffentlich bekannt gemacht und Nachahmung jedem freigestellt. Unser Gewerbswesen steht aber mit dem Auslande nicht auf gleicher Linie, um von allen neuen und neuesten Erscheinungen im Gewerbswesen sogleich Gebrauch machen zu können. Gar vieles, was anderwärts eine alte Sache ist, ist bei uns noch nagelneu. Solcher bewährter Erfahrungen viele sind aber bereits aus der geheimnisvollen Werkstätte ihres Erfinders in Journale und Gewerbbücher übergegangen und erwarten nur ihren Mann, der sie bei uns einführt, auf die Art und Weise, wie es die Zustände unserer eigenthümlichen Gewerbe eben erfordern. Denn ein bloßes Ab- und Abschreiben thut es gewiß nicht allein. Man muß wissen, wo man anknüpfen soll, was und wie man anknüpfen soll. Dieses ist nun hauptsächlich der Beruf derjenigen, welche durch Reisen im Auslande oder durch Studium am weltberühmten polytechnischen Institute zu Wien das Hier und das Dort haben kennen gelernt. Insbesondere haben diese Aufgabe die Herren Apotheker, die durch ihre Standesbildung zu dieser Vermittlung die geeignetsten Personen sind. Sie sind, *ex professo*, die Bildner der Gewerbe, die Fahnen-träger der technischen Kultur. Denn durch das Studium der Chemie, die im Gewerbswesen neuerer Zeit eine Rolle spielt, wie nie zuvor, und keine sonst, gehen sie voran in allem Verständnis. Kein Brot-

vorthail heißt sie Einsicht unter den Scheffel stellen, ihre Ehre ist's, sich nützlich zu machen. Die Zeit aber, solche Lehren anzunehmen, scheint bereits eingetreten zu sein. Ist etwa der Kronstädter Gewerbsverein und der Hermannstädter Bürgerverein kein Zeichen dieser Zeit? — Vegt nicht schon ihre Entstehung das öffentliche Bekenntnis ab: Wir bedürfen der Zusammenwirkung zum Fortschritt! Ist aber einmal dieses Bedürfnis allgemeiner gefühlt, wie dormalen noch, so werden auch diese Vereine thatsächlicher und wirklicher auf das erkannte Ziel losgehen und manches veranlassen, beantragen und besprechen, was in einem solchen Blatte aufbewahrt und veröffentlicht zu werden verdient. Ich stelle mir gar zu gerne unter diesen Vereinen eine Gesellschaft von Gewerbsfreunden vor, die in ihrer Kunst vorwärts streben und das gemeinschaftlich zu bewirken suchen, was dem einzelnen schwer fällt oder unmöglich ist. Diese Vorstellung, wenn sie die richtige ist, treibt den Verein von selbst, sich entweder selbst ein Organ zu erschaffen, oder ein bereits vorhandenes zu benützen, um ihrer Gemeinnützigkeit durch Veröffentlichung die ausgedehnteste Wirksamkeit zu geben. Ja, ässt mich nicht die Vorliebe, so kann das Vorhandensein eines solchen Organes die nähere Veranlassung sein, die Thätigkeit dieser Vereine dahin zu lenken, so wie oft eine Reise nur gemacht wird, weil sich eine so bequeme Gelegenheit darbietet, die unterblieben wäre, wenn diese sich nicht vorgefunden. Als Stoffe aber des Gewerblattes oder der Bürgerzeitung bieten sich von selbst dar: Einschlägige Gubernialverordnungen über Gewerbs- und Zunftfachen des ganzen Landes — bezügliche Abänderungen und Umgestaltungen — Besprechungen und Berathungen über Gewerbsgegenstände in allen Beziehungen — Zunftproceße — Landtagsstimmen über Zünfte — Verbesserungen — Ereignisse in der Gewerbswelt — Wachsthum und Abnahme — Absatz und Verkauf — Jahrmärkte und Preise — Wege — Fuhrlohn — Standgeld — Maut *cc.* *cc.*, dazu Abhandlungen zur Belehrung, Aufmunterung, Warnung *cc.* *cc.*, Gesellenwesen — Lehrlingsgesuche — Merkwürdige Erscheinungen im Gewerbsfache — Altschiffahrt — Rübenzucker, Stearinkerzen — Schwefelsäure — Nachrichten aus der Handelswelt — Tarife — Preis-Courante — Wechselgerichte — Course — Fallimente — Licitationen — Pachtungen — Sparcassen — Leihhäuser — Berichte über Veränderungen in Papiermühlen — Glashütten — Brennereien von Bier und Brantwein — Anträge — Gesuche *cc.* *cc.* Wahrhaftig Stoffes genug, ja übergenug, um wöchentlich 1—2 Bögen ohne Verlegenheit zu füllen.

3. Endlich wäre noch der Stoff für die landwirtschaftliche Zeitung oder für das Bauernblatt auszuweisen! Wo soll ich

da anfangen, wo aufhören? Nehmen wir ihn ohne alle Wahl, wie er sich darbietet. Da ist kein Griff, da ist kein Tritt in der Bauernwirtschaft ohne Wert, ohne Bedeutung, wo das Nachdenken nicht erfordert, die Aufmerksamkeit nicht belohnt wird. Wie einfältig man auch das Bauernwesen verschreiet, so kunstfähig ist doch der Betrieb. Wahr ist es freilich, um ein schlechter Bauer zu sein, braucht er wenig mehr zu wissen, als der liebe Ochs, den er am Horne führt — aber um ein rechter Bauer zu sein, ist es gleichfalls wahr, daß dazu mehr als 4 Lehrjahre gehören, die doch zur Erlernung aller städtischen Gewerbe ausreichen. Die Landwirtschaft ist nach der Aussage aller, die sie verstehen, das verwickeltste, tiefsinnigste und scharfsinnigste Geschäft von der Welt. Zur rechten Betreibung gehört ein Haufen Kenntnisse — gerade so viel, als wie wenn alle Gewerbe ein Mann zugleich treiben wollte. Denn in der Landwirtschaft liegen alle Theile des ganzen Nährstandes in den Händen jedes einzelnen Landbauern beisammen, während sich das städtische Gewerbswesen in verschiedene Gewerbsarten aufgetheilt hat. Zur Betreibung einer lohnenden Landwirtschaft gehört ein großes Stamm- und Betriebscapital — Anstrengung, Mutterwitz — Entbehrung. Viele Städter bedürfen ein geringes Anlagscapital, beinahe keine Werkzeuge, sind unabhängiger vom Einflusse der Witterung, haben ihre Formeln, Modeln, Maßen, während der Bauer jeden Augenblick vom Wetter bestimmt wird, dies lassen, jenes vornehmen muß — immer nach Überlegung, und wenn's recht gehen soll, nach Gründen handelnd. Eine Mehrzahl von Lasten drückt auf ihn, die einer Beseitigung fähig sind, die auch beseitigt werden müssen, wenn eine theoretische Anleitung Eingang finden soll. Ohne rationelle Belehrung und Aufklärung, sei es durch Lehre allein, sei es durch Anschauung oder durch beide, lassen sich beträchtliche Fortschritte nicht denken. Der Vater, der den Sohn lehren und unterrichten soll, ist selbst unter ebenso ungünstigen Verhältnissen aufgewachsen. Wenige kommen über das Mechanische hinaus — was andere thun, thun sie nach: weder denken sie über das Warum, noch wägen sie eine Erfahrung gegen die andere ab. So traurig sieht es mit der Kenntnis unseres gemeinen Bauern aus, daß in vielen Fällen das post hoc als propter hoc gilt. Daher kommt es wohl, daß alle Bauern, die bei ihrem Geschäfte Überlegung anwenden, vorwärts kommen: haben sie sich auch nur wenig am Schuhleck gewetzt, es hilft ihnen viel. Denn nirgend ist der Kopf dem Fuß und der Hand unentbehrlicher als in der Ökonomie. Daher scheinen die sehr zu irren, welche der Meinung sind, es bedürfe unser Bauernstand keiner Belehrung, er wisse so viel, als er brauche. Die hauptsächlichste Last, unter der er

seufzt, ist seine Vernachlässigung, dass sich niemand seiner Berufsbildung annimmt. Lesen und Schreiben ist keine Berufsbildung. Außer ihm liegen freilich auch viele Hindernisse seines Gedeihens, seines Wohlstandes — aber in ihm, in seiner Selbstzufriedenheit, Gedankenlosigkeit, Unkenntnis und Mangel an Einsicht in seinem Beruf liegen die mehrsten, die größten. Wenn einer und der andere in einem ganzen Dorfe auch etwas besser verstehen (immer zwar ein Glück fürs Dorf), aber soll diese Kenntniss dem ganzen Dorfe zugute kommen, so muss sie allgemein, Gemeingut werden. Nur durch allgemeine Erkenntniss des Bessern entsteht der Wunsch nach Einführung — dieser muss allgemein sein, soll es zur allgemeinen Maßregel kommen. Um nun diese Hilfe von innen heraus dem Landmanne zu bringen, wird zunächst als eine allgemeine Maßregel ein landwirtschaftliches Blatt, eine Bauernzeitung in Vorschlag gebracht. Schon die Vorführung verschiedener Ansichten, des Brauchs an andern Orten, der Methoden verschiedener Gegenden bewege zum Nachdenken, zur Überlegung im Verfahren. Dabei wird es gewiss an Stoff nicht fehlen. Denn alles Bestehende und Gebräuchliche kann einer Prüfung, einer Musterung, einer Untersuchung, einem Vorschlag, einer Berücksichtigung unterworfen werden. Zum kurzen Beweise, wie weitläufig das Feld sei, aus welchem die Bauernzeitung ihren Stoff beziehen kann, will ich nur einige Gegenstände niederschreiben, wie sie unge sucht aus der Feder fließen. Also: Viehzucht — Ragen — Gemeinstiere — Milchvieh — Kälberzucht oder Verkauf, wo? wann? wie? — Käsebereitung — Viehfütterung, Sommers, im Winter — Stallfütterung, deren Bedingnisse — Dünger, künstlicher, natürlicher, Knochenmehl, Dungharnsalz, Tack, Asche, Rasenbrennen — Anspannung, Zeit, Dauer — Geschirr, Wagen, Schlitten, Karren, Pflüge, Eggen — Wirtschaftsgebäude — Körner und Futtergattungen — Verhältnis der Halm- und Hackfrüchte — Schenke, Mühle, Backtrog, Ofen — Obstgarten als zweiter Mehlfasten, Gemüsegarten — Rebban — Weinveredlung, Weinverfälschung — Handelspflanzen — Seidenzucht — Hausapotheke für Mensch und Vieh — Arzneipflanzen, Giftpflanzen — Unkräuter — Gestütswesen — Viehdiebstahl — Bäurische Vorurtheile — Auffallende Erscheinungen — Gesinde — Mißbräuche — Marktpreise — Berichte über Stand der Saaten, Ergebnisse der Ernte — Feldhütten — Waldfrevel — Feldersysteme — Jahrmärkte — Hagelschlag — Feuersbrünste — Überschwemmungen — Affecuranzen — Zehntwesen — Forstcultur und Ziegen — Triftzwang — Knoppeln — Eichelmastung — Weide und Akazie — Schädliche Insecten — Maulwürfe, Mäuse — Wolle und Felle — Ziegelbrennerei — Magazinierungen — Kartoffel-

versorgung — Umfriedungen — Kleinkinderbewahranstalten — Bienenwirtschaft — Feuerlöschordnungen — Hopfen, Kleearten, Tabak, Lein — Ölkräuter — Maschinen — Witterung und Bauernregeln — Viehweide. Eine weitere Herzaählung hieher gehöriger Artikel dürfte mir vorausätzlich erlassen werden. Der Heldsdorfer Bienenverein und der Schenkerverein für Obstcultur werden über diese zwei Artikel allein einige Bogen jahraus, jahrein zu füllen imstande und geneigt sein. Hier genügt es nur so viele Gegenstände anzuführen, um es wahrscheinlich zu machen, daß dem Bauernblatt Stoff genug zugebote stehen dürfte, um wöchentlich im Sommer etwa 1, im Winter etwa 2 Bogen zu füllen.

B. Absatz.

Da nach dem Vorausgeschickten den 3 Blättern Stoff nicht fehlt, so handelt es sich noch um den Absatz. Freilich! wäre keiner oder kein genügender, immerhin könnte das Bedürfnis dieser Zeitungen vorhanden sein, auch Stoff in Menge; es müßte doch alles unterbleiben. Ich verhehle mir die Schwierigkeit des Absatzes nicht — aber ich halte sie auch nicht für unüberwindlich. Will man mir ein Bild erlauben, so halte ich hiebei ebensogut ein Kameel für keinen Floh, aber — auch keinen Floh für ein Kameel. Gewisse Leute setzen einen großen Wert darein, den Unglückspropheten zu machen und machen sich ein Geschäft daraus, alle Schwierigkeiten in einer Sache aufzusuchen. Sie können es wohl gut dabei meinen, so sagen sie, aber doch thun sie übel daran. Denn ein Abhalter vermag so viel als zehn Anhalter, und wenn es was Gutem gilt, sollten immer zehn Anhalter und kein Abhalter sein. Statt also, wenn andere an einer Last sich abmühen, sie zu heben, mit deinem Kopfe zu schütteln, lege lieber Hand an, Meister Negativus! Es thut noth, es ist nützlich, es ist möglich, vielleicht geht's — herbei, ihr Hände, wir versuchen! Solche Sprache gefällt mir wohl. Wer nur das unternimmt, was sicher und gewiß ist, hat öfter die Hände im Schoße als am Werk. Es glückt manches nur dadurch, daß man es versucht. Also, — Willigkeit ist nicht Leichtsinne — zunächst ein Versuch über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, diesen projectierten Blättern Absatz zu verschaffen. Es sei dies das Sondierboot mit dem Senkblei, das dem Schiff vorausgeht. Solche Mäcene unter uns gibt's nicht, die Zeitschriften, die sonst keinen, oder nicht hinlänglichen Absatz fänden, ununterbrochen mit einer Zulage unterstützten, seien es auch die besten von der Welt. Es fehlt hiezu der Adel des Ventels und des Vermögens. Die Masse ist für seine Sprache und Sache noch zu wenig enthusiasmiert. Nach unseren Verhältnissen und Seelenzuständen kann sich dafür eine

Zeitung nur dadurch ins Leben bringen und darinnen erhalten, wenn sie im nächsten Interesse des Nutzens mit dem Volke steht. Ich mache mir daher auf Hochsinnigkeit und Begeisterung, in Veranschlagung des Absatzes, keine sonderliche Rechnung. Den Absatz begründe ich vielmehr, wenn's geht, auf den praktischen Sinn, die nüchterne Überlegung der Vortheilhaftigkeit und Nützlichkeit dieses Unternehmens fürs Volk im ganzen, für die Stände im einzelnen und für den Privaten im besondern.

Wie wir bei Ausweisung des Stoffes die Blätter einzeln vornahmen, so wollen wir auch jetzt beim Absatze verfahren und die muthmaßlichen Abnehmer der Blätter an unseren prüfenden Blicken vorüberziehen lassen. Also:

1. Die Abnehmer des Kirchen- und Schulblattes. Der Name des Blattes selbst weist auf diejenige Gattung von Lesern, auf die es rechnet und bauet, nämlich: Pfarrer, Prediger und Schullehrer! Ehe ich aber weiter gehe, muß ich noch für alle drei Blätter diese Bemerkung vorausschicken, daß ich einen Absatz von 300 Exemplaren für das Minimum halte, wenn das Blatt ohne Gefahr der Vertheuerung und dadurch auch der Verschwendung ins Leben treten soll. Bei Voranschlag von 300 gesicherten Abnehmern kann die Unternehmung bestehen, wenn auch der Preis per Bogen bedeutend niedriger gestellt wird, als der bei den politischen Blättern, die eigener Ursachen wegen ihren Stoff auf eine kostbarere Art herbeischaffen müssen. Von den angenommenen 300 Exemplaren rechne ich auf unsere sächsischen Parochien, auf Königsboden und in den Comitaten, etwa 225; ebenso 25 auf sächsische Leser, Kirchlichgesinnte, außer der Geistlichkeit. Die rückständigen 50 Exemplare vertheile ich in Gedanken, die Hälfte (also 25) für inländische Nichtsachsen und die letzten 25 fürs Publicum außer Siebenbürgen. Ob ich in den Sinn und die Empfänglichkeit unseres geistlichen Standes zu wenig oder zu viel Vertrauen gesetzt, weiß ich nicht. Meine Annahme ist wenigstens ehrenvoller, als wenn ich tiefer in der Zahl herabgesunken wäre. Wer auf dem Lande lebt, des Umganges mit Menschen gleicher Bildung entbehren muß, wenn gleich begraben um seine Familie bis am Halse in irdischen Sorgen steckt, behält er nur den Kopf über der Erde; so wird er doch auch um sich sehen wollen, was der Himmel in der Höhe zeigt, wie die Saaten der Kirche stehen, was die übrigen Arbeiter des Herrn thun. Denn bloß für sich leben, ist todt sein für andere. Wer aber todt ist, wie will der andere auferwecken? - Zu was dies alles? Aus dem Brunnen, wohin man 's Wasser tragen muß, werden wenige sich erquicken! Ob ich überschätzt, unterschätzt, mit einem

Wort, mich vermessen habe, wird die vor dem Drucke tentierte Pränumeration ausweisen. Denn, wer Kraft und Zeit und Mühe hergibt, kann alles dies nur auf Hoffnung wagen. Bin ich für den Vorschlag nicht zu sehr eingenommen, um das Kaufmännische einer solchen Unternehmung berechnen zu können, so hoffe ich auf eine jede sächsische Parochie, eine mit der andern gerechnet, 1 Exemplar annehmen zu dürfen. Hierbei rechne ich den Pfarrer, Prediger und das Lehrpersonal als 1 Person, als 1 Parochie. Manche Parochie wird an Geld und Sinn zu arm sein und von sich sagen: Entschuldige mich; dafür aber ist es wahrscheinlich, daß andere mehr als 1 Exemplar abnehmen werden, z. B. städtische. Die bisherigen Erfahrungen von Theilnahme an literarischen Bestrebungen berechtigen zwar zu keinen sanguinischen Hoffnungen, aber die Annahme eines Exemplars auf eine Parochie scheint eben auch keine sanguinische zu verrathen. Das Blatt wird Leser gewinnen, behalten oder verlieren, wie es verdient. Nur anfangs reiche man dem Kinde die Hand, bis es gehen lernt. Ist das Blatt so, wie es sein soll, wie es unsere Lage, unsere Verhältnisse, unsere Bedürfnisse, unsere Nothwendigkeit erfordern — ist es sehr speciell, local, temporell — siebenbürgisch-sächsisch, so thut mir der Kopf um späteren Absatz nicht wehe. Nicht Dogmatik, Exegese — sondern aus dem Leben fürs Leben, dem nächsten Bedürfnisse, also jedermanns Wünschen, dem allgemeineren Verlangen entsprechend. Für gelehrte Theologie, für Speculation u. s. w. sorget die Darmstädter Allgemeine Kirchenzeitung hinreichend. Wem sogar diese nicht Genüge leistet, wird sich anderwärts um mehr Geistes-Nahrung zu umsehen haben. Deutschland, nicht Siebenbürgen, ist für solche gelehrte Ware Werkstatt und Kaufplatz. Unser Blatt beschränke sich aufs Alltagsleben, aufs Gemeinnützige, auf die nächsten Gegenstände der Umgebung. Bei solchem Charakter des Blattes trage ich das Vertrauen im Herzen, es werde, um der allgemeinen Tendenz willen, in der Gemeinschaft der Kirchengenossen dieses Blatt, weil gemeinsamem Wunsche entgegenkommend, Anklang finden, Absatz nicht vergeblich suchen. — Hierbei setze ich die Hrn. Superintendentur, das hl. Oberconsistorium diesem zeitgemäßen Unternehmen weder fremd, noch hinderlich voraus. Weil deren Beifall einer Unterstützung gleichkommt, sind beide hohen Stellen um Rath und Beistand zuvor anzugehen.

2. Bei dem Absatz des Gewerbsblattes oder der Bürgerzeitung rechne ich auf die Zunftverfassung. Wie viele deutsche Zünfte es hier und dort, in Städten und auf dem Lande gibt, weiß ich freilich nicht. Wo fände man auch so etwas beschrieben, oder wer vermöchte darüber Auskunft zu geben? Wir kennen ja weder unsere Stärke, noch

unsere Schwäche!!! Wie stark die Zünfte gleicher Art, wie groß ihre Anzahl sei nach Meistern, Gesellen und Lehrlingen, in welchem Verhältnisse sie zueinander stehen, oder zum Feldbau, oder zu den Consumumenten überhaupt, — — — dies und noch vieles andere ist für sie, für uns, für alle ein Geheimnis. Eine gute, praktische Aufgabe zur Landeskunde! Wo hat man Mittel, wo hat man Wege, um so was zu erfahren, wenn man's etwa wissen will? — Unsere Administration, zwar immer noch mit der Inspection der Zünfte theilhaftig, ist nicht mehr ein Mitglied der Zunftverfassung, sondern, im Gange der Administrationsausbildung, aus der Zunftverbindung herausgetreten, von außenher dem Ganzen vorgesetzt. Was sie früher war, nämlich Herz — hat sie aufgehört zu sein, sie ist jetzt nur Oberaufsicht, Kopf: mehr das Böse verhindern sollend als das Gute befördernd; mehr Scheide als Schwert. Das Inspectorat der Zünfte wächst nicht aus den Zünften heraus — freilich bildet die politische Administration ein Ganzes, fürs Ganze — aber die Zünfte, in ihrer Gesamtheit gedacht, sind kein Ganzes, sie haben auch keine Administration für ihr Ganzes, für ihre Gesamtheit, sondern die einzelnen Zünfte sind ein: hier, da dort; Einzelheiten, kein Ganzes: Verschiedene Glieder, kein Leib; viele Halme, keine Garbe. Eben in diesem Mangel einer alle Zünfte als Einheit umfassenden Verfassung, eben im Mangel eines gemeinsamen Willens, einer die einzelnen Zünfte zu einem organischen Ganzen verbindenden Kraft — liegt ihre Schwäche, ihr Siedthum, ihre Schwinducht, ihre Verwitterung, ihre Fäulnis. Wie es in einer aufgelöseten Armee heißt: Rette sich, wer kann! und jeder nur für sich sorgt, dieweil aber der Feind die Flüchtlinge niedermacht, nur hie und da nach Widerstand, so sorgt auch in den verstreuten Zünften, zwischen die der Feind eingedrungen ist, nur die einzelne Zunft, der einzelne Mann für sich, niemand für alle, fürs Ganze. — Einen solchen Organismus, wie jetzt die Zeit begehrt, hatte die frühere Zeit nicht: sie hatte eine andere Einrichtung — nun ist derlei keine. Da früher jeder Senator, ja der Comes Glied einer Zunft war, war die politische Administration zugleich eine Zunftvertretung. In jedem Juristen, in jedem politischen Herzen ein Mitgefühl für das Gewerbwesen: in diesem Herzen für diese Zunft, in jenem Herzen für eine andere Zunft — im versammelten Magistrate für alle Zünfte des Kreises, in der versammelten Universität, eine Vertretung aus dem Herzen für — alle Zünfte, des — Volkes, für die Gesamtheit des Gewerbwesens. In jedem Beamten eine Erinnerung, ein Dank für die Zunft aus vergangener Zeit; — ein Genuß, eine Ehre von der Zunft aus der Gegenwart; — eine

Hoffnung, eine Frucht für die Junst aus der Zukunft! So durchdrang eins das andere: Alle ein Mann! Wie anders ist es jetzt! — In einem aufgestellten Schachspiel — das war unsere Verfassung, deckt eine Figur immer die andere: Alle sind beschützt durch alle: jede hat auch Kraft für sich, aber die Gemeinschaftlichkeit gibt die Gesamtkraft, die concentrirte Kraft eines vereinten Willens. Nun stehen — Ach! es könnte von vielen Vereinzelnungen im Organismus geredet werden — die einzelnen Zünfte, wie abgeschnittene Schachfiguren da, angewiesen nur auf sich, auf die Kraft der Einzelheit, auf die Einzelheit der Einsicht, des Willens, des Lebens. — Man sagt es allgemein, man sagt es unverhohlen: den Zünften ist die Art an die Wurzel gelegt. Ja freilich und leider, wird sie einhauen. Denn der Gemeingeist — der mächtige Waldbüter und Waldgeist ist zerbröckelt und vereinzelt in die einsame Dryade, die nur seufzen kann, wenn der Artschlag hineinfährt. Schon ist die Art an die Wurzel gelegt — wenn der Instinct der Gefahr in den bedrohten Zünften, in ihnen, in ihnen allen nicht erwacht, wenn die Zünfte das Volk als ein Ding außer sich betrachtet; wenn das Volk seine Zünfte nicht als seine Gliedmaßen ansieht; wenn die zerstreuten Zünftigen und vereinzelte Zünfte die Rossherden nicht nachahmen, die zusammenrennen und die Köpfe nach innen, die Hufe nach außen kehren, wird der Wolf Fohlen und Stuten einzeln erwürgen! Die Zeit fordert es, die Zünfte müssen zusammeneilen, eine Junst wie Pferde eine Herde werden! Wie einzelne Zünfte einen Junstmeister haben, so müssen alle Zünfte zusammen ein Oberhaupt, einen Junstmeister der Zünfte, ein Amt aller Junstämtler bekommen und zu erhalten trachten, ein Centrum der Zünfte. Das wird eine Inspection, eine Administration der Zünfte sein: aus sich, für sich, durch sich. Was dann von Oberstellen her angeordnet wird, ist nicht Conglomerat, Zuthat, Flickwerk, sondern nach Plan, nach Zusammenhang eine Berücksichtigung des Ganzen, eine Beurtheilung des Ganzen als eines Ganzen, eine Organisation. Doch lassen wir das! Es führt vom Ziele ab und nasses Stroh brennt nicht, bis es nicht trocken wird. Das vorgeschlagene Blatt bietet, bis sich diese Socialität unter den Zünften bilden wird, eine Gelegenheit zur geistigen Centralisation dar; nur einen Ersatz, ein Surrogat für einen vollständigeren Organismus, den die Landesverwaltung gerne sehen muß, weil sie dann in diesem einen Organe zu allen spricht u., in alle Zünfte sieht, auf alle wirkt und die umfassendsten, gründlichsten Informationen erhalten kann u. s. w.

Wenn die Zünfte die Zeit verstehen, wenn sie ihre Zukunft bedenken, wenn sie die Überzeugung haben, daß die See hoch gehet

und das Entweder Oder die nächste Welle bringt, für sie und uns; werden sie dem rettenden Boote, ist es gleich klein und schwach, den Rücken kehren? Werden sie das vorgeschlagene Blatt, welches das Seil sein will, wenn es ihnen zugeworfen wird, wohl ergreifen? — Wenn sie es nicht verstehen, wenn sie schlummern, während unten der Riff naht und in den Segeln oben der Sturm raset — so laßt uns die Sorglosen aufschreien, laßt uns rufen: Brüder, ihr verderbet; wacht, betet und arbeitet! Die Stunde ist da, wo der Todeskampf naht. —

Dem Lande, den Zünften, dem Volke, dem Staate kommt eine Reorganisation zugut. Siehe, der Besprechung, der Berathung bietet sich eine Gelegenheit dar — das fragliche Gewerbsblatt — die Bürgerzeitung. Ist das gar nichts, nicht einmal etwas? Ich schweige — andere sollen reden.

Seiner Zeichnungen wegen, die es zum Fortschreiten in den Gewerben, zur Veranschaulichung, zur Verheimlichung bedarf, wird das Blatt etwas theurer zu stehen kommen, als das Schul- und Kirchenblatt, viel theurer, als das Bauernblatt, welches das dünnleibigste und wohlfeilste sein muß. Zu den Zeichnungen ist die Lithographie zu Diensten, schnell, wohlfeil, im Schoße unseres Volkes! Sie, die der Menschheit schon so viel genügt hat, kommt allen Bemühungen des Fortschrittes willig entgegen. Wenn wir die unsrige benützen, erweitern wir ihren Wirkungskreis, nützen ihr, nützen uns! Alles aber, was wir für andere thun, thun wir für uns. Wird irgendein Glied stark — es kommt dem Ganzen, dem Leibe zugut. Alles, was Industrie befördert, was den Geist weckt, was zur Entfaltung von Kräften dient, macht die Nation innerlich stark, vermehrt das intensive Leben. Das extensive folgt von selbst. Extensiv — Intensiv! — Der Pfeil fliegt so weit, als die Sehne ihn fortschnellt. Diese muß daher stark gemacht, stark angezogen werden. Für die Tragweite ist in der Stärke und Spannung der Schnellkraft gesorgt. Für wen aber dieses alles in den Wind geredet ist, der lebt das Leben eines sorglosen Wilden, der den Cocosbaum umhaut, um leichter die Nüsse zu holen; er will, wie eine Stadt des Schlaraffenlandes, nachts die Gassen erleuchten, aber für Öl und Lampen nichts hergeben!

Wäre nur die Redaction so glücklich, das rechte Tempo, die rechte Weise zu treffen, sich nicht zu versteigen, sondern hübsch auf der Erde, beim nächsten Bedürfnisse, zu bleiben — wer auch keine Lust hätte, das Blatt zu halten, die dargebotene Kost selbst mundgerecht gemacht, vermöchte manchen Mann sich an die Tafel zu setzen. Zunft

hin, Zunft her, man mag darüber denken wie man will — die Zünfte sind dem Volk — das Volk gehört den Zünften — dermalen sind sie einzig das A und das O unseres ganzen Gewerbwesens. Bis die Zeit, der Herr der Welt, diese Form und Verfassung zerschlägt, um einen neuen Topf für das Gewächs sich zu drehen, lass'et uns um der Pflanze willen das bewährte Gefäß beisammen behalten. Wenn die Pflanze ins Freie versetzt wird, sind wir freilich dieser Sorgen los — aber die Erfahrung hat noch nur das alte bewähret und das neue ist noch unverfucht.

Im Innern der Nation selbst sammeln sich mit nach und nach Kräfte zu neuen Geburten, neuen Gestaltungen. Was sind anders die in Kronstadt, die in Hermannstadt entstandenen Vereine? Diese sollen uns das künftige Geschlecht bilden, die künftigen Leser und Arbeiter am Bürger- und Gewerbsblatt. Eine Gewerbschule tritt am Zibin ins Leben. Die Geburtswehen waren hart — aber die erste überstandene Schulprüfung*) kann doch als Schrei, als Zeichen betrachtet werden, daß das Kind lebe. Der vielbewanderte und praktische Herr Professor Seiz aus Wien steht an der Spitze — er ist unser — was er noch nicht geleistet, verbürgt ein Landsmann von uns, daß er es könne, mehr als ein anderer! Seine Zöglinge werden Bahn brechen; hoffen wir, lieben wir, vertrauen wir! — Im erwachten Geiste, im erkannten Bedürfnisse liegt die Sicherheit des Absatzes für das vorgeschlagene Gewerbsblatt. Aller Anfang ist schwer! Sehr wahr! Denn in manchen Zünften ist's noch Nacht, noch weit vom Hahnenrufe des Morgens. Bis die Morgensonne alle Fenster erleuchtet, haben die Herren Inspectoren das Recht der Vormundschaft zu üben. Bis der Mündel will, hat der Vormund zu sorgen. Darum liegt das Schicksal, das Gelingen, der erste Absatz in den Händen dieser Vorforger. In Zünften, wo Mangel an Einsicht, an Bereitwilligkeit ihnen als Mündeln das Zeugnis stellt, daß sie noch nicht großjährig seien, sondern noch Kinder am Geiste, da trete das Ansehen, der Zuspruch des Inspectorates in die Lücke. Freilich ein Zwang, aber aus dem Guten fürs Gute. — Kann ein Zwang, wenn er moralisch ist, unmoralisch gescholten werden? Besteht nicht im Schelten selbst die größere Immoralität?! Hat die bisherige Vormundschaft im Laufe der Zeit — die Hand aufs Herz! — Kameele verschluckt, warum sollte sie gerade hier Rücken zeigen? — Herr Comes Nationis, als supremus Celarum Magister gedacht, wird, was dem Ganzen frommt, was dem Gewerbwesen aufhelfen kann, ununterstützt nicht lassen. Der Heltauer Schatzgräber

*) Siehe Siebenb. Bot. 1843 Nr. 58 und 60, Artikel Hermannstadt.

suchte das Springgras nach den Reisebriefen vergebens. — Doch gibt es eins. Das Ansehen und die billigende Äußerung eines Hochgestellten kann es für das Schloß der Junstladen sein. Wenn der Glaube von unten nach oben, wenn das Wohlwollen von oben nach unten kein Springgras ist, wo wäre es sonst zu suchen und zu finden? — Darum ist, ehe Hand ans Werk gelegt wird, Herr Comes um Rath und Beistand anzugehen, debite ac reverenter! — damit die Schlösser springen.

3. Der Absatz des Bauernblattes. Dieses sucht in einem Publicum Unterkunft, das wenig liest, welchem das Lesen kein Bedürfnis ist. Darum mache ich mir, der größeren Bauernmenge unerachtet, gleichfalls nur auf 300 Pränumeranten Rechnung. Von den Bauern als solchen werden sich viele schwerlich dazu herbeilassen; viele gewiß nicht — einige hoffentlich. Denn auch unter ihnen gibt es welche, die nach der Uhr sehen und wissen, was die Glocke der Zeit geschlagen hat. Dreihundert Exemplare werden aber nur dann abgenommen werden, wenn die Cassen, in Anspruch genommen, sich zum Geben verstehen und verständigen lassen. Die Cassen? Ja, Freund, ja, die Cassen! falls sie den Gemeinden und ihren Zwecken gehören und zu ihrem Nutzen verwendet werden dürfen. Da wird nichts daraus, wird man sagen, denn diese sind zu anderen Dingen bestimmt. Zu was denn wohl? Ohnfehlbar doch zu gemeinen Nöthen! Ist denn die Belehrung, die Veredlung, die Befähigung des Dorfsmannes keine Noth, kein gemeines Bedürfnis? — Schöne Wirtschaft, die nur Sorge trägt für Ausgaben, die später keine Einnahmen machen! Aber, man wird's nicht bewilligen! Woher weist Du das, hat man schon angefragt? Werden die Oberbehörden auch so kurzsichtig sein, und die Cassen für jeden andern vorhanden glauben, nur nicht für den Eigenthümer? Werden auch diese die Cassen für alles andere vorhanden glauben, was außer dem Bauern liegt, nur nicht für das, was in ihm, für ihn ist. — Es ist nur eine Frage: Langt das Allodium dazu oder nicht? — Von diesem Ja, von diesem Nein hängt eigentlich die ganze Antwort ab. Denn vom Wollen und Nichtwollen reden wir so lange vergeblich, als nicht ausgemacht ist, ob es möglich ist oder nicht. So leicht lasse ich mich nicht abweisen, denn ich weiß, daß, wer alles für sich behalten will und nicht gerne gibt, blitzschnell mit der Antwort fertig ist: Es thut mir leid, ich kann aber nicht!

Ehrlich und offen spreche ich daher, pro bono publico, die öffentliche, unvertuschte Bezahlung des Blattes an, im Sommer nur die Hälfte von dem, was das Wintersemester kostet. Drei Gulden ohngefähr

und sechs machen unfehlbar neune. Denn der Bauer hat im Winter doppelte Zeit. Keine Ausgabe, fürwahr! welcher Art immer, hat eine gemeinnütziger Natur für das Landvolk, als diese! Das Opfer ist an sich schon nicht groß — der Erfolg, nimmt man ihn als Ersatz, wenn auch nicht als eine bare Rückzahlung, immer größer als das Geldopfer. Aber die Bewilligung? — Gut, man suche sie an. Es sei nur die Einsicht in die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit einer Sache und Unternehmung da und der gute redliche Wille vorhanden — an Mitteln der Bezahlung, an erlaubten wird's nicht fehlen!

Wir sind nun am Schlusse des Vorschlages, d. h. so Gott will, am Anfang der Ausführung. Hierüber noch nur etliche Worte. Falls es zur Ausführung käme, so möchte ich gerne davor Sorge tragen, daß mehr als ein Ort damit theilhaftig werde. Es ist dies meine politisch-nationale Achselträgeri. Ich habe keine Rollen auszutheilen. An Kronstadt, Hermannstadt und Mediasch denke ich wohl — aber ihr Wille geschehe.

Zur endlichen Einführung ins Leben gehören aber noch zwei bisher unberührte Dinge, die ich absichtlich auf die Letzt gelassen habe. Ich meine die einzuholende Allerhöchste Bewilligung und die Redaction.

Anbelangend die Allerhöchste Bewilligung, um die wird gebeten. Die Redaction für eine also mit möglichster Umsicht begonnene und gesicherte Unternehmung wird sich finden. Ohnedem trägt sie nur Schüsseln auf und richtet das Tischzeug her, denn die Köche sind im ganzen Lande vertheilt. Auch habe ich ein Gesicht gesehen, als ob der erwachte Sinn zur Veredlung und Hebung der deutschen Landwirtschaft in Siebenbürgen zur That und Wahrheit werden wollte. Sorgen wir daher einstweilen nur für den Bienenkorb — an Arbeitsbienen fehlt es nicht — die Bienenmutter, als Ordnerin, wird sich schon finden, sicher! —

Um schließlich alles zu recapitulieren, noch nur dieses über die Reihenfolge in der Ausführung. Sie beginnt mit dem Gesuch um Rath und Beistand bei dem Herrn Comes Nationis. Als zweiter Schritt ist die Einholung der Allerhöchsten Bewilligung vonnöthen. Ist diese in Händen, sucht man drittens das erforderliche Geld herbeizuschaffen. Bis dieses gesammelt und zu seiner Bestimmung verwendet ist — werden von der Redaction, die sich mittlerweile hervorgethan haben wird, Beiträge gesammelt. Und nun geht die Mühle. Mit jeder umkehrenden Post fällt ein Blatt in das Felleisen, als fertiges Mehl, ein halber oder ganzer Bogen im Sommer, ein ganzer oder 2 im Winter.

Fehlt aber nur eine einzige dieser Vorbedingungen, so — wird aus der ganzen Sache nichts. Es ist eine Nußschale Tinte verschrieben, mehr nicht; — und das spätere arme Erwachen hat Entschädigung zu suchen am Reichthume des vorangegangenen Traumes.

Einstweilen wird dieser Vorschlag gedruckt, eine Art, womit man dem Publicum an die Thüre klopft und hört, ob's „Herein“ ruft oder „Bleib' draußen“! Ich habe das Meine gethan; ihr Übrigen thut das Eure! Wenn's fein soll, so geschieht's. —



Standrede

vor dem Sarge des weiland Hochw. Herrn Joh. Bergleiter,
ev. Pfarrer in Birtshalm und Superintendent der Augsburger
Confessions-Verwandten in Siebenbürgen.

(1843.)

Nach Stand und Würden,
nach Alter und Geschlecht geehrte Trauerversammlung!

Das Thor ist aufgemacht — — zum letztenmale für seinen Bewohner, der eine ferne Reise antritt, von der niemand mehr zurückkehrt. Wir alle, die wir uns hier versammelt haben, und diesen Sarg in ferneren und näheren Kreisen und Beziehungen umstehen, sollen einem Verstorbenen, einem Todten, einer Leiche, durch Anwesenheit und Begleitung, den letzten Ehren- und Liebesdienst erweisen. Noch ist nur der Berg, wo obenauf das Gotteshaus liegt, zu ersteigen, um — von der Höhe des Glaubens ins Thal des Lebens herabzusehen, um — wenn das Sonnenlicht im Diesseits erlischt, zum dunkeln Gang, die Kerze christlicher Hoffnung auf das Jenseits anzuzünden: dann setzt sich der Zug an denjenigen Ort in Bewegung, wo Staub und Moder spricht: „Was ihr noch seid, sind wir gewesen — was wir jetzt sind, werd't ihr einst werden!“ — Wie sich die Öffnung schließt und die Erde ihre liebenden und kühlenden Arme um den Müden schlägt; fängt die Erinnerung an — das Leben hat aufgehört und ist zu Ende.

Meine Sache ist's nicht, als Leichenredner in diesem Sterbefalle durch Trost und Lehre den Finger Gottes nachzuweisen. Ich habe bloß das äußerliche, entschwundene Leben eines Entschlafenen noch einmal als ganzes unseren Blicken vorüberzuführen. Eine kurze Lebensbeschreibung ist alles, was ich geben soll. Mit Mühe unterdrücke ich und dämpfe jeden Anklang von Leid und Klage: denn an einem Baume, der von

Negen naß ist, bedürfte es nur eines leisen Windhauches, um von allen Blättern helle Tropfen herabfallen zu machen.

Aus einem Dasein, das so reich an Erleuchtung und Gnade bei Gott war; aus einem Leben, das viele Rosen zwar, aber auch genug der Dornen hatte; aus einer Stellung, wo die persönliche Auszeichnung zur Märtyrerkrone wird; aus einem Wirkungskreise, wo das Pflichtgefühl Leib und Leben verzehret, wie die Flamme den eigenen Brennstoff -- da wäre freilich vieles zu erzählen. Ihre gütigst entschuldigende Nachsicht möge sich aber mit wenigem begnügen, da mehreres zu geben Pflicht, Schmerz und der Augenblick vermag.

Der Hochwürdige Herr, Herr **Johannes Bergleiter**, alhier gewesener Seelsorger und weiland Bischof aller Augsburgischen Confessions-Verwandten in Siebenbürgen, erblickte vor 69 Jahren das Licht der Welt in einer bescheidenen Predigerwohnung zu Heltau. Diesem Erstgeborenen folgten noch 7 andere Kinder: zwar alle grad, alle gesund, alle hoffnungsreich -- aber bei geringen Einkünften machten sie dem Vater Sorgen. Und doch erlebte in mehr als vierzigjährigem Witwerstande der heitere, gottvertrauende Greis die Versorgung aller seiner Kinder. Vier Söhne wurden den Wissenschaften geweiht; die vier Töchter folgten dem Gewerbsstande ihrer Männer. Noch seh' ich im Geiste den 84-jährigen Greis, den gesegneten Diener Gottes, am Altare in langen Silberlocken beten, den glücklichen Vater von dankbaren Kindern, Enkeln und Überenkeln umgeben, in seiner Gemeinde von alt und jung geehrt und geliebt!

Die Liebe eines solchen Vaters hätte den Erstgeborenen so früh als möglich auf das benachbarte Gymnasium der Vaterstadt gebracht -- aber Scheu vor Unkosten und der Gedanke an die übrigen Kinder, die gleichen Anspruch auf Unterstützung hätten, hielten die Wage der Entscheidung lange in der Schwebe. Derweil ward der Selige unter des Vaters Augen in Heltau bis zur lateinischen Syntax gebracht. Die Wahl des Standes mußte nun bestimmt werden. Die bisherigen Erfolge übernahmen die Bürgschaft für die Zukunft -- wenn das älteste Kind gerieth, schien auch für die übrigen gesorgt -- im Gottvertrauen, daß Ehesegen Gottessegen sei, gab der erweichte Vater den bestürmenden Bitten des Knaben nach und beförderte ihn auf Hermannstadt, wo der alte Baron von Bruckenthal, unversehlichen Andenkens, alle Geister weckte, alle Herzen erweiterte, seinem Lande, seinem Volke und dieser Schule eine erleuchtende, erwärmende Lebenssonne war. Mitten in diesem Sommer und Herbste unseres Volkes schoß auch der Verstorbene als reiche Ähre auf und bestand, gepflegt von guten Lehrern

und befolgt von vielen Mitschülern, im Jahre 1796 die Maturitätsprüfung rühmlichst. Zwei Jahre war der Absolvierte bei den beiden noch lebenden H. H. Baronen von Bruckenthal, den Neffen Sr. Excell. des Gouverneurs, Hauslehrer. Im Jahre 1798 setzte der Selige sich mit noch 13 anderen in 3 Reisewägen, die ihn und sie ins Ausland brachten, an die Orte höherer Geisterweihe. Zwei Jahre studierte er an der Hochschule zu Jena, das dritte in Göttingen unter der Anleitung von Lehrern, wie begünstigende Umstände selten sie zu einer Zeit und an gleichem Orte zusammenbringen und behalten. Die Bestreitung dieser Ausgaben wäre dem Vater unmöglich gewesen, hätte sie Gott nicht verschafft durch den anspruchloseren Geist der damaligen Zeit, in der Ersparung des Vaters, in der Enthaltksamkeit des Sohnes. Was der Vater diesem Kinde that, konnte er keinem mehr thun, doch war dies darum kein Raub an den übrigen. Denn der Zurückgekehrte unterstützte die übrigen Geschwister alle so reichlich später, wie es der Vater für sich allein schwerlich imstande gewesen. Nach seiner Heimkehr 1801 trat der Candidat der Theologie wieder in seine Lehrerverhältnisse und war seinen, nun herangewachsenen Zöglingen Correpetitor am Lyceum in Klausenburg. Hier legte er den Grund zu seinen juridischen Kenntnissen. Als Frucht hievon legte er seine *Vindiciae* auf den Altar des öffentlichen Rechtes; warm gefühlt, klar gedacht und schön geschrieben sind sie eine siegreiche Widerlegung öffentlich dort vorgetragener Schmähreden und feindseliger Lehren.

Im Jahre 1804 schloß er seine erste Ehe mit der Pfarrers-tochter Regina Bruckner von Stolzenburg. Sechs Kinder entsprossen aus dieser Ehe, wovon noch nur 2 Söhne am Leben sind. Diese zärtliche, liebevolle Gattin starb noch 1830 in Stolzenburg, nachdem bereits 4 Kinder vorausgegangen waren.

Nur 9 Jahre dauerte seine gesammte Dienstzeit in Hermannstadt, obgleich er auch Conrector und mehrere Jahre hindurch ein wohlverdienter Rector war. Wenn des Lehrers höchstes Lob der Schüler Befähigung ist und ihre Anhänglichkeit, so wird es ihm daran nicht fehlen. Was wir Gegenwärtigen hier am einzelnen Orte sprechen und leiden, haltt und wird im gleichen Schmerz empfunden in allen Ecken und Enden des Landes, aus dem sich, wahrnehmend der Zeit, lernbegierige Schüler zu seinen Füßen setzten. Die äußerliche Belohnung fand sich bald. 1811 ward Stolzenburg frei. In die Candidation brachten ihn Gönner und — sein Verdienst; die Wahl auf ihn lenkte sein guter Name und die allgemeine Liebe allein. Den 17. April 1811, wie die hiesige Matrikel besagt, legte dem neugewählten Pfarrer von

Stolzenburg der Hochwürdige Herr Superintendent Daniel Neugeboren, der Vorgänger seinem Nachfolger, den Ordinationssegen auf das Haupt. Als Stolzenburger Pfarrer war er den Armen ein Vater; die Hungrigen in den Jahren 1815, 1816, 1817, die er speiste, die Elenden, die er erquickte — werden es bezeugen; er ließ die schöne Schule bauen, war ein guter Hirte seiner Herde, im Capitel Kopf, Hand und Fuß, schon damals ein Bürdenträger der geistlichen Angelegenheiten, er dachte, schrieb, forcht und reisete für den Clerus, selbst wenn Kranke daheim waren und nützliche Geschäfte unterblieben. Der Kunstsinige war selbst in Mußestunden in edler Art thätig; er erschuf an einer wüsten Bergwand einen freundlichen Garten.

Als der Tod seine Gattin ihm 1830 entriß, lebte er der Trauer um sie als Witwer ein Jahr. Da ward ihm die Last und Bürde des Hauswesens zu schwer, die Lücke seinem Herzen zu leer. Das Leben gehört dem Leben an. Nach reiflicher Berathung und Gebeten in der Einsamkeit wies ihm Gott den Weg auf Schäßburg, zu einer Witwe, an der er eine Gattin bekam nach — seinem Herzen, die jetzt hier weinende, tiefgebeugte, abermals zur Witwe gewordene Pfarrerstochter Dorothea Ungar von Node und hinterlassene Ehefrau des weiland hochverehrten Arztes Misselbacher in Schäßburg, die sein Leben erheiterte, verschönerte, erleichterte und beglückte. Mit ihr an der zufriedenen Seite bezog er im November 1833 diese wohnlichen Räume, wo ihre Liebe, Ordnung und Punctseligkeit alles erfüllte, belebte, beseligte.

Die Lasten dieses Amtes, welches jugendliche Schultern erfordert, die Festigkeit eines Mannes und die Weisheit eines Greises, trug er, der Starke und Weise, mit unermüdlichem Fleiße, unwandelbarer Treue und hingebender Aufopferung — bis an sein Lebensende. Zum letztenmale bestieg er am verflossenen Pfingsttage die Kanzel. Ein Schlagfluß, der schon in Stolzenburg als Vorbote seine einstige Todesart angedeutet hatte, mahnte um diese Zeit wieder, daß der Mensch eine Schuld abzutragen habe, die niemanden erlassen wird. Die erwähnte Predigt war eine erträgliche Zwischenzeit in seiner Krankheit, ein Vergönntnis der Vorsehung, noch einmal seine ganze Gemeinde zu sehen, noch einmal gesehen zu werden. Erschwertes Sprechen erlaubte später keine öffentlichen Vorträge mehr; umso rastloser saß der Geschäftsmann an seinem Arbeitstisch wie ein Arbeiter, der sein Tagewerk enden will, wenn er die Sonne sinken sieht. Der Herr verlieh ihm das volle Bewußtsein bis — zum letzten Ach! das als Seufzer, Wunsch und Gebet seinen Lippen, mit der Seele zugleich, entfloß. Ärztliche Hilfe ward nicht verschmäht — der Leib schmerzlichen

Mitteln preisgegeben. Was sterbliche Kunst vermag, was die beste Pflege leisten kann, ist versucht und — vergebens gewesen. An einem Orte, wo so viele und die verschiedenartigsten Geschäfte zusammenfließen — hier allein und krank, ein mürber Stein unter dem Rade eines Lastwagens — führte er das mühevollen und überschwere Geschäft bis zum letzten Posttage so fort, daß auch keine einzige Nummer unerledigt seinen unbekannten Nachfolger erwartet. Der Leib, seines Willens strenggehaltener Knecht, wollte zwar den Dienst immer mehr versagen: aber das eine niedersinkende Augenlid strich die minderfranke Hand in die Höhe — das herabfallende Kinn stützte ein Stab — so setzte er, als alle ämtlichen Geschäfte beendet und in Ordnung waren — seinen, ihn und andere ehrenden letzten Willen am Morgen seines Todestages auf, übergab die Schrift seinem Sohne, dem er die kinderlose Gattin empfahl wie der leidende Heiland dem Johannes seine Mutter. Es war Wahrnehmung der Todesnähe! daß er nochmals an den Schreibtisch geführt — endlich!! — Siegel, Amt und Sorgen seinem gesetzlichen Stellvertreter noch eigenhändig überschrieb und übersenden ließ. Bald suchten die brechenden Augen Licht, wofür sie immer weniger empfänglich waren. Die 5. Nachmittagsstunde desselben letzten Tages im Julius sah ihn scheiden. Der Klang aller Glocken verkündigte den Bewohnern zu Hause und auf den Feldern, daß der Averbehrte und aller Verehrung Werte dies Zeitliche verlassen habe, daß die Erde um eine schöne Seele ärmer, der Himmel reicher geworden. Eine Lungenlähmung führte den Tod herbei. Er hauchte sein Leben aus an dem schlagenden Herzen einer Gattin, der hienieden die arme Welt keinen Ersatz zu bieten vermag. Hätte er den 14. October d. J. noch erlebt, so wäre das 10. Jahr seines hiesigen Amtes voll geworden. Er ist der 25. Superintendent und hat, wenn man die Amtsjahre seiner Vorgänger durchschnittlich berechnet, nicht einmal die Mittelzahl erreicht, da Lucas Grassius 24 Jahre auf diesem Stuhle saß, und Paulus Zichelius in der neunten Woche seiner Ernennung schon ins Reich der Schatten hinabstieg.

Was er innerhalb dieser beinahe 10 Jahre der hiesigen Schule als Aufseher, der Kirche als Pfarrer, den Gläubigen als Lehrer, der Gemeinde als Beispiel, den Irrenden als Führer, den Sündern als Arzt, den Streitenden als Richter und Versöhner, dem Clerus als Oberhaupt gewesen, was er als Vater, Freund und Gatte war — ist bekannt, ist erkannt. Weder steht es meiner Schwachheit zu, die Maß in die Hand zu nehmen, noch ist der Ort da, noch die Zeit. Alles zu sagen, ist unmöglich — halb es nur zu sagen, wider Gewissen, und

Sünde — drum Schweigen eine Pflicht. Wollten aber die schweigen, die alle, welche er getröstet, erbauet, geliebet, gelehrt, unterstützt und getragen, die er gestärkt und ermuntert, gewarnt und gestraft, mit einem Worte, alle die, so er zu Christo geführt und geleitet hat — ja schwiegen die Stimmen dieser in den Herzen — —; die Steine würden schreien und zeugen für ihn! Es ist ein seltener Mann, ein seltener Mann ist aus unserer Mitte geschieden! — —

Gebet.

Wir aber, o Herr des Lebens und des Todes, wir preisen Dich und loben Deinen Namen mit Thränen in den Augen. Du hattest uns ihn verliehen und geschenkt, was wollten wir haben, daß Du ihn zu Dir genommen?! — Wir bitten aber Dein Vaterherz, Du wollest, nach unserm Glauben und Deiner Verheißung in Christo Jesu, dem Entschlafenen die Wohnungen des ewigen Friedens und der Seligkeit eröffnen, und uns allen, die wir noch vom Leibe des Todes umfassen sind, wenn einst das letzte Stündlein schlägt, ein gutes Ende geben. Amen.



Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit

in Anwendung auf Wahl und Besoldungen der sächsischen Geistlichkeit. *)

(1848.)

Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle
Dinge zum besten dienen. Röm. 8. 28.

Wie ich den Zehntverlust, vom Rechte aus, beurtheile, ist dir, lieber Theophile, bekannt; denn ich habe damit nicht hinter dem Berge gehalten. Er ist eine Rechtsverletzung und vorderhand auch ein Übel, aber nicht von der Art, daß man den Kopf darüber verlieren müßte. Weisheit vermag selbst aus Giften Mittel der Heilung zu erzeugen. Armut nöthigt zur Enthaltbarkeit und Selbstbeherrschung, die doch Erwerbungen sind; Noth übet in der Demuth und findet,

*) Das Schriftchen: Der Birtzhälmer Pfarrer zc. 1843, 8. IV. 28 bei Gött in Kronstadt versprach am Schlusse des Vorwortes: dem verneinenden Theile einen bejahenden folgen zu lassen, der darauf losginge: „Die Verzäunungen der verschiedenen Promotionskreise umzureißen, weil sie dem Gemeingeiste schädlich seien, durch ein Project, das Sachsenland im ganzen, für alle lutherischen Geistlichen zu Einem gemeinschaftlichen Promotionskreise zu machen.“ Obgleich ich nun an dieses Versprechen auch erinnert ward, so zögerte ich lange damit. Denn Zeit und Umstände schienen noch nicht reif dafür, denn wer gäbe sich gerne damit ab, gegen den Strom zu schwimmen. Nun endlich scheint die Zeit dafür erschienen zu sein. Darum lege ich diesen Vorschlag, der mein früher gegebenes Gelübde bezahlt, hiemit auf den grünen Tisch der öffentlichen Berathung.

Schon verlossene General-Synode in Hermannstadt (26. bis 29. Juni 1848) waren diese und andere Gedanken zur Vorlage in Bereitschaft. Aber die Sorge für das tägliche Brod ließ in den Herzen keinen Raum für die anderen Bitten des Vaterunsers. So wende ich mich denn nun an die Heiligen außer der Synode!

Messen, am Tag Maria Magdalenä 1848.

wenn unten nichts mehr zu suchen ist, Güter, die droben sind. Reichthum, Ehre und was sonst die Welt gibt, ist nur Anwurf, Mörstel und Zierat. Darum ist der Zehnten fort, ohne unsere Schuld, laßt ihn fahren dahin, sorgen wir nur, daß das nicht leide, was unserer Sorge anvertraut ist, das Evangelium. Ohne Waffen und ohne Pfaffen kann kein Staat bestehen. Wir sind nicht zum entbehren: wenn sie uns auch nicht möchten, müssen sie uns doch haben. Ich stoße also den Zehnten nicht mit dem Fuß aus dem Wege, aus Verachtung oder Übermuth, sondern nur das meine ich: wir sollten uns beim Verluste desselben nicht krümmen wie Würmer im Staube. Denn Gott lebt, und wer an ihn glaubt, hat in diesem Glauben die Kraft, die Welt zu überwinden.

Nimmt man uns also den Wagen, so laßt uns zu Fuße gehen: nicht aus Wahl oder selbstaufgelegter Peinigung, sondern weil es so ist, wie es ist, und — sein muß. Die Noth lehrt beten, sagt man, und uns wird sie noch mehr lehren müssen. Ziehen wir daher aus dem Schaden Nutzen, so vielen als möglich. Je mehr wir hiebei Gewinnste ziehen, umso kleiner wird der Verlust sein. Diese Ansicht in Beurtheilung gegenwärtiger Trübsale ist jedenfalls heiterer und fruchtbarer, als wenn man Maul und Flügel hängen läßt, schmollet, gnuupfet und knaufet.

Mit diesem Troste kauft man sich freilich keinen Rock und kann sich nicht einmal ein paar Sohlen damit aufnähen, aber die Erhörung des Gebetes ist auch ein quid pro quo. Gebete heben Kreuz und Plagen nicht auf, wenn Gott sie in die eine Schale des Lebens legt, aber sie erzeugen in der Seele ein schweres Gewicht der Kraft, daß die andere Schale niederzieht, und irdisches Weh als leichter in die Höhe geht. Wahrer Glauben erzeugt aber nicht nur im Herzen die Gemüthsruhe der Ausgleichung der Schalen, sondern wirkt auch Sieg und Leben, Beherrschung der Außenwelt, was darinnen angedeutet ist, daß Christus die Welt regiere, oder zur Rechten des Vaters sitze.

Um aber aus diesen Gemeinplätzen heraus ins Leben zu kommen, erlaube man mir das Feldgeschrei unserer Tage: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Anwendung zu bringen, mit der Wahl und den Besoldungen unserer Geistlichen, denen durch eben diese Schlagwörter der Zehnten ist entrisen worden.

Wodurch unterscheidet sich Zehnten und Staatsbesoldungen? Zunächst dadurch, daß die Geistlichen mit ihren Einkünften nicht mehr an Örtlichkeiten gebunden sind, weil der Staat sie bezahlen soll. So heißt es, und wenn was daraus wird, so geschieht's auch.

Durch diese Lostrennung des Pfarreinkommens von Örtlichkeiten wäre man denn endlich imstande, mehr die Personen ins Auge zu nehmen und von vornhinein ein gerechtes Verhältniß in den Einkünften der einzelnen Pfarrer eintreten zu lassen. Bisher waren in den Besoldungen die ärgsten Mißverhältnisse! Zwei Pfarrer, sonst in allem sich gleich, was Dienstalter und sonstige Eigenschaften anbelangte, hausten, oft nur durch einen Berg voneinander geschieden, nebeneinander, und — wie verschieden! waren Keller und Scheuern. Gab es doch neben den fettesten Pfarreien andere, wo vom Zehnten die Geistlichen davon nicht leben konnten; denen es nicht möglich war, sich eine Zeitung anzuschaffen oder ein Buch; die nicht imstande waren, aus dem Zehnten sich an den Festtagen in den Topf ein Pfund Fleisch zu kaufen. Mit Handarbeit mußten sie sich das tägliche Brod erarbeiten und froh sein, am Sonntag einen ganzen Schuh zu haben. Selbst viele Geistlichen unsers Landes wissen und wußten dieses nicht, woher hätten sie es auch wissen können? Sind nun diese erbarmungswerten Brüder nicht mehr in ihrer Besoldung an das örtliche Zehnteinkommen gewiesen, sondern bekommen, unabhängig von der Örtlichkeit ihres Aufenthaltes, ein genügenderes Lebensmittel, so ist dies für sie eine große Wohlthat, die ihnen nicht zutheil geworden wäre, wenn die Naturalzehnten beibehalten worden wären. Verlieren also die reichdotirteren Pfarrer durch die Umgestaltung der Dinge, so gewinnen nothwendigerweise eben hiedurch die geringerdotirten, die mühseligen und beladenen

Die großen Unterschiede in den Pfarrereinkünften, diese zufälligen Ungerechtigkeiten, die in den Örtlichkeiten lagen, die aber nun aufhören sollen, mußten böses Blut machen, und machten es auch, denn vor menschlichen Empfindungen schützt Rutte und Käsel nicht. Eine wahre Brüderlichkeit konnte in den Herzen deswegen nicht aufkommen. Der gleich Verdiente und ungleich Bedachte konnte den Glücklicheren und Vernünftigeren nicht herzlich preisen, ohne sich dabei als ungerecht Behandelten, als Unglücklichen zurückgesetzt zu fühlen? Mußte nicht Mißgunst im Herzen entstehen? War es nicht auch der Fall, und konnte es wohl anders sein? Diese nothwendige Erzeugung einer Mißstimmung lag in den Örtlichkeiten der Pfarre u. s. w. und mußte nachtheilig auf Zusammenkünfte und Berührungen einwirken. Es wirkte Mißstimmung in den Capiteln, bewußt und unbewußt; man war gespannt, kalt und blieb sich fremd.

Werden nun die künftigen Gelbbesoldungen besser und gerechter geordnet, nämlich nach den Principien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, so werden auch diese Mißstimmungen unter den Arbei-

tern am Evangelio seltener werden, oder, insoweit sie aus den Zehntungleichheiten entsprangen, ganz aufhören. Geschieht aber dieses, so ist doch diese Beseitigung für kein Übel zu achten, sondern für ein Gut, das aus der Abschaffung der Zehnten hervorgieng. Es fällt also dieser süße Apfel der Brüderlichkeit vom sturmbelegten Baume des Lebens als Entschädigung für den Zehnten der Gleichheit in den Schoß. Hatte das alte System seine guten Seiten, das neue hat sie auch. Bringt der Zehntverlust seine Übel, bringt er doch hienieden auch seine Gewinnste, Vortheile und Nutzen.

Wenn ich aber der Gleichheit in Besoldung der Geistlichen und Brüderlichkeit auch das Wort rede, und diese Wortführung mir zur Ehre anrechne, sientemal ich zu denen gehöre, die vom Zufalle begünstigt waren; so meine ich denn doch nicht, als sollten alle Besoldungen dergestalt über einen Leisten geschlagen werden, daß hinfort auch der geringste Unterschied nicht mehr stattfände. Ganz gleich können die Besoldungen deswegen nicht werden, weil Dienstalter, Vorbildung, Verwendung bei Prätorialschulen und Kirchen verschieden sind. Aber für eine vollkommene Gleichheit der Besoldungen unter Geistlichen gleicher Classification und Kategorien schlägt jeder Tropfen meines Herzens, weil sie eine Handlung der Gerechtigkeit, eine Forderung der Billigkeit, eine Bedingung der Brüderlichkeit ist. Wo Dienstalter verschieden ist, verschieden Prätorialverwendung, verschieden Vorstudien, da sei auch das Salarium verschieden; aber wo gleiche Kategorie ist, auch vollkommen gleiches Salarium. Nicht mehr habe der Zufall der Örtlichkeit, der Zeit der Promotion, die Gunst der Umstände haben über die Besoldungen zu entscheiden, sondern eine sich der Sache genau bewußte, gerechte und berechnende Gesetzgebung durch die Kirchenbehörden.

Diese auf der Gleichheit aufgebaute Verschiedenheit in den Besoldungen der Geistlichkeit hat nicht nur auf die Gemüthsstimmung der einzelnen Brüder einen wohlthätigen Erfolg, sondern diese Gerechtigkeit und Billigkeit in einer gleichmäßigen Salarierung der Geistlichen wird auch auf die Erhaltung und Hebung derjenigen Kirchengemeinden wohlthätig einwirken, die bisher, ihres kärglichen und elenden Lebensunterhaltes wegen, immer nur die schwächeren Kräfte aus dem Clerus erhielten. Die bisher verachteteren Gemeinden kommen nun auch zu Gunst und Licht. Als Bräute, die nun auch eine Aussteuer haben, werden sich nun auch stattliche Werber melden, die imstande sind zu erheben und zu beschützen. Sie, die Armen, mußten dem die Hand geben, der da kam. Oft konnte man im ganzen Lande nicht 6 Candidaten für sie aufreiben und erst bei der wenigeren Anzahl mußte

noch das Candidationsforum durch alle fünf Finger sehen. Gerade aber diese armdotierten Pfarrer sind die Außenwerke unseres Volksthum, die am meisten angegriffenen Punkte unseres deutschen Lebens. Wollen wir diese Gemeinen uns erhalten, wollen wir selbe von dem Untergange retten, so müssen wir für bessere Subsistenzmittel ihrer Pfleger und Geistlichen sorgen und durch eine Gleichstellung mit den übrigen Brüdern sie im Leben erhalten. Durch ihre Erhaltung sorgen wir fürs Ganze mehr, als wenn wir auf die besser bestatteten Gemeinen sorgen, die als Gesunde keines Arztes bedürfen, die imstande sind, sich selbst zu schützen und aus eigener Kraft das Leben zu fristen. Durch eine brüderlichere Bethheilung am Salarienfonde der gesammten sächsischen Geistlichkeit führen wir diesen halbverwahrloseten Gemeinen bessere Lehrer zu; die kaum noch brennende Lampe der deutschen Sprache erhält Öl zur Lebensfristung. Diese zerschossenen, verwitterten und untergrabenen Bastionen unserer sächsischen Burgen wollen wir neu herstellen und in den besten Vertheidigungszustand setzen. Sie sollen sie nicht haben, diese uns gehörigen Plätze unserer Sprache, Sitten und unseres Glaubens!! Uns sollen sie bleiben, und, wenn Gott will, Stützpunkte werden eines erweiterteren und befestigteren Volkslebens. Diese heilige Rücksicht auf diese, sonst absterbenden und beinahe jetzt schon erkalteten Glieder unseres Leibes ist schon an und für sich, auch wenn es keine anderen Gründe dafür gäbe, wichtig genug, um für eine gleichmäßigere Besoldung der Geistlichen jedes deutschfühlende Herz zu gewinnen.

Es spricht aber für die gleichmäßigere Salariierung der Geistlichen unseres Volkes auch noch der wichtige Grund, daß eben diese größere Gleichmäßigkeit der Besoldungen ein sicheres Mittel ist, daß dem Volke sein altes Recht, sich seine Geistlichen frei wählen zu dürfen, wieder zutheil werden, daß es wieder zum Besitze und zur Ausübung dieses Rechtes gelangen könne. Dieses alte Recht, so alt als unsere Geschichte, die doch nicht von gestern ist, dieses alte Recht soll eine neue Wahrheit werden: Eine Wahrheit und nicht bloß Namen, ein Sein und kein Schein, wie bisher. Wahlfreiheit ohne Candidation, ohne Promotionskreise. In Verbindung mit Candidation und Promotionskreisen war, was man Wahlfreiheit hieß, ein Spott, ein Hohn, eine Täuschung. Gleichmäßigkeit der Pfarrerbefoldungen vermag dieses Recht uns wieder zu erwirken, weil sonst am Egoismus der Begünstigung eine Clique sich anklammern wird, die gegen Wiedereroberung dieses alten, heiligen Rechtes sich sträuben wird und um sich schlagen, mit Händen und Füßen. Ist aber durch eine gleichmäßigere Besoldung die äußere Gleichheit gegeben, sind wir

in den Salarien wenigstens brüderlich gestellt gegeneinander, dann wird der Egoismus keinen Anhaltspunkt haben, gegen die Freiheit der Volkswahlen zu kämpfen.

Man erschreke nur nicht über diesen Vorschlag, als ob er unausführbar sei. Ist doch durchweg eine solche freie Wahlart der Pfarrer in unserm Sachsenvolk bis auf die Reformation gewesen. Sie muß also möglich sein, weil sie wirklich gewesen ist; sie muß lebensfähig gewesen sein, weil sie 400 Jahre gedauert hat.*) Man blättere nur in den Kirchenbüchern, um sich überwiesen zu finden, daß ehemals allerorten keine Promotionskreise, selbst nach der Reformation, stattfanden, sondern, wie sich's gebürt, die Geistlichen vollkommene Freizügigkeit aus einem Capitel in alle übrigen hatten. Warum sollte es nun jetzt nicht wieder der Fall sein können und sollen? Jetzt, wo Morgenluft wehet, wo alte Fesseln überall fallen, wo die Freiheit des Volkes das Lustgeschrei der Menschen und der Lobgesang der Engel ist?

Im gemachten Vorschlage, sowohl die Candidationen als die Promotionskreise fallen zu machen, erblicke ich keine Gefahr, keinen möglichen Unsegen, sondern nur Heil und Frieden, Gesundheit und ein freudiges Leben.

Um aber nicht mißverstanden zu werden, wird es nöthig sein, daß ich meine Ansichten hierüber noch etwas mehr entwickle, und daß du, lieber Theophile, noch eine kleine Weile mir zuhörst, ehe du urtheilst. So höre denn:

Als obersten Grundsatz, zur unschädlichen Erringung einer freien Wahlart der sächsischen Geistlichen, ist aufzustellen: Daß nur derjenige von einer Gemeinde zu ihrem Geistlichen gewählt werden könne, der die erforderlichen Eigenschaften zur Führung eines geistlichen Amtes besitze. Zu solchen wesentlichen Eigenschaften

*) Im Schriftchen „Der Birtshälmer Pfarrer 2c.“ habe ich auf die Entstehung der Candidationen und Promotionskreise hingedeutet. Hier wäre nun ein gar zu ungeeigneter Ort, deren geschichtliche Einführung, Verbreitung und Verknüpfung weitläufiger herzuleiten, da ja gerade hier auf ihre gänzliche Abschaffung gedrungen wird. Nicht will ich daher an ihrer Wiege singen, sondern, wenn Gott und mein Volk will, den Verschiedenen ins Grab legen. Im ganz strengen Sinne datieren sich die Promotionskreise nur seit dem Oberconsistorialbeschlusse vom 21. Februar 1819. War der bisherige Gebrauch auch nur ein niederer Zaun gewesen, über den man springen konnte, wenn man lange Beine hatte, oder nur bloße, die Grenzen angebeude oder andeutende Stecken, durch die ein Günstling und Ihr Vetter oder Schwager schon durchkonnte, wenn die Candidatoren nur wollten, so machte dieser Oberconsistorialbeschluss nun einen vollkommen gefügten und mit Dörnern bedeckten starken Zaun mit Asten daraus.

werden: Gewisse Kenntnisse, Fertigkeiten und Sitten gehören. Diese Eigenschaften werden also die allgemeinen Bedingungen der Anstellungsfähigkeit sein. Die Kirchenbehörde wird es für ihre Aufgabe halten, in der Aufstellung dieser Bedingungen für die Ehre der Kirche und für die Wirksamkeit des Amtes zu sorgen. Die Garantien also gegen Mißgriffe liegen in den Händen der Kirchenbehörde. Etwas Ähnliches bestand auch bis jetzt bei uns durch die Ordination. Über die Sitten und Verwendung gab der Dechant ein begleitendes Zeugnis, über die Geistesfähigkeiten und Glaubensrichtung entschied beim Superintendenten eine Prüfung, eigentlich nur in dogmatischen, und dann erst folgte die Handauflegung. Diese, den Ordinationen vorausgehenden, hie und da bloß mehr als Förmlichkeit bestandenen Ausweise über Sitten und Kenntnisse sind nun umso strenger als Thatsachen zu handhaben, als diese Ausweise nun die ganze freie Wahl vor möglichen üblen Folgen schützen sollen. Die Abiturienten-Prüfungen, die Maturitäts-Prüfungen müssen endlich einmal überall und jederzeit von der gründlichsten Art werden, zumal die Besuche auswärtiger Hochschulen immer seltener und seltener werden. Die Überzeugung von diesen Kenntnissen, Fertigkeiten und guten Sitten vertreten nun ganz die Stelle der bisherigen Candidationen. Wer nach den Kriterien der Prüfungen diese persönlichen Eigenschaften besitzt, ist wahlfähig im allgemeinsten Sinne des Wortes, d. h. ein solcher ist in allen Wahlen. Wer diese Eigenschaften erwiesenermaßen hat, kann von jeder Kirchengemeinde berufen werden; wer sie aber nicht hat, kann von keiner Kirchengemeinde berufen werden. Man ist also in allen Wahlen, oder in keiner. Es ist nur ein Evangelium und Kirchendienst, und an allen Orten und Enden nur Eine Kirche und Ein Volk. Wer eine kleine Gemeinde nicht geistlich weiden kann, ist auch untauglich zur Seelsorge einer größeren Kirche; von dem man aber befürchtet, er werde eine zahlreichere Gemeinde verwahrlosen, ist nicht zuzulassen, eine kleine zugrunde zu richten. Denn hierinnen hat man nicht auf die Versorgung eines Einzelnen zu sehen. Der Beamte ist des Volkes wegen da, und nicht das Volk des Beamten wegen. Dieses ist ja die Errungenschaft unserer merkwürdigen Tage. Dreht man Pfarrerbesetzungen von einer Seite auf die andere, und von der zweiten wieder auf die erste, so ist's doch ewig wahr: Des Volkes wegen sind die Pfarrer da und ja nicht anders. Jede Gemeinde ist aber Christi, auch die geringste, und ihm gleich lieb. Sei die Gemeinde groß oder klein, auf Königserde oder Comitatsboden, gleichviel! Sie sind allzumal des Herrn, und müssen geweiht werden, eine wie die andere, keine mehr, keine weniger

als die andere. Wer dies nicht glaubt, oder dawider spricht oder handelt, ist ein Pharisäer, Sadducäer, aber gewiß kein Christ.

Wer also die vorgeschriebenen Erfordernisse hat, braucht zu einer erledigten Pfarre nicht erst candidiert zu werden, er ist an sich schon durch seine Eigenschaften candidiert, nicht bloß für diese Stelle, sondern für alle, und kann, ohne alle Rücksicht auf irgendwelche Promotionskreise, von jeder Kirchengemeinde zu ihrem Pfarrer gewählt werden, welche eines solchen bedarf. Wie aber bei Heiraten nicht nur der Mann das Recht hat zu wählen, sondern auch die Männin gleicherweise das Recht hat anzunehmen oder die Wahl abzulehnen, so steht es auch dem Gewählten frei: Ja dazu zu sagen oder Nein, je nachdem das Herz auch ihn dahin zieht oder abstößt. Es ist also keine Rede mehr davon, ob jemand ein Capitelskind sei, ob er ein Haus im Stuhl oder in der Stadt habe. Bist du ein Sachse? Ja. — Bist du evangelisch? Ja. — Hast du gelernt, was man braucht? Ja. — Und ein ehrlicher Mensch? Ja. — Nun, so kannst du überall Pfarrer sein.

Bei solch getroffenen Vorkehrungen sind gar keine Mißgriffe zu beforgen, und es können selbst bei diesen ganz und gar nicht beschränkten Wahlen demohngeachtet keine unwürdigen Menschen in Pfarrämter kommen. Nur die Kirchenbehörde soll thun, was ihres Amtes ist. Thut sie's, so ist allen unwürdigen Subjecten der Niegel vorgeschoben! Redet man etwa damit dem Candidationswesen das Wort, daß solche Anstalten dazu gedienet hätten, zum Reuter Durt, Raden und anderes Gesäme vom reinen Weizen ab- und auszusondern -- seht, hier ist dieselbe Maßregel, nur ohne Schmälerung des Volksrechtes, ohne Einschränkung der Wahl. Wollen sich die Candidationen damit als unentbehrlich erweisen, daß sie, eben durch die Candidationen, die Kirche vor Schaden und Schande bewahrt hätten, so danken wir ihnen für die bisher darinnen gehabte Mühe; — bitten sie aber für die Zukunft nun in einer anderen Gestalt, auf die Untersuchung der Qualitäten der Bewerber ebenso fleißige und gewissenhafte Sorge anzuwenden, damit die Kirche auch ferner für Schaden und Schande bewahret bleibe. Das väterliche Aufsichtsrecht der Kirchenbehörde wache nur in genere, überlasse aber der einzelnen Gemeinde zu wählen in specie nach Herzenslust. Sorgen die Markttrichter nur darauf, daß kein ungesundes Obst auf den Platz komme; der Einzelne kaufe sich dann, was ihn beliebt. Versichert sich die Oberbehörde im voraus und im allgemeinen, und nicht bloß dann, wann der Fall eintritt, über die Würdigkeit und Amtsfähigkeit der Einzelnen, so sind den Gemeinden Herz und Hände genug gebunden, und wer mag der christlichen Freiheit nicht noch

mehr Schranken ziehen. Freiheit der Wahlen ist ein christliches Gemeinderecht!

Wie aber die Prüfungen in den Kenntnissen beschaffen sein sollen — auf welche Art man sich der Sittlichkeit der Individuen versichert halten könnte — wie und auf welche Weise sich der Superintendent die Überzeugung verschaffen könne, daß der Candidat in der Glaubensgemeinschaft steht, ist eine andere Aufgabe, und ein würdiger Gegenstand reichlicher Überlegung, jedenfalls ein würdigerer, als durch immer neue Auflagen von rectificierten Candidationsnormativen ein gar nicht bedürftiges Zeugnis darüber abzulegen, daß keines was taugte, und jedes nur ein neuer Lappen war. Wenn der Grundsatz dieser, auf die erwiesene Würdigkeit der Individuen basierten freien Wahl so glücklich sein sollte, angenommen zu werden, dann würden sich über die erforderlichen Modalitäten schon die geeigneten Vorschriften verfassen lassen. Ist aber dieser Maßstab entworfen, in Gesetzeskraft gesetzt und wird darnach gehandelt, so ist eben durch dieses Gesetz und dessen Handhabung jede Gemeinde vor groben Fehlgriffen gesichert — abgesehen davon, daß bei freien Wahlen Wählende eher zu einer selbständigen und geistesfreieren, unabhängigeren Verfahrens- und Wahlart gelangen, als unter dem bisherigen System einer an Blindheit und Urtheillosigkeit gewöhnenden Vormundschaft. Es gebe nur die Kirchenbehörde keinem ein Zeugnis der Wählbarkeit, der ein Strohkopf ist, oder ein Plapperhans, oder ein Trunkenbold: So wird auch kein solcher gewählt werden können. Trauet sich aber die Kirchenbehörde selbst nicht soviel Weisheit und Gewissenhaftigkeit zu, um solches zu vermeiden, so möge sie nun auch so ehrlich sein, und eingestehen, daß auch die Candidationsfora derselben Fehlbarkeit unterworfen sein mögen. Daher denn die Befürchtung, als würden die freiwählenden Gemeinden, wenn keine Candidationen wären, in viele Mißgriffe verfallen, ja nicht als ein neues Übel als Grund gegen den Vorschlag der freien Wahlart vorgebracht werden sollte.

Vielleicht hat aber eine andere Bedencklichkeit mehr Grund. Es wären vielleicht die schamlosesten Werbereien zu befürchten. „Bis jetzt,“ möchte gesagt werden, „konnten doch nur diejenigen sich „auf Werbung verlegen, die in die Candidationsliste hineinzukommen „einige Wahrscheinlichkeit gehabt hätten. Denn die Zahl wäre jedenfalls „eine eingeschränktere gewesen. Nun aber, wenn keine Candidationen „mehr seien, und sich dadurch die Zahl der Competenten ins Unendliche „vermehrte, dann erst würde man diese sehen und hören, daß man sich „das Gesicht mit beiden Händen nicht würde genug bedecken können.“

Wenn dieses freilich der Fall sein würde, so müßte auch ich eingestehen, daß dieses ein sehr übler Umstand sein würde. Zum Glück aber für die gute Sache der Freiheit hoffe ich, es würden hiebei unerlaubte Bewerbungen nur um so viel weniger zur Anwendung kommen. Ehe ich aber zur eigentlichen Widerlegung dieser übrigens ganz unbegründeten Befürchtung übergehe, muß ich im voraus einräumen, daß bei allen Wahlarten, solange Menschen Menschen sein werden, bald mehr, bald weniger gute Mittel werden angewendet werden, um die Wählenden zu seinen Absichten zu bestimmen. Wollte man also alle Bestechungen des Volkes bei Erwählungen von Amtsleuten verhüten, so müßte man hiezu das heroische Mittel in Anwendung bringen, und das Volk gar nicht wählen lassen. Dann erst wird sich niemand bemühen, auf die Stimmung des Volkes einen Einfluss zu üben. Legte man nun also statt die Geistlichen vom Volke wählen zu lassen z. B. die Ernennung der Pfarrer gänzlich in die Hände gewisser Oberen, so wäre hiedurch auf einer Seite allerdings der Bestechung vorgebeugt, aber auch wenig damit gewonnen. Denn nun würde man Jagd machen auf die Gunst dieser Herren, die ernannten, wie man früher Jagd machte auf die stimmgebenden Bauern. Einige oder wenigere sind auch, und zwar eben weil es wenigere sind, leichter zu bestechen als viele. Es geschähe nun die Simonie jetzt in der Höhe wie sonst in der Tiefe; der alte Adam wäre doch nicht todt und unwirksam. Derjenige Candidat, der seiner Würdigkeit so wenig vertraut, der andere Leute fähig achtet, um für Geschenke das Recht andern zu verkaufen, der wird, freilich auch bei der freien Wahlart, nach der Wagenschmiere greifen. Jedoch begeht man, glaube ich, einen sehr großen Irrthum darinnen, wenn man glaubt, es ließen sich nur durch Wein und Sauerkraut Stimmen anwerben oder erkaufen. Ohne gerade Geld in die Hand zu drücken oder zu versprechen, kann man bestechen. Man besticht durch Leutseligkeit, Freundschaft — man hat Freunde, denen die Wählenden suchen einen Gefallen zu thun; die Wähler versprechen sich selber in einem gewissen Candidaten einen Wohlthäter, Helfer und Berather; es bestechen Erinnerungen an empfangene Wohlthaten aus der Familie, die Ehrenhaftigkeit eines Bruders und Vaters, das Lob eines Gesindes, der Zug einer schönen That. Der schwere Weg hält ab einen Entfernten zu wählen; eine Bergstiege macht abfällig von einem sonst geliebten Manne u. s. w. Alle diese Linien laufen bei einer Wahl in einen Punkt zusammen und entscheiden meinen Erfahrungen nach mehr als in den letzten Tagen die Geschäftigkeit von Freunden und Feinden, der herumgereichte Becher oder Versprechungen und Geschenke. Tausendmal hat es sich bewiesen, daß.

wem soll geholfen werden, der Art sein muß, daß ihm geholfen werden kann. Die Kuh, die nur dadurch aus dem Moordotter gezogen werden kann, wenn man sie am Schwanz und Hörnern erfasset, muß Schwanz und Hörner haben, um sie daran auch wirklich herauszuziehen.

Es ist nicht wahr, daß Bestechungen so viel helfen; allein es ist auch schwerlich wahr, daß sie so häufig angewendet werden. Nur diejenigen, die durchgefallen sind, machen dann in Vorwürfen sich Lust, suchen eher in allem anderen die Schuld als in sich. Es geht mit den beglückteren Bewerbern, in einer gewissen Art, wie mit Leuten, deren Wohlstand man sich nicht zu erklären vermag: sie müssen dann Geld gefunden haben. Getäuschte Hoffnungen, gekränkter Ehrgeiz rufen dann Zeter in die Welt, weil diese sie nicht auch mit ihrer selbstverliebten Brille ansieht. Endlich gibt es Mannsbilder, die auch an keine weibliche Tugend glauben. Warum? —

Um aber nicht nur bloß im allgemeinen um den Brei herumzugehen wie die Katzen, wenn er zu heiß ist, so wollen wir nunmehr die Werberei recht scharf ins Auge fassen, und da hoffe ich, die Befürchtungen, als würden bei ganz freier Wahl mehre Werbungen begangen werden als bisher, ziemlich sicher und vollständig widerlegen zu können. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß die beantragte freie Wahl in genauer Verbindung steht mit der gleichfalls vorgeschlagenen ziemlich gleichen Salarierung der Geistlichen, und daß die Örtlichkeit der waisellofen Pfarre keinen Einfluß hat auf das Einkommen, weil dieses nunmehr lediglich an der Persönlichkeit haftet. Wie sollte nun bei diesen neuen Verhältnissen mehr Simonie zu befürchten sein, wo man mit der Promotion nichts am Salarium profitiret, als bei der alten Weise, wo man nur profitieren konnte, wie man profitierte. Ich bitte dieses genau zu bedenken, um zur völligen Überzeugung zu gelangen, daß nach dem neuen nun vorgeschlagenen Systeme sozusagen alle Simonie aufhören muß. Wenn man nach dem neuen System auf der kleineren Pfarre verbleibet, so ist man darum am Einkommen doch nicht verkürzt. Denn man rückt auf dem kleineren Dörfchen, wenn man nicht gewählt wird, in der Stufenleiter der Dienstjahre ebenso aufwärts, wie wenn man auf ein anderes größeres Dorf gezogen wäre. Warum sollte man also Jagd auf Promotion, auf Stimmen machen? Man gewinnt nichts, man verliert auch nichts, ob man geht oder ob man bleibt. Da meine ich denn doch, jedermann werde einsehen, daß Simonie gerade hinfort bei der Natur dieser Verhältnisse zu den weißen Raben gehören werde! Dieses muß doch jeder nothgedrungen zugeben

und kann es unmöglich leugnen. Aber wie steht es mit denjenigen, die erst in eine Pfarre kommen sollen? Simonien werden auch von dieser Seite wegfallen müssen, weil Prätorialdienste auch als Verdienste angesehen und in die Berechnungen aufgenommen werden, dem später in den Pfarrverdienst eintretenden aber gerade um so viel ein erhöhteres *Salair* garantiert wird, als er länger in *loco praetorii* diente. Eine vollkommene Gerechtigkeit in Abwägung der Verdienste ist nicht möglich, wie die Quadratur des Kreises. Decimalstellen werden das Bruchtheil auf Erden nie ganz ersetzen, selbst wenn Gott vom Himmel käme. Immer wird es Unzufriedene, Klagegeister und Sauertöpfe geben, die etwas zu tadeln haben. Mögen sie: — es macht ihnen ihr Ärgernis Freude, und Kümispalten ist auch eine Beschäftigung.

Ich aber kann von diesem Wilde freier Pfarrerrwahlen die Hand nicht abthun, ohne noch zu dessen vollständiger Ergänzung zwei Pinselstriche zu thun. Wenn, nach dem Plane, die Steigerungen des Einkommens an der Person haften, und nicht mehr wie bisher an der Örtlichkeit der Pfarren, so werden auch die mageren Pfarrer nicht mehr so angelegentlich um die Gesundheitsumstände fetterer Pfarrer sich erkundigen, daß ihnen ihre ängstlichen Besorgnisse pfiffige Bauern mit lachendem Munde ausreden müssen. Ebenso werden die wenigbesoldeten Pfarrer, die unter der Sperre sind, minder ungeduldig der Zeit Flügel wünschen, um 3 Jahre verhebt zu haben, damit sie wieder auf die Bank heiratsfähiger Mägde zu sitzen kämen. Es kommt Friede und Ruhe in die Seelen: Denn auch unter der Sperre wächst man im Alter und die Sorge um Beförderung verleidet nicht zu richten und sündigen Wünschen nachzugeben, und verkümmert das Leben nicht mit den fatalen Rechnungen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Ein stiller Sabbath kann nur im Herzen der Geistlichen wohnen. Wahrlich, diese bedürfen auch dieser Stimmung und mehr wie andere Leute, denn wer andern Frieden geben will, muß ihn zuvor doch selber haben. Steigt ja ein Wunsch auf nach Promotion, so können es nunmehr nicht mehr ungestüme Wellen groben Eigennutzes sein. Man verlangt anderswohin, wo man hofft, all dort mehr geliebt zu werden, oder selbst mehr liebt; es bestimmt diesen Wunsch ein Geistesverwandter in der Nachbarschaft, eine Anlage, die Nähe einer Stadt, es räth uns den Ortswechsel an, weil an dem andern Orte Träume der Kindheit spielen, theure Erinnerungen haften, oder Gräber lieber Todten sind. Ja, wahr wird's sein, durch die Freiheit der Wahlen und Ausgleichungen der Besoldungen werden die Hezereien unter Aqualen, das Jagdwesen äußerer Bewerbungen, und die inneren Aufwühlungen der Leidenschaften vielleicht beinahe ganz beseitigt werden.

Zwischen Kirchenkindern und Seelenhirten kann überdies die Innigkeit wachsen. Denn der Pfarrer kommt nun nicht um den größern Hattert, um den größern Lohn zu ihnen. Die Zuhörer hinwieder haben ihn auch nicht darum gewählt, weil er unter den sechs Candidaten der mindest Unbeliebte war. Sie wählten, weil sie liebten, ihn mehr als alle, und nicht nur mehr als die andern fürchten.

Für unsere Comitatssecclesien gehet insbesondere eine neuere, schönere Sonne auf, weil sie nun nicht nur auch freie Leute geworden sind, sondern weil sich auch der Charakter ihrer Ortschaften freundlicher wird ausbilden. Jene vergelbten, verbissenen Gesichter werden verschwinden, der scheue Blick wird traulich werden, und es wird angenehmer wohnen sein auf diesen Orten, wo nur jüngst Niedergeschlagenheit, Noth und Wuth der Bögte herrschte, und Flüche die Luft durchbebten. Gelobt sei Gott dafür. Denn nun werden auch hieher unsere Geistlichen lieber ziehen — auch hieher werden alle Candidaten gerne kommen, weil nun auch hier das Dasein freundlicher sich wird künftig gestalten.

Ein Schlüssel aber der Salarien, nach den aufgestellten Kategorien der Vorstudien, Prätorialverwendung und des Dienstalters, bei stattfindender freier Wahl, wird sich leicht auffinden und berechnen lassen, sobald diese Grundsätze in thesi angenommen worden sind. Eine gedruckte Scala wird keine Unsicherheit zulassen.

Tritt aber dereinst dieser Vorschlag freier Wahl und gleicher Befoldung, mit dem ganzen Gefolge ihrer Segnungen, als wirkliches Leben auf, so hat unser Volk ein neues Andreanum erhalten. Wir sind wieder, nur in anderer Art, ein unus populus, nunmehr nicht ein königliches, sondern ein Priestervolk. Eines sind wir in kirchlicher Beziehung, die zerstückelten und vertheilten Glieder sind geworden Ein Leib. Wie Kinder einer Mutter aus einem Zimmer in das andere gehen, so ziehen die Geistlichen aus einem Kreis in den andern. Sie dürfen sich mischen wie Karten Eines Spieles. Wir sind Eins, wie in alten goldenen Tagen. Wenn die Liebe ruft, hindern keine Brückenschläge, und die Schildwache an den Promotionsgrenzen schreien kein feindliches: „Wer da?“ zu. Wo Sachsen leben und sprechen, da ist Sachsenvolk. Alle Herzen schlagen in dieser Empfindung, wenn auch an getrennten Orten. Wie die Christen erster Zeit am Kreuzschlagen sich erkannten und als Brüder sich aufnahmen, also wird Sprache und Glaube uns zum Brüderzeichen dienen, und wir werden uns erfreuen untereinander und trösten, wenn Thränen des Schmerzes oder des Jubels fließen. Weil keine Promotionskreise mehr sind, sieht das Volk nun auch in die Ferne, und die junge Geistlichkeit, die sich beangen-

scheinigt sieht, wandelt als die Geschenen. Keine Bretterwände und Zäune umgeben absondernd die Kreise. Rufe ertönen und werden befolgt von der Burze an den Mühlbach — von Nöfen in das Rockelthal — vom Neussenmark nach Schäßburg. Dann erst sind wir Eins. Wir hatten schon lange aufgehört es zu sein. Durch Heiraten und Bekanntschaften, durch Liebe und Dankbarkeit, Erziehung, Umgang und Übersiedlungen verlieren sich allmählich die Ecken und singulären Eigenheiten des Cantönligeistes: Es verschleifen sich die Rostflecke der widrigen Vorurtheile, Einbildungen, die jetzt Kreise gegen Kreise haben — und es tritt das reinere Gepräge der Ganzheit ans Licht. Die Gemeinschaftlichkeit unseres Glaubens und unserer Sprache wird uns einst zusammenführen, als National-Concilium. Dann wird das wahre Schutz- und Trutzbündnis geschlossen werden, in wahren Trutz, zu wahren Schutz und großem Nutz, wie es schon lange nöthig gewesen.

Drum der Kirche zu — der deinen, der freien, der göttlichen dehne die Schritte, — strecke die Arme — und ziehe mit den Herzen — du mein gutes und treues, sinniges und deutsches Volk — das keine andern Fehler hat, als das es nicht zahlreicher ist. Hieher auf diese Höhe des Lebens flüchte dich, wenn die Gründe voller Wasser werden, auf diese Burg, wenn der Feinde Menge alle anderen Plätze bedeckt. Hieher flüchte dich mit deinen Heiligthümern: Sprache, Sitte und Wissenschaft. Dahinauf schlagen keine Wogen, an diesen Felsen prallen alle Pfeile ab.

Als du in dieses Bärenland kamest, solltest du ein Sauerteig sein zu backen fürs ganze Land das Bürgerthum. Siehe, wir sind Herren und Knechte alle das geworden, was du warest.

Diese Mission ist vollendet.

Noch einmal sollst du ein Vorbild sein in anderer Art, ein Vorbild der kirchlichen Freiheit, des Bürgerstandes, des Glaubens. Gründen sollst du nun — ein Bürgerthum und Gottesreich.

So müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28.



Inhalt.

	Seite
An den Edelsinn und die Menschenfreundlichkeit der sächsischen Nation in Siebenbürgen eine Bitte und einen Vorschlag für die Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heil. Beruf eines Schullehrers auf dem Lande (1821)	1
Der Birtshälmer Pfarrer und der lutherische Superintendent Praevisa minus nocent (1843)	27
Die Zünfte. Eine Schutzschrift	48
Untersuchungen und Wohlmeinungen über Ackerbau und Nomadenwesen (1842)	82
Der Sprachkampf in Siebenbürgen (1842)	105
Wünsche und Rathschläge. Eine Bittschrift fürs Landvolk (1843) , . .	151
Der Geldmangel und die Verarmung in Siebenbürgen besonders unter den Sachsen (1843)	204
An mein Volk! Ein Vorschlag zur Herausgabe von drei absonderlichen Zeitungen für siebenbürgisch-deutsche Landwirtschaft, Gewerbe-, Schul- und Kirchensachen (1843)	296
Standrede vor dem Sarge des weiland Hochw. Herrn Joh. Bergleiter, ev. Pfarrer in Birtshälmi und Superintendent der Augsburgs Con- fessions-Verwandten in Siebenbürgen (1843)	318
Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Anwendung auf Wahl und Be- solidung der sächsischen Geistlichkeit (1848)	324



GTU Library



3 2400 00482 1611

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall.

K. und F. Hofbuchdrucker Jr. Winter & Schickard, Brunn.
